

DIE WELTWOCHEN



Die Ringiers

Ein Schweizer Heldenstück über Macht, Geld und Familiensinn.

Kurt W. Zimmermann und Roger Köppel

Universitäten ohne Glanz

Zeit für private Alternativen. *Bruno S. Frey*

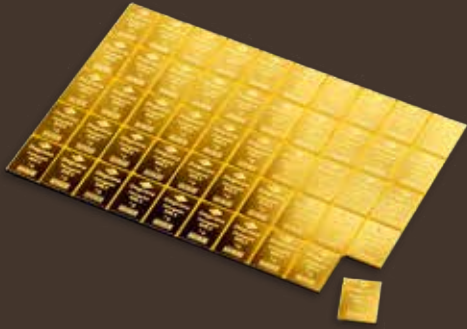
«Risiken bleiben im Dunkeln»

Warum mRNA-Pionier Robert Malone die Covid-Impfung ablehnt.

Pierre Heumann

Raubkunst der Familie Coninx
Was der «Tages-Anzeiger»
in der Bühler-Debatte
verheimlicht

4 19474071006907 02



GOLDENE AUSSICHTEN FÜR 2022: MIT EDELMETALL VON DEGUSSA.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



Danke, Marc Walder

Wir leben in moralistisch durchtränkten Zeiten. Der Egoismus des Scheinguten regiert. Besonders die Medien schwingen sich zu neuen Gesinnungskirchen hoch, stets lauernd, verurteilungssüchtig, Journalisten als schreibende Inquisition, Schauprozessankläger, so virtuos jonglieren und verdrehen sie Worte und Schlagzeilen, treffsicher jene «Narrative» und Scheinwirklichkeiten fabrizierend, mit denen sie glauben, sich im Urteil ihrer Kollegen als Treuhänder des Wahren und vor allem des Guten zu bewähren.

Letzte Woche fanden die Meinungs-Jakobiner ein superdankbares Ziel, den Ringier-Verlag, oft selber auf den Rasierklingen des Moralismus reitend, und dessen Wunderkind-CEO Marc Walder, aufgestiegen vom darbenenden Tennisspieler zum Mitbesitzer, kosmische Laufbahn, heute Hansdampf auf allen und längst zu vielen Hochzeiten, der seinen Kritikern den Gefallen tat, sich ihnen durch ungewollte Ehrlichkeit zum Festschmaus auszuliefern.

Was für eine Schlacht, welche Party: Kaum jemand glaubt sich die Chance entgehen lassen zu dürfen, den Verlagschef und sein Unternehmen so richtig in den Senkel zu stellen, alle glücklich vereint im Bestreben, sich moralisch gesundzustossen an Ringier, dem internationalsten Verlag der Schweiz, glorreich aufgebaut von einer aus Frankreich zugewanderten Hugenottenfamilie.

In seinem mittlerweile weltberühmten CEO-Talk, der über ein Jahr alt ist, erklärt Walder freizügig, dass seine Firma, an der er 7 Prozent besitzt, auf seine Initiative hin einen regierungsfreundlichen Pandemie-Kurs gefahren sei. Man habe entschieden, die Behörden zu «unterstützen», ihnen «verantwortungsvoll» zu helfen, anstatt im allgemeinen Nebel der Ungewissheit auf die Barrikaden des Widerstands zu steigen. So ungefähr hat er es ausgedrückt.

Seither pfeift und brodeln es fürchterlich in den Dampfkochtöpfen der Medienindustrie, und Marc Walder, geschmeidiges Netzwerkchamäleon, Aufstiegs Wunder mit nachlassender Bodenhaftung, durchleidet nun den Shitstorm seines Lebens, sieht sich plötzlich angeklagt als die Verkörperung des Bösen, als Inbild all dessen,

was die Konkurrenz zum Monster aufbläst, um damit die eigene journalistische Unbeflecktheit vorzugaukeln

Schwer verunsichert vom Dauer-Pressing der Empörten, machte Walder den grössten Fehler, den ein Mann in seiner Lage machen kann. Anstatt seinen Kritikern die Zähne zu zeigen und beherzt zur eigenen Meinung zu stehen, die man ja nicht teilen muss, entschuldigte er sich. Danach fielen sie, berauscht durch des Opfers Schwäche, erst recht über ihn her.

Bis hinauf nach Deutschland oder in die weiten Ebenen Österreichs drang die Kunde vom «regierungstreuen Ringier-Verlag», ganz als ob

An der Causa Ringier entfalten und entladen sich gerade die Lebenslügen einer Branche.

in diesen beiden Ländern der regierungskritische Journalismus erfunden worden wäre. Ausserdem habe sich Konzernchef Walder, Kapitalverbrechen, in die Arbeit seiner Redaktionen eingemischt, anstatt nur Zahlen zu sortieren.

Von «Zwang» und «Weisungen» ist da in fantasiebegabter Wut die Rede, der harmoniebetonte Walder wird hingedichtet zum putinesken Redaktionstyranen, der eherne Gesetze missachtet habe, die heilige Unabhängigkeit der Journalisten, die sich, wenn man die Artikel liest, tatsächlich einzubilden scheinen, die Verlage, bei denen sie angestellt sind, gehörten ihnen. Nieder mit den Eigentümern, alle Macht den Volontären! Köstlich.

An der Causa Ringier entfalten und entladen sich gerade die geballten Lebenslügen einer Branche, dabei müssen wir Marc Walder dankbar dafür sein, dass er diese Kathedrale der Verlogenheit mit seiner unfallartigen Offenherzigkeit zum Einsturz brachte. Es ist, als platze eine Eiterbeule.

Natürlich waren die Medien während Corona viel zu nahe dran am Staat, allen voran, aber nicht nur Ringier mit seinen «Dîners républicains», mit seinen Homestories und Hofberichten über Alain Berset, den grossen Medizinmann,

auf den man gar nichts kommen liess, Journalismus und Politik heillos verknäueln, verklumpt, kommunizierende Echokammern mit Netzwerkzauberer Walder im täglichen Dauertelefongespräch mit Busenfreund Berset, und am Ende war niemandem mehr klar, wo der Verlag endet und der Bundesrat beginnt.

Das alles fliegt jetzt auf, zum Glück, doch die ungesunde Nähe, die hautenge Verflechtung zwischen Staat und Medien war schon lange sichtbar für alle, die es sehen wollten. Die Frage lautet nur: Warum merken es die anderen Journalisten erst jetzt? Und: Machten sie es denn so viel besser?

Kaum. Die meisten Zeitungen schrieben während Corona brav den Regierungen hinterher, beteten nach, was oben verlautbart wurde, stellten Kritiker reflexhaft ins Abseits als Rechts-extreme, als Verschwörungsspinner. Ringier trieb die Staatsergebenheit einfach ein paar Schraubendrehungen weiter als die Ringier-Kritiker, die sich jetzt so scheinheilig am Boulevardhaus die Schuhe abputzen.

Doch, o Wunder, der Wind scheint zu drehen. Aufgeschreckt durch den Walder-Chlapf und die beunruhigten Leser, überboten sich die Zeitungen plötzlich mit Corona-kritischen Artikeln. Der *Blick* deckte auf, dass die Spitäler auch Hüftpatienten und Unfallopfer in die Covid-Statistiken aufnahmen, die sich erst nach der Einweisung angesteckt hatten. Auf einmal lesen wir im *Tages-Anzeiger* von der Unfähigkeit der Behörden, die Intensivkapazitäten hochzufahren.

Was ist passiert?

Klar: Es geht auch auf die Medienförderungsabstimmung zu. Millionen Subventionen stehen auf dem Spiel. Viele Verlage drängen an die Futtertröge. Walders Bekenntnisse sind Gift für die Vorlage, deshalb fühlt sich die Branche jetzt gedrängt, dem Publikum ihre Unabhängigkeit vom Staat mit Nachdruck vorzuführen.

Vielleicht allerdings steckt mehr dahinter, etwas Gutes: Manchmal braucht es einen Knall, damit man aufwacht, die Dinge wieder klarer sieht. Möglich, dass der Ringier-Knall als Augenöffner wirkt, als heilsame Karambolage mit der Wirklichkeit. Danke, Marc Walder. R. K.

Verlegerfamilie Ringier, die Kunstsammlung der Coninx, Impfgegner Robert Malone, Talkmaster Joe Rogan

In den achtziger Jahren arbeitete unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann für Ringier. Er sass damals in der Chefredaktion der *Schweizer Illustrierten*. Die achtziger Jahre waren die grosse Zeit von Ringier. Es war die Zeit, als der *Blick* unter seinem flamboyanten Chefredaktor Peter Uebersax die hiesige Medienszene politisch wie publizistisch dominierte. Dann ging es mit Ringier ziemlich steil bergab – und ab dem Jahr 2010 wieder steil hinauf. Nach der neusten Aufregung um Ringier, eine rein politische Aufregung, beschreibt Zimmermann, warum das Medienunternehmen Ringier niemals totzukriegen ist. **Seite 12**

Der *Tages-Anzeiger* drischt seit Wochen auf das Zürcher Kunsthaus ein. Schuld ist die «problematische Herkunft» der Bilder von Emil Bührle, die «zum Teil aus jüdischem Vorbesitz stammen». Und natürlich Bührles «Waffenverkäufe an Nazi-Deutschland». Dieses Nazi-Deutschland hat allerdings gerade der *Tages-Anzeiger* seinerzeit lautstark propagiert. Überdies kaufte die Verlegergattin Berta Coninx 1945 ein Gemälde von Pablo Picasso, das die NSDAP in Paris einem jüdischen Kunsthändler gestohlen hatte. Vor Bundesgericht anerkannte Berta Coninx die Klage. Auch die in elf Schweizer Museen ausgestellte Kunstsammlung ihres Sohnes Werner Coninx ist noch ungenügend auf Raubkunst untersucht worden. Laut dem Kunstmuseum Chur weisen die vorhandenen



Interessiert am Gegenargument:
Rekord-Podcaster Rogan.

Informationen bei zehn Grafiken und Zeichnungen «auf mögliche Zusammenhänge mit NS-Raubkunst hin». **Seite 28**

Er ist der Liebling der Impfgegner und der Schrecken des Establishments: Robert Malone. Der Molekularbiologe, Virologe und Immunologe ist voller Widersprüche. Einerseits preist er sich als Erfinder der mRNA-Technologie an, andererseits behauptet er, dass ebendiese Technologie enormen Schaden an-

richten würde. Tech-Firmen im Silicon Valley, die ihm vorwerfen, ihre Plattformen für falsche Informationen zu missbrauchen, haben ihn gesperrt. Doch Malone weiss sich zu helfen: Er verbreitet seine Ansichten jetzt über andere Kanäle, hält Vorträge auf der ganzen Welt, und demnächst organisiert er in Washington, D. C., eine grosse Kundgebung gegen die aus seiner Sicht gefährliche Schutzimpfung. Pierre Heumann sprach mit dem streitbaren Wissenschaftler über Viren, die Rolle der Pharmaindustrie und der Politik sowie über Malones Erinnerungen an Bern, wo er in früheren Jahren geforscht hat. **Seite 32**

Seine Laufbahn schillert in bunten Farben: Der 55-jährige Joe Rogan begann als Stand-up-Comedian und Schauspieler, wurde Kommentator von Mixed-Martial-Arts-Kämpfen und Fernsehmoderator, dann lancierte er 2009 seinen Podcast, der heute der weltweit erfolgreichste ist – Dutzende Millionen von Zuhörern verfolgen «The Joe Rogan Experience». Was ist das Erfolgsgeheimnis der Talkshow? Dass Rogan zwar ein Linker ist, aber die Fronten zwischen rechts und links aufweicht. Er ist freundlich und neugierig, er kann zuhören und ist interessiert am Gegenargument. Der Medienwissenschaftler Norbert Bolz hält seinen Podcast für ein Musterbeispiel einer Diskussionskultur, die uns mehr und mehr abhandenkommt. **Seite 66**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Weltwoche schaut
hinter die Fassade.

A Plus reinigt diese.



0844 802 166
aplus.ch



Die Ringier-Saga: Seite 12



Raubkunst der Coninx: Seite 28



Einer gegen alle: Robert Malone. Seite 32

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Nie mehr allein im Auto
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Hausi Leutenegger
- 10 Tagebuch Boris Reitschuster
- 11 Bern Bundeshaus Durchwursteln
bis zum bitteren Ende
- 12 Die Ringier-Saga Kurt W. Zimmermann
über das Erfolgsunternehmen
- 16 Erziehung der Gefühle
Ungleiches Gleichgewicht von allem
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Serbische Presseschau
- 18 Mörgeli Dumm, dreist, deplatziert
- 18 Protest mit den Füßen
«Spaziergänge» in ganz Deutschland
- 19 Peter Bodenmann
Die NZZ kapituliert – ein bisschen
- 20 Denn sie wissen nicht, was sie tun
Blindflug Corona-Politik
- 21 News Ende des Frauensports
- 22 Kasachstans Tiananmen-Moment
Aufstand im Riesenreich
- 23 Kate Middleton Sissi Grossbritanniens
- 24 Europas Norden im Würgegriff
Putins inakzeptable Forderung
- 25 Thiel Erleuchtung
- 26 Vor diesen Abstimmungen wird
gewarnt Wo leben wir eigentlich?
- 27 Schneeflöhe Krabbel-Armada
- 28 Raubkunst der Familie Coninx
Blinder Fleck der Tamedia-Journalisten
- 29 News Transportgewerbe gegen Berset

- 30 Patrizia Kummer
Vielleicht ihr grösstes Abenteuer
- 31 Kurt W. Zimmermann
Rücktritt, Rücktritt, Rücktritt
- 32 Impfkritiker Robert Malone
«Die Risiken bleiben im Dunkeln»
- 34 News Die Erderwärmung pausiert
- 34 Armee Lang lebe das Sturmgewehr 90!
- 35 Sophie Passmann
Deutschlands lustigste Feministin
- 36 Broder Merkel bekommt ein Denkmal
- 36 Showdown in der Jungfrauregion
Wengen vs. Grindelwald
- 38 Disco-Outfit Jeff Bezos' Stil-Fauxpas
- 39 Anabel Schunke Sebastian Vettel,
Prototyp des Grünwählers
- 40 Universitäten verlieren ihren Glanz
Essay von Bruno S. Frey
- 41 News Mensch bekommt Schweineherz
- 42 Novak Djokovic Medien im Jagdfieber
- 43 Wer heckte den Geschlechterwechsel
aus? Spurensuche im Bundeshaus
- 44 Päpstliche Eingriffe Zwist zwischen
dem Malteserorden und dem Vatikan
- 46 Humor eines Sprachkünstlers
Der Fall Massimo Rocchi
- 47 Körzis Welt
- 48 Show seines Lebens Schauspieler
und Komiker Peter Brownbill
- 49 Inside Washington
- 50 Eishockey Das Wunder von Davos
- 51 Brief aus Kappadokien
- 52 Der grosse Reset muss warten
Claude Cueni über Klaus Schwab
- 55 Tamara Wernli Ach, Hollywood
- 56 Leserbrief

- 57 Nachrufe
Sidney Poitier, Shane O'Connor
- 58 Beat Gygi
Unglaubliche Pandemiepolitik

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Michel Houellebecq
Neue Töne vom Skandalautor
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Joe Rogan Der erfolgreichste Podcaster
- 68 TV-Kritik Angstmacher
- 68 Film «Spencer»
- 69 Alben für die Ewigkeit
- 70 Pop Dire Straits
- 70 Ballett Christian Spuck
- 71 Jazz Julian Lage

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Frauen Joan Collins
- 74 Häuser «Villa Aurora»
- 75 Was macht eigentlich? Andreas Küttel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Beat Hauenstein
- 80 Menschen von morgen Sky of Augustine
- 82 Das indiskrete Interview Doris Fiala

©fotolia.com/Beboy



©fotolia.com/Irina Schmidt



©fotolia.com/Niko



Leserreise: Expo 2020 in Dubai Hoch hinaus in der Wüste

Noch bis Ende März 2022 findet in Dubai die erste Weltausstellung in einem arabischen Land statt. Packen Sie die letzte Chance und begleiten Sie uns vom 20. bis 26. März an das grosse Finale der Expo 2020. Der globale Event wird Sie begeistern!

Auf unserer 7-tägigen Exkursion erleben Sie alle Facetten dieses faszinierenden Anlasses. Insgesamt haben 190 Länder ihre Teilnahme an der aufgrund der Corona-Krise verschobenen Expo zugesagt. Das Thema «Connecting Minds, Creating the Future» verspricht spannende Einsichten und Diskussionen.

Nach der Landung in der Wüstenstadt erfolgt der Transfer ins 4-Sterne-Hotel «Wyndham Dubai Marina». Mit der Monorail geht es auf die Insel Palm Jumeirah und durch die Dubai Marina. Nachmittags verschaffen Sie sich auf der Aussichtsplattform in der 124. Etage des Burj Khalifa einen ersten Überblick über die Metropole der Superlative und besuchen das Baufeld Dubai Creek Harbour, wo das höchste Gebäude der Welt entstehen soll.

An der Expo 2020 besuchen Sie den Schweizer Pavillon «Reflections» und erkunden die architektonischen Höhepunkte der Weltausstellung, so etwa den Mobilitätspavillon des Architekturbüros Foster+Partners oder den Nachhaltigkeitspavillon von Grimshaw Architects.

Weiter auf dem Programm steht eine Jeep-Safari durch die Wüste mit Barbecue im Dünen-Camp. Auf einer geführten Ganztagestour lernen Sie die städtebaulichen Highlights von Abu Dhabi kennen und besuchen den Louvre Abu Dhabi, der nach dem Entwurf des Architekten Jean Nouvel gebaut wurde.



©fotolia.com/alekskai



©fotolia.com/ewlyn

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise an die Expo 2020 in Dubai

Leistungen:

- Emirates-Flug Zürich–Dubai–Zürich
- 5 Übernachtungen im «Superior Room» mit Frühstück im Hotel «Wyndham Dubai Marina»
- 1 Willkommens-Abendessen
- Stadtbesichtigung «Dubai, die moderne Metropole»
- Besuch der Expo 2020, inkl. Eintritt
- «Abu Dhabi und der Louvre», inkl. Eintritte
- «Desert-Safari», Barbecue und Getränke
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis pro Person im Doppelzimmer:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2190.–
Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2390.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 340.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Nie mehr allein im Auto

In neuen Fahrzeugen wird der Fahrer zunehmend strenger überwacht. Die EU will, dass technische Systeme die Führung übernehmen.

Beat Gygi

Das Auto als Ort des Rückzugs aus der Hektik des Alltags, ein eigener privater Raum; wenn man die Türe schliesst, ist man für sich. Autonomie. Dieses Gefühl ist reizvoll, die Wirklichkeit ist jedoch anders. Das Auto ist ähnlich privat wie das Handy, es ist über Datenaustausch mit der ganzen Welt verbunden und derart in die europäische Rechtsetzung einbezogen, dass ein neues Fahrzeug eigentlich einen kleinen bilateralen Vertrag mit Brüssel darstellt. Das wird bald in Form optischer und akustischer Signale Kilometer für Kilometer zu hören und zu sehen sein.

Für neuzugelassene Autotypen verlangt die EU ab nächsten Juli zusätzliche Assistenzsysteme, die den Fahrer auf dem rechten Weg, wach und nüchtern halten sollen – mit dem Argument, man wolle die Zahl der Verkehrstoten und Verletzten verringern.

Zu diesen neuen Vorschriften zählt der Einbau eines Fahrtenschreibers, dessen Daten bei einem Unfall Auskunft über die Geschehnisse der letzten Augenblicke vor dem Crash und unmittelbar danach geben sollen. Diese «ereignisbezogene Datenaufzeichnung» erfasst gemäss EU-Vorgaben «Fahrzeuggeschwindigkeit, Abbremsen, Position und Neigung des Fahrzeugs auf der Strasse, Zustand und Aktivierung aller Sicherheitssysteme an Bord, das auf dem Notruf beruhende bordeigene eCall-System, Aktivierung der Bremsen sowie sonstige relevante Eingabeparameter für die bordseitigen aktiven Sicherheits- und Unfallvermeidungssysteme». So viel zur Technik.

Alkoholempfindliche Wegfahrsperr

Jetzt erhalten also auch die Autofahrer eine Black Box in den eigenen Wagen montiert? Überwachung wie bei Flugzeugen? «Ganz so ist es nicht», sagt Thomas Rohrbach, Sprecher beim Bundesamt für Strassen (Astra), man könne allenfalls von einer Black Box light sprechen. Bei den Autos würden lediglich die Daten des Unfallhergangs bis zum Abschluss des Ereignisses verfügbar gemacht. Es gehe um die Fragen, ob die Assistenzsysteme korrekt funktioniert hätten, ob sie eingeschaltet gewesen

seien, um Technische, nicht um Schuldfragen im Zusammenhang mit dem Unfall. Die Daten seien anonymisiert, blieben im Registriergerät und würden da von den Behörden ausgelesen – also nicht online irgendwohin übermittelt. Sie seien auch nicht Dritten zugänglich wie etwa Versicherern.

In neuen Autos fährt man nie allein. Überall sind helfende Hände bereit, einem notfalls ins Steuer zu greifen oder einen Klaps zu geben,

Ab 2024 sind Fahrassistenzsysteme für alle automatisierten EU-Fahrzeuge obligatorisch.

wenn die Körperhaltung nachlässt oder der Fuss zu schwer auf dem Gaspedal liegt. Zur Ausrüstung, die für neue Autotypen ab Juli befohlen ist, gehört nämlich auch ein Geschwindigkeitsassistent, der auf Tempoüberschreitungen aufmerksam macht.

Verlangt wird auch die Einbaumöglichkeit für eine alkoholempfindliche Wegfahrsperr sowie Warnsysteme, die bei Müdigkeit und nachlassender Aufmerksamkeit des Fahrers reagieren. Der nächste grössere Termin ist dann

Juli 2024. Ab da sind Fahrassistenzsysteme für alle automatisierten EU-Fahrzeuge obligatorisch, dies zur Überwachung der Fahrer Verfügbarkeit wie auch des Autos, zur Verarbeitung von Umgebungsinformationen und zur Weitergabe von Sicherheitsinformationen an andere Verkehrsteilnehmer. Das automatisierte Fahren rückt näher. Rohrbach dazu: «Mit jeder automatisierten Fahrt gewinnt man auf den Strassen Kapazität, Systeme funktionieren effizienter als Menschen.»

Was, wenn der Strom knapp wird?

Diese EU-befohlene Steuerung ist allerdings nur der Vorname dessen, was Autos in der Datenkommunikation alles können, im privaten Austausch mit der Umwelt und vor allem mit dem Hersteller. Hunderte von Sensoren und kleinen Regelsystemen erarbeiten laufend Informationen über den Betrieb des Fahrzeugs und dessen Umgebung, auch Angaben über die Nutzer. Autos sind unermüdliche Datenproduzenten, und die Hersteller sind natürlich interessiert, diese zu sich zu saugen und zu nutzen – beispielsweise Informationen zu Strecken, Fahrstil, Wetter, Anzahl Fahrer, Mediengebrauch, Lieblingssongs, Batteriehaushalt, Tagesabläufen – im Rahmen, den der Datenschutz zulässt.

Das heisst anonymisierte Informationen. Was der Autohersteller wie nutzen darf, hängt auch von den Vereinbarungen mit dem Autokäufer ab, ähnlich wie dies bei Computern und Softwaresystemen üblich ist. All das werden Autofahrer so gelassen nehmen, wie man mit Handys locker umgeht, die ja auch sehr viele Informationen über ihre Besitzer bergen.

Der Übergang zu Elektroautos kann allerdings ganz neue Netz-Erfahrungen bringen. Solange die Energieversorgung spielt, geniesst man Bewegungsfreiheit. Im Fall einer Stromknappheit wären die Benutzer aber der Kontrolle des Netzmanagers ausgeliefert. Wer erhält in Notsituationen Energie zugeteilt? Spitäler, Altersheime, die Bahn, der Bus ... Autofahrer: hinten anstehen, ganz am Schluss jene, die beim Strom schon über dem Monatsbudget sind.



Lieber Hausi Leutenegger

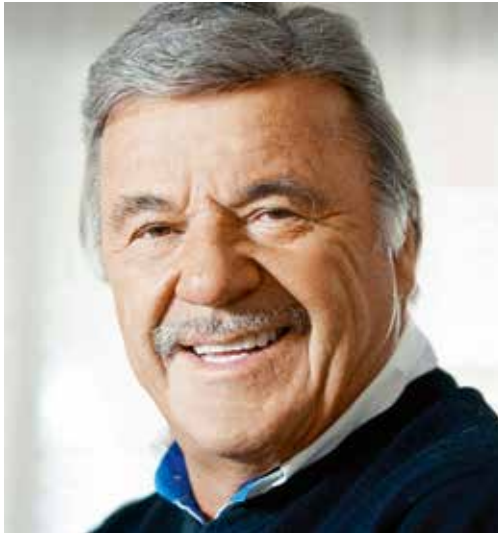
Am Sonntag, 16. Januar, wirst du 82. Was macht das mit dir?

«Ich fahre auf Gran Canaria zweimal pro Woche Velo, zweimal spiele ich Golf. Voilà.»

Das zweite Knie ist operiert. Und was sagst du dazu, dass die NZZ in einer Woche gleich zweimal eine ganze Seite über dich gebracht hat?

«Dann kannst du nur sagen, du hast es geschafft», sagst du lachend am Telefon.

Dabei hast du es längst geschafft. Olympiasieger (Viererbob in Sapporo), erfolgreicher Unternehmer (und das ohne Bankkredite!) und Filmstar, als Partner von Klaus Kinski. Es bleibt die Frage: Warum bist du, nachdem du schon mit siebzig ausgerufen hast, «Jetzt isch fertig! Keine Partys, kein TV mehr», immer noch so populär, selbst bei der jüngeren Generation? Warum brauchst du bei der Olma zwei Schwinger als Leibwächter, damit du nicht erdrückt wirst? Warum wollen auch junge Bänkler ein Selfie mit dir? Warum



Wer's glaubt:
Entertainer Leutenegger.

bringen alle TV-Sender, Heftli und Qualitätsblätter immer noch dauernd Reportagen über dich?

«Die Schweizer haben einfach eine riesige Freude an mir», sagst du.

Es ist mehr, denke ich. Du hast beim Publikum einen besonderen Nerv getroffen. Es ist

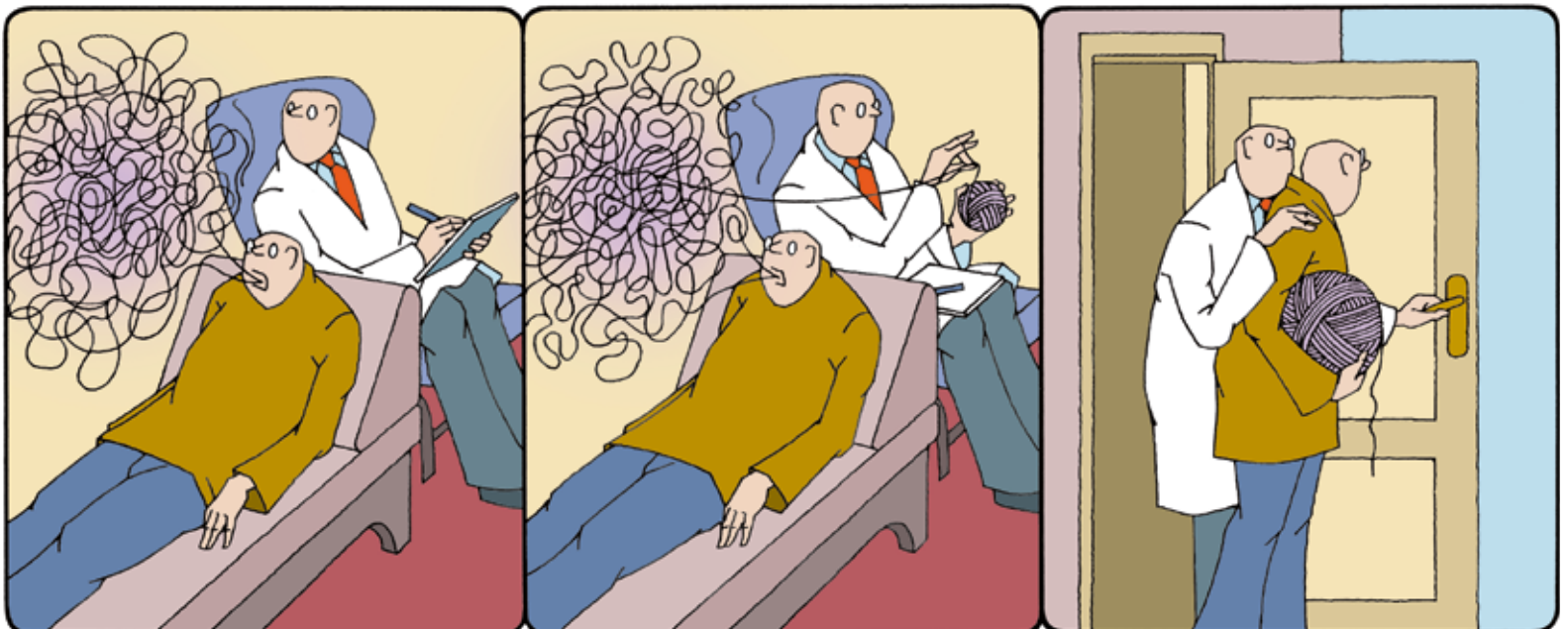
die Freude an einer aussterbenden Spezies: an einem richtigen Mann. Einem Mann, der gut aussieht, erfolgreich ist und darauf stolz ist. Und der obendrein ein herzenguter, grosszügiger Mensch ist, für jeden einen guten Spruch drauf hat. «Ich bin mit allen nett, ob Clochard oder Chef.»

Ein echter Aufsteller. Nicht einer dieser Promis, die vor allem ihre Schicksalsschläge medial verbreiten, wie es heute Mode ist. Deine Motivationsvorträge sind legendär, selbst beim scharfen Schwinski behältst du im Interview die Oberhand. Eigentlich müsste man dich unter Heimatschutz stellen.

Seit du mit Anita ein neues Glück gefunden hast, sagst du auch öfter nein zu Einladungen. Du wolltest jetzt deine Ruhe haben, sagst du. Wer's glaubt, bezahlt einen Taler.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Boris Reitschuster



Als «Besonderheit» der Bundespressekonferenz führt Wikipedia an: «Im Gegensatz zur Praxis in vielen anderen Staaten sind die Hausherren der Bundespressekonferenz die Journalisten selbst und nicht die Regierung. [...] Dadurch kommen auch Journalisten, die für ihre kritischen Fragen bekannt sind, stets zu Wort, während in vergleichbaren Veranstaltungen in anderen Staaten diese Journalisten vielfach keine Fragen stellen können.»

So weit die Theorie. Was ich selbst als freischaffender Journalist mit der Bundespressekonferenz erlebe, hat damit – diplomatisch ausgedrückt – wenig zu tun. Das Mobbing hatte zuletzt Ausmasse erreicht, die man keinem Schüler wünschen möchte. Nun wurde ich als Mitglied des Vereins Bundespressekonferenz ausgeschlossen.

Mein Ausschluss wurde damit begründet, dass das Impressum auf meiner Seite Reitschuster.de eine «Firma und Tätigkeit in Montenegro» ausweise. Dass ich der Bundespressekonferenz mehrfach geschrieben habe, dass meine Seite noch nie von einer Firma betrieben wurde, nur von mir als natürlicher Person, ignorierte der Verein ebenso wie die meisten Medien, die über den Fall berichteten.

Auch die angebliche Satzungsvorschrift, dass man seine Tätigkeit für eine in Deutschland tätige Firma ausüben müsse, finden weder mein Anwalt noch ich in der Satzung. Was die meisten Medien nicht hinderte, brav von einer solchen Vorschrift in der Satzung zu berichten.

Nicht berichtet haben die grossen Medien dann aber über eine Enthüllung des Weblogs Achse des Guten. Die ging das

Mitgliederverzeichnis der Bundespressekonferenz durch und prüfte, inwieweit alle Mitglieder die Massstäbe erfüllen, die auf mich angewendet werden (komisch, dass keines der «Qualitätsmedien» auf diese geradezu zwingende Idee kam).

Der Kollege Burkhard Müller-Ullrich schreibt: «Und welches Erstaunen befel uns angesichts von zahlreichen Domizil-Angaben ausserhalb Deutschlands, die im Gegensatz zu Reitschusters Montenegriener Adresse offenbar ganz unproblematisch sind: zum Beispiel das *Luxemburger Wort*, Servus TV in Österreich oder die US-amerikanischen Medien *Wall Street Journal*, Bloomberg, Reuters sowie Associated Press.»

Mehr noch: «Unter den Mitgliedern tummeln sich Dutzende von Kollegen, auf die mitnichten zutrifft, dass sie «aus Berlin und/oder Bonn ständig und weit überwiegend über die Bundespolitik berichten» und «einer sachlichen Information der Öffentlichkeit über das politische Geschehen dienen.» Ich will Sie hier nicht mit der langen Liste der Beispiele langweilen.

Pikant auch: Vor dem Regierungswechsel sah der Mitgliedsausschuss noch von einem Ausschluss ab. Keine zwei Wochen nachdem Scholz ins Kanzleramt einzog und nachdem ich mich mit seinem Sprecher zoffte, kommt dann plötzlich der Ausschluss. Ich werde mich juristisch dagegen wehren.

Der Ausschluss brachte auch an den Tag, dass die Bundespressekonferenz Henryk M. Broder die Aufnahme verweigert hatte. Ihm, einem der bekanntesten deutschen Journalisten mit Wohnsitz in Berlin, schrieb der Verein, dass er die Satzungskriterien nicht erfülle:

Diese schrieben «eine weit überwiegende Korrespondententätigkeit über Bundespolitik vor, die hauptberuflich ausgeführt werden muss. Leider sehen wir diese Punkte bei Ihnen nicht erfüllt und müssen daher Ihren Antrag ablehnen.»

Da fehlen einem schlicht die Worte. Zumindest die anständigen.

Ich ging immer davon aus, dass Journalisten unbequem sein sollen und es ein Qualitätsmerkmal ist, wenn sie den Regierenden auf die Nerven gehen. Umso absurder ist, dass mir nun genau das vorgeworfen wird. Der Blogger Tilo Jung, bekannt dafür, dass er einmal in einem Tweet Stalin, Mao und die DDR als rechts bezeichnete, schreibt: «Was Reitschuster in der Bundespressekonferenz macht, ist kein Journalismus.» Mich erinnert das an finstere Zeiten – wenn Journalisten sich anmassen, zu entscheiden, ob das, was andere Journalisten tun, auch wirklich Journalismus ist.

Geradezu grotesk war es, als der Vorsitzende des Vereins, Mathis Feldhoff vom ZDF, bei der letzten Bundespressekonferenz 2021 meine Online-Fragen anonym verlas – ohne meinen Namen zu nennen, wie dies sonst bei allen Fragen immer der Fall ist. Das sorgte im Internet für heftigen Spott. «Wie gross muss deren Angst sein», schrieb ein Kommentator. Ein anderer meinte unter Verweis auf den Schwarzmagier Voldemort bei «Harry Potter»: «Reitschuster – der, dessen Namen nicht genannt werden darf.»

Boris Reitschuster ist ein deutscher Journalist und betreibt die Nachrichtenseite Reitschuster.de.

Durchwursteln bis zum bitteren Ende

Der Bundesrat führt die Schweiz im Blindflug durch die Pandemie.

Die Parlamentarier haben die Probleme erkannt, bleiben aber voraussichtlich untätig.

Als vor einigen Tagen durchsickerte, dass fast die Hälfte der vom Universitätsspital Genf als Corona-Patienten registrierten Personen mit einer anderen Diagnose eingeliefert worden waren, fand SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi: «Jetzt isch gnueg Heu dune.» Fehlende Pandemiepläne, Pannen bei der Maskenbeschaffung, dann der Zirkus beim Impfstoffeinkauf, später das Fehlen von Intensivpflegeplätzen, jetzt noch ein Riesenchaos bei der Registrierung von Corona-Patienten in den Spitälern: Aeschi hat genug von diesem Schlendrian. Er will jetzt das Krisenmanagement von Gesundheitsminister Alain Berset (SP) mit einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) durchleuchten. Es wurden zu viele Fehler gemacht, sagt er.

Diesen Freitag wird die SVP den entsprechenden Antrag einreichen. Albert Röstli, Präsident der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK) und Parteikollege Aeschis, sagt dazu nur: «Wir werden darüber diskutieren.» Eine PUK ist die schärfste Waffe des Parlamentes. Sie kommt zum Einsatz, wenn Vorkommnisse von grosser Tragweite zu klären sind. Was die Tragweite anbelangt, sollte der Fall eigentlich klar sein. Doch ist die Empörung unter den Gesundheitspolitikern des Nationalrates über den Spitalzahlensalat und andere Pannen und Pleiten gross genug, dass sich eine Mehrheit der SGK für die Einsetzung einer PUK erwärmt? «Wahrscheinlich werden sich einzelne mit der Entschuldigung aus der Verantwortung schleichen, die Geschäftsprüfungskommission (GPK) beurteile bereits die Pandemiebewältigung durch den Bundesrat», meint ein Parlamentarier, den man namentlich nicht zitieren darf.

Gibt es eine PUK?

Für den Thurgauer Gesundheitspolitiker Christian Lohr (Mitte) hat die Frage der Registrierung von Spitalpatienten zwar ihre Wichtigkeit. «Man muss wissen, wie man Patientinnen und Patienten im Fall einer Einlieferung umfassend fachgerecht behandelt. Sauber zu trennen beziehungsweise korrekt alles auszuführen, dies sind für mich die Voraussetzungen für saubere Zahlen», sagt er. Die Einsetzung einer PUK zu



«Grosse Defizite»: Nationalrat Lohr.

fordern, das bringe für ihn hier politisch keinen wirklichen Mehrwert. Selbstverständlich seien die Verantwortlichen im BAG aber in der Pflicht, den Sachverhalt offen zu erklären.

Die Zugerin Manuela Weichelt (Grüne) will sich in Sachen PUK noch nicht festlegen. Sie werde das Thema anlässlich der Kommissions-sitzung mit den Verantwortlichen besprechen und dann über das Vorgehen entscheiden. Die Aargauer Nationalrätin Ruth Humbel (Mitte) ist

Das Corona-Spital-Datenmanagement war eine einzige Lotterie.

der Meinung, «dass wir unsere Datenbasis verbessern müssen. Aber das passiert nicht mit einer PUK, sondern mit klaren gesetzlichen Grundlagen auf Kantons- und Bundesebene.» Das Gesundheitswesen sei Sache der Kantone. Die Daten des BAG seien nur so gut, wie sie von den Spitälern geliefert würden. Aber das BAG müsse auch mehr Druck machen, was Statistiken angehe: «Da haben wir schon grosse Defizite im Gesundheitsdepartement EDI sowie dem BAG, aber auch bei den Kantonen.»

Dabei war das Corona-Spital-Datenmanagement eine einzige Lotterie. Man muss sich das

einmal vorstellen: Die Shutdowns und Teil-Shutdowns im Jahr 2020, die Quarantäne-Regel, die Einschränkungen für Ungeimpfte in ihrem täglichen Leben, das alles und mehr war immer darauf ausgerichtet, die Spitäler vor dem Kollaps zu bewahren. Wie viele Male traten Spitalärzte und -direktoren prominent auf, um auf dramatische Situationen hinzuweisen? Im September 2021 verkündete das Kantonsspital Aarau, man müsse wegen der starken Zunahme an Corona-Patienten Eingriffe verschieben. Im November lamentierten auch die Spitäler in der Zentralschweiz, im Dezember jene in Basel.

Eine Ausnahme? Kaum

Dann wird zuerst bekannt, dass die Pflegeeinrichtungen ihre Intensivbettenkapazitäten von einer Corona-Welle zur nächsten reduziert haben. Nun wirft auch noch die Registrierung der Corona-Patienten viele Fragen auf. Auslöser war hier eine vom Westschweizer Lokalfernsehen Léman Bleu ausgestrahlte Geschichte. Demnach wurden, wie schon beschrieben, fast die Hälfte der im Universitätsspital Genf als Corona-Patienten registrierten Personen mit einer anderen Diagnose eingeliefert. Kurz erklärt, lief das ungefähr so ab: Wer mit einem Beinbruch im Spital landete, dort positiv getestet wurde, den erfasste man in Genf als Corona-Fall und nicht als Unfallopfer.

Eine Ausnahme? Kaum. Das Bundesamt für Statistik schreibt jedenfalls in einem Bericht: Aufgrund der gegenwärtigen Diagnose-Erfassungsregeln in den Spitälern sei es nicht möglich, zu identifizieren, ob die Hospitalisierung «wegen» Covid-19 oder nur «mit» einer Covid-19-Infektion erfolgte. Oder anders gesagt: Die Patientenregistrierung, wie sie in Genf festgestellt wurde, scheint in der Branche gängige Praxis zu sein. Für den Luzerner Ständerat Damian Müller eine bedauerliche Tatsache, weil auf der Grundlage unsicherer Daten einschneidende Entscheide gefällt wurden. Aber eine PUK will auch er nicht. Vieles deutet darauf hin, dass sich das Parlament in der Corona-Krise weiterhin durchzuwursteln versucht.

Denn sie wissen nicht, was sie tun: Seite 20

Glanz und Gloria einer Unternehmerfamilie

Das Verlagshaus Ringier steht, wieder einmal, in der Kritik.
Zeit für eine Würdigung dieser schweizerisch-unschweizerischen Erfolgsfirma.

Kurt W. Zimmermann

Es war im Frühjahr 2017, da sagte Marc Walder seinen bis heute meistzitierten Satz. Das Zitat geht so: «Wenn wir vom Journalismus leben müssten, dann könnte ich nicht mehr ruhig schlafen.»

Der ehemalige Journalist Walder, inzwischen CEO des Medienhauses Ringier, erklärte damit die Stossrichtung seines Hauses. Es investierte massiv in digitale Handelsgeschäfte, trat in der Publizistik aber auf die Bremse.

Der Satz sass. Die Journalisten, bis weit über die Schweizer Grenze hinaus, heulten einstimmig auf. Denn Walder beschrieb zu ihrem Ärger präzise, was der sogenannte Medienwandel für die schreibende Branche bedeutet. Zeitungen sind finanzielle Nonvaleurs geworden.

Walder lag mit seiner digitalen Präferenz vollkommen richtig. Heute steht Ringier so glänzend da wie noch nie. Für das vergangene Jahr 2021 rechnet der Konzern mit einem operativen Gewinn von über 120 Millionen Franken. Es ist dies, trotz Pandemie, ein Rekord in der 189-jährigen Geschichte des Hauses. Die Zeitungen und Zeitschriften aber, die Prunkstücke von früher, steuern praktisch nichts mehr zum Rekordgewinn bei.

Walder konnte zuletzt dennoch nicht ruhig schlafen. Zum Jahresbeginn 2022 geriet er in einen Tsunami der vereinigten Empörung-Clique. Es wurde ein Video publik, in dem er seinen Redaktionen rund um Corona eine gouvernementale Linie nahelegte: «Wir wollen die Regierung unterstützen durch unsere mediale Berichterstattung.» Die Journalisten, bis weit über die Schweizer Grenze hinaus, heulten erneut einstimmig auf.

Kunst statt Kommerz

«Schwere Vorwürfe gegen Schweizer Verlags-Chef», titelte sogar die deutsche *Bild*. Bösewicht Walder wolle die «kritische Berichterstattung unterdrücken».

Finanziell im Höhenflug, journalistisch untendurch. Es ist dies eine bemerkenswerte Umkehr der Gewichte im Hause Ringier. Jahrzehntlang galt zuvor das Gegenteil. Man war

die führende publizistische Macht im Land, machte aber nie richtig Geld damit.

Um den heutigen Ringier-Verlag zu verstehen, muss man in die späten neunziger Jahre zurück. VR-Präsident Michael Ringier stand damals mitunter auf der Terrasse seines Zürcher Pressehauses an der Dufourstrasse 23 und blickte nach Nordosten. Dort, an der Werdstrasse 21, stand das Hauptquartier des Konkurrenten Tamedia, in Luftlinie 1700 Meter entfernt.

Zwischen den beiden führenden Medienunternehmen des Landes aber lagen damals Welten.

Tamedia, das Haus des *Tages-Anzeigers*, wiewohl kleiner als Ringier, wies jeweils einen Jahresgewinn aus, der zwischen 120 und 140 Millionen Franken lag. Ringier hingegen krebste bei 20 bis 40 Millionen herum.

Der Unterschied lag im gigantischen Geschäft mit den Annoncen für Immobilien, Autos und Jobs, von denen der *Tages-Anzeiger*

Die Ringiers waren nie auf die beharrende Enge der schweizerischen Provinz fixiert.

nur so überquoll. Vor allem die Stelleninserate spülten automatisch Dutzende von Millionen in die Kasse von Tamedia.

«Ich hätte auch gerne so eine Gelddruckmaschine», sagte Michael Ringier, wenn er von seiner Terrasse hinüber zum Konkurrenten blickte. Aber er wusste, dass es eine Illusion war. Sein national ausgerichteter *Blick*, obschon die weitaus grösste und mächtigste Zeitung der Schweiz, war für regionale Kleinanzeigen nicht geeignet.

Was Ringier damals nicht ahnen konnte: Zehn, zwölf Jahre später bekam auch er die Chance auf eine Gelddruckmaschine in diesem hochprofitablen Annoncen-Geschäft. Er nutzte die Chance. Sie führte, wie später noch zu zeigen ist, direkt zum heutigen Rekordgewinn von über 120 Millionen Franken.

Zuerst aber entwickelte VR-Präsident Ringier eine distanziert-elegante und leicht resigna-

tive Attitüde, was das Pressegeschäft anging. Die grossen Zeiten von *Blick*, *Cash* und *Schweizer Illustrierter* gingen dem Ende zu. Ringier glaubte nicht mehr daran, mit seinem Portfolio richtig grosses Geld zu verdienen. Das prägte die Kultur des Unternehmens, das behaglich in sich selber ruhte.

Wenn andere Verleger Sparrunden durchpeitschten und noch spätabends über den entsprechenden Business- und Sozialplänen brüteten, beugte sich Ringier lieber über die Kataloge der Kunstauktionen in London und New York. Er begann zu sammeln, und er hatte, unterstützt von seiner Kuratorin, eine goldene Nase. Er kaufte Bilder und Fotografien von Künstlern wie Cy Twombly, Richard Prince, Andreas Gursky und Louise Bourgeois, die zu den teuersten Exponaten der Gegenwart wurden.

Er habe, so verriet Ringier einmal in einem Interview mit der *New York Times*, mit seiner Kunstsammlung wohl «Hunderte von Millionen» an Wertzuwachs gemacht. In seinem Unternehmen schafften sie ähnliche Profite lange Zeit nicht.

Die weltmännische Art des Michael Ringier wurzelt womöglich in der DNA seines Stamms. Es ist die DNA von Migranten. Die Ringiers, typische Einwanderer wie die Nestlés, die Maggis und die Boveris, waren nie auf die beharrliche Enge der schweizerischen Provinz fixiert.

Debatten und Luxuslimousinen

Die Hugenottenfamilie der Régniers, vertriebene Protestanten im vorrevolutionären Frankreich, wanderte im Spätmittelalter aus Nîmes nach Zofingen ein. Die Sippe stellte Pfarrherren, Architekten und ab 1833 auch Buchdrucker. 1911 erschien erstmals ihre *Schweizer Illustrierte*, über alle Zeiten gesehen, Ringiers erfolgreichstes und populärstes Blatt.

Die Ringiers wurden dann zu einem schweizerischen Medienunternehmen, das eher unschweizerisch war. Denn ihre Ambitionen waren stets höher als jene der üblichen Kirchturmpolitik, die ansonsten in der Verlagsbranche die Regel war.



Rückfall ins Verlegertum: Frank A. Meyer, Ellen und Michael Ringier, Marc Walder (v. l.).

Man darf nicht vergessen, wie die hiesige Medienlandschaft bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts strukturiert war. Es war ein Gemenge von Grafschaften und Fürstentümern, deren Dynastien ihre regionalen Territorien verbissen verteidigten. Mit ihren Regionalblättern sass in Zürich die Coninx, in Basel die Hagemanns, in Bern die von Graffenrieds, im Aargau die Wanners, in St. Gallen die Zollikofers und in der Waadt die Lamunières.

Und die Verleger sammelten nicht Kunstwerke der Avantgarde, und sie spielten nicht Golf im Engadin, wie Michael Ringier es gerne tat. Sie hatten erdnähere Hobbys. Hans Heinrich Coninx von Tamedia etwa braute in seiner Freizeit Bier, Peter Wanner von den AZ Medien baute in seiner Freizeit Weinreben an.

Die Ringiers hatten mit der helvetischen Provinzpublizistik stets wenig im Sinn. Das Kleinräumige interessierte sie nicht. Sie waren, als einziger Schweizer Verlag, stets national ausgerichtet, in der Deutschschweiz wie im Welschland. Ihre Titel wie *Blick*, *Sonntagsblick*, *Schweizer Illustrierte*, *Sie & Er*, *Blatt für Alle*, *Cash*, *L'illustré*, *L'Hebdo* und *Le Temps* peilten stets

das überregionale Publikum an. Die wenigen Ausflüge in den Lokaljournalismus, etwa beim *Bund* in Bern und bei den *Luzerner Neusten Nachrichten*, endeten als Enttäuschungen. Der Hinterwald war nicht Ringiers Parkett.

Ringier, auch hier unterschied man sich von den kantonal agierenden Mitbewerbern, wollte immer schon ein Verlag sein, der auch in der nationalen Politik eine führende Rolle spielt. Be feuert wurde diese Ambition vor allem durch Ringiers Chefpublizisten Frank A. Meyer, genannt FAM, wie Michael Ringier ein Liebhaber schnittiger Debatten und schnittiger Luxuslimousinen.

Mutig mit dem Migranten-Gen

Der brillante Meyer, erst Bundeshaukorrespondent der *Schweizer Illustrierten*, dann Kolumnist des *Sonntagsblicks*, war zweifellos der einflussreichste Journalist, den die Schweizer Publizistik über die letzten fünfzig Jahren hervorbrachte. In Bern war Ringier eine Macht. Für Bundesräte von Willi Ritschard über Flavio Cotti bis Dölf Ogi war Meyer der engste, wengleich unbezahlte Berater. Die

gleiche Rolle, diesmal bezahlt, spielte er gegen innen für Michael Ringier.

Eine wichtige Bedeutung kam neben Meyer auch stets Ellen Ringier zu, der Gattin des VR-Präsidenten. Sie brachte neue Facetten ein,

Die Ringiers hatten mit der helvetischen Provinzpublizistik stets wenig im Sinn.

von Feminismus bis Multikulti. Sie trug viel dazu bei, dass Ringier sich geistig dermassen globalisierte.

Vom nationalen zum internationalen Anspruch war es dann mental nur noch ein kleiner Schritt. Ringier war das einzige traditionelle Deutschschweizer Medienunternehmen, das früh ins Ausland expandierte. Mit dem Migranten-Gen traut man sich über alle Grenzen.

Schon ab 1991 wagte sich das Unternehmen als Pionier nach Osten, in diesen «jungfräulichen Markt», wie Michael Ringier es nannte. Man startete in Ländern wie Tschechien, Polen

und Ungarn mit Exporten des Boulevardblatts *Blick* und des Wirtschaftsblatts *Cash*, die dort nun *Blikk* oder *Profit* hiessen.

In Osteuropa beschäftigt Ringier heute rund 3000 Mitarbeiter. Im Sommer 2021 übernahm Ringier die Anteile des bisherigen 50-Prozent-Partners Axel Springer und sitzt seitdem hier alleine im Führerstand. Insgesamt ist man in zwanzig Ländern aktiv, auch ausserhalb Europas, von Kenia über Myanmar bis nach Nigeria.

Der Drang ins Ausland ist das beste Beispiel, um die kulturelle Differenz zwischen Ringier und dem Restfeld der Schweizer Verlagshäuser zu erklären. Motor der Auswanderung war Ringier-Manager Thomas Trüb. Trüb und Michael Ringier kannten sich, seit sie beide in den Siebzigern die hauseigene Ringier-Journalistenschule durchlaufen hatten.

Wenn Projektleiter Trüb nun in den Neunzigern vor dem Verwaltungsrat davon schwärmte, welch unglaubliche Möglichkeiten sich von Rumänien bis Vietnam eröffneten, schüttelte VR-Präsident Ringier oft amüsiert den Kopf

Insgesamt ist man in zwanzig Ländern aktiv, von Kenia über Myanmar bis nach Nigeria.

und fragte sich, welche Verrücktheit hier wieder auf seinem Tisch gelandet war. Wenig später startete er wie verrückt mit Zeitungen und Zeitschriften von Rumänien bis Vietnam.

Beim Konkurrenten Tamedia, 1700 Meter Luftlinie entfernt, schauten sie mit offenen Mündern zu, wie Ringier durch die Welt galoppierte. Hier galt schon der Vorstoss von Zürich in den Aargau als waghalsige Auslandsexpansion, die minutiös geprüft werden musste.

Dennoch, eines änderte sich nicht. Bei Tamedia verdienten sie mit ihren Stelleninseraten weiterhin Geld wie Heu. Bei Ringier kam man, auch wegen des teuren Auslandsgeschäfts, finanziell weiterhin nicht voran.

Begegnung auf dem Tennisplatz

Das änderte sich ums Jahr 2010. Auf einmal erkannte Michael Ringier die Chance, selber auch an eine Gelddruckmaschine zu kommen.

Die Augen öffnete ihm ein Aufsteiger im Ringier-Management, der 2008 in die Konzernleitung aufgerückt war und ab 2012 neuer CEO von Ringier wurde.

Marc Walder und Michael Ringier kannten sich vom Tennisplatz. Walder war während sieben Jahren als Tennis-Profi auf der Tour unterwegs, reichlich erfolglos allerdings, denn er verdiente in all dieser Zeit gerade mal ein Preisgeld von 9063 Dollar. Michael Ringier zählte zu den besten Tennis-Amateuren der Schweiz.

Ringier verschaffte seinem Spielpartner einen ersten Job, als Tütenkleber in seiner Ver-

triebsabteilung. Später war Walder Leiter der Sportredaktion beim *Blick* und Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten*.

Neu-Manager Walder erkannte dann schnell, wie der Hase im digitalen Geschäft neuerdings lief. Die Kleinanzeigen für Stellen, Autos, Immobilien und Güter des täglichen Gebrauchs verschwanden in rasantem Tempo aus der Presse und verlagerten sich auf spezialisierte Websites im Internet. Auf einmal brauchte man keine Tageszeitung wie den *Tages-Anzeiger* mehr, um Rekordgewinne einzufahren.

Walder setzte voll auf die digitale Karte und spornte damit auch den etwas lethargisch gewordenen Michael Ringier zu neuer Sportlichkeit an. In den folgenden Jahren investierte Ringier über eine Milliarde Franken in den Aufbau seiner Online-Handelsplattformen, die von Ticketing bis Occasionsautos reichten.

Im digitalen Aufbruch erodierte nicht nur die alten Geschäftsmodelle der Presse, es erodierte ebenso die früheren Animositäten. Gemeinsam mit dem alten Rivalen Tamedia übernahm Ringier im Jahr 2012 für 390 Millionen Franken den führenden Online-Stellenmarkt *Jobs.ch*.

Im Jahr 2021 folgte der noch grössere Coup. Ringier und Tamedia, inzwischen in TX Group umgetauft, legten sämtliche ihrer Online-Marktplätze wie Homegate, Ricardo und Scout 24 in einer gemeinsamen Firma zusammen. Als dritten, gleich starken Partner holte man die Mobiliar-Versicherung ins Boot, die seit zwei Jahren mit 25 Prozent am Ringier-Konzern beteiligt ist. Dadurch ist man nun auch im Geschäftsfeld der Finanzdienstleistungen präsent.

Die Vorwärtsstrategie von Michael Ringier und Marc Walder bescherte dem Haus Ringier einen spektakulären Wertzuwachs. Als die beiden vor einem Dutzend Jahren digital loslegten, war das Unternehmen etwa 700 bis 800 Millionen Franken wert. Inzwischen liegt der Wert der Ringier AG über zwei Milliarden.



«Seitdem mein Mann ein künstliches Kniegelenk hat, bleibt er immer am magnetischen Seifenhalter hängen...»

Als Dank erfuhr CEO Walder eine besondere Ehre. Er wurde 2018 der erste Aktionär des Verlags, der nicht den Namen Ringier trug. Das Unternehmen war bis dahin im Besitz der drei Geschwister Michael Ringier, Evelyn Lingg-Ringier und der inzwischen verstorbenen An-

Im Rausch des Geldsegen wurde die frühere Hauptdisziplin des Hauses zur Nebensache.

nette Ringier, die je einen Drittel der Aktien hielten. Walder durfte sich einkaufen. Heute hält er sieben Prozent an Ringier. Er hat für immer ausgesorgt.

Im Rausch von Ringiers plötzlichem Geldsegen wurde die frühere Hauptdisziplin des Hauses zur Nebensache. Die klassischen Medien steuerten nur noch wenige Prozent zum Konzerngewinn bei. Journalismus rutschte auf der Agenda der Prioritäten nach unten. Man ärgerte sich nicht einmal mehr darüber, dass die *Blick*-Auflage, zu besten Zeiten bei 380 000 Exemplaren, zuletzt deutlich unter die Grenze von 100 000 fiel.

Rückfall ins Verlegertum

Dann kam Corona.

Auf einmal explodierten die Nutzerzahlen beim *Blick*. Und genauso durch die Decke gingen die Zahlen von *Libertatea* in Rumänien bis *Blic* in Serbien. Das Informationsbedürfnis des Publikums war gewaltig. Journalismus, die vermeintliche Randsparte, war plötzlich mit enormen Reichweiten zurück im Geschäft.

CEO und Mitinhaber Walder, von Corona persönlich stark eingeschüchtert, tat nun etwas, was in Zeitungshäusern stets üblich war. Er nahm sich das klassische Recht heraus, eine verlegerische Haltung an seine Redaktionen zu formulieren. Er glaubte, im gemeinsamen Kampf gegen das Virus so etwas wie Verantwortung übernehmen und darum «die Regierung unterstützen» zu müssen.

Der Shitstorm, der aus der Nachbarschaft nun auf Walder niederprasselte, war gigantisch. «Journalistische Bankrotterklärung», tönte pathetisch die *NZZ*. «Gift für die Demokratie», tönte pathetisch der *Tages-Anzeiger*. Das war, unter Freunden, natürlich stark überzeichnet, weil Walder nur zur publizistischen Mässigung, aber keinesfalls zu Zensurmassnahmen aufgerufen hatte.

Man könnte es auch so sagen. Der Finanzkonzern Ringier hatte einen Rückfall. Es war eine Wiederkehr jener Zeiten, als der Konzern immer wieder gewaltige Kampagnen fuhr und dadurch eine publizistische wie politische Macht war.

Man kann es darum durchaus auch ins Positive drehen. Es war Ringiers Rückfall ins Verlegertum.



DIE WELTWOCHEN

**Neue App, neue Website.
Jetzt testen. Kostenlos.**

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Ungleiches Gleichgewicht von allem

Die allerletzten Fragen nach dem Sein bleiben weiter unbeantwortet.



Ein Nichts aber kann es nicht geben.

Fast alles, was die Schöpfung hervorgebracht hat, scheint in harmonischer, beinahe göttlicher Balance, all das Werden und Vergehen, all das Licht und der Schatten. Nur das vom Menschen Erschaffene ist im Ungleichgewicht; die Verteilung der Ressourcen etwa und das Übergewicht der Armut.

Jenseits des Menschlichen und des Irdischen auch ist Harmonie, ist die Symphonie von allem. Jenseits ist das Universum in unerklärlicher Symbiose mit sich selbst. Die vollendetste aller Schöpfungen hat nur einen Fehler in ihrem Gleichgewicht, glücklicherweise, kann man sagen, weil ohne ihn gäbe es das Leben nicht; als vor 13,7 Milliarden Jahren Urknall war und im Trubel der hitzig-heissen Schockwellen Materie und Antimaterie kollidierten, hätten sie sich gegenseitig auslöschen sollen, verpuffen im Nichts sozusagen, das Plus eliminiert das Minus und umgekehrt, und ausser einem spektakulären Knall wäre nichts gewesen.

Es kam anders, und wir wissen nicht, wieso. Wissen nicht, weshalb die Materie dieses Aufeinandertreffen mit ihrer entgegengesetzten elektrischen Ladung überlebt und irgendwann Sternenstaub hervorgebracht hat, dieses Geburtselixier, das seltsamerweise auch etwas vom Unausgeglichensten schuf: den Menschen. Es scheint fast so, dass sich die Materie im Inferno nach dem Urknall verhielt, als ob sie ein Mensch wäre und sich für das Sein entschiede und nicht für das Nichts.

Es gibt eine Werkstatt für all die grossen und letzten Fragen des Lebens, sie nennt sich Cern (Conseil européen pour la recherche nucléaire) und liegt nahe bei Genf. Unlängst massen Wissenschaftler dort Protonen und Antiprotonen aus, so präzise wie noch nie, um das Geheimnis des Überlebens der Materie zu ergründen. Aber auch nach elf Stellen nach dem Komma waren Materie und Antimaterie immer noch gleich. Immer noch also wissen wir nicht, warum es das gibt, was es im Grunde nicht geben dürfte. Vielleicht, mag sein, gibt es eine Differenz zwischen Materie und Antimaterie 16 oder 36 Stellen nach dem Komma, und vielleicht können wir dies in sechs Jahren oder 600 auch messen, aber es scheint vielmehr so zu sein, dass der Unterschied nicht auf einer Differenz der Masse beruht. Was also könnte sonst diesen wesentlichen Unterschied machen, der das Nichtsein vom Sein trennte? Vielleicht, so vermuten Wissenschaftler, könnte es am magnetischen Moment liegen, der unterschiedlich ist. Vielleicht auch nicht.

Aber auch wenn wir wüssten, warum sich Materie durchgesetzt hat, wüssten wir zwar ein bisschen mehr, aber immer noch wenig. Wir wüssten nicht, weshalb überhaupt es zu einem Urknall gekommen ist. Wobei ich mir einigermassen sicher bin, dass ich auf die Frage der Herkunft des Urkeims von allem, in dem sich Materie, Antimaterie und Strahlung in einem einzigen Punkt konzentrierten, eine

Antwort habe: Eine Singularität ist das Überbleibsel eines kollabierten Universums. So wie beim Zusammenbruch massenreicher Sterne Schwarze Löcher entstehen, entstehen beim Kollaps ganzer Universen diese Singularitäten, die sich immer mehr und so sehr verdichten, dass sie in die Richtung eines Nichts gehen.

Ein Nichts aber kann es nicht geben, schon allein deshalb, weil aus einem Nichts nichts entstehen kann. Und so explodiert dieses kleinste aller kleinen Teile und erzeugt ein Alles, ein lebendiges, neues Universum. Das heisst, es gab vor unserem Universum schon eines und davor ebenfalls eines. Was aber nur bis zur nächsten Frage führt, zu einer der Gretchenfragen der Welt: Was war zuerst da, das Huhn oder das Ei? Wenn ein neues Universum nur aus einem alten entstehen, das alte aber nie vor dem neuen existieren kann, woher konnte sich das neue dann ins Sein katapultieren?

Und so gehen wir durch Raum und Zeit, nicht mal mit zärtlicher Gleichgültigkeit des Universums uns gegenüber, sondern in schweiger, und nie wohl werden wir wissen, weshalb. Nie nur mehr als eine Ahnung haben, woher wir kommen, und schon gar nicht, wohin wir gelangen, wenn das bisschen Zeit auf Erden vergangen ist. Und nur vermuten, glauben oder hoffen können, dass die Schöpfung des Gleichgewichts aus einem Ungleichgewicht irgendwelchen Sinn ergibt, der sich uns erschliesst.

PERSONENKONTROLLE

Pfister, Widmer, Grüter, Jürgensen, Blair, Baldwin, Hutchins



Gratiswerbung: Nadine Jürgensen.

Gerhard Pfister, Relativierer, brachte beim Anlass der Mitte-Partei die politischen Dimensionen ins Lot. Obwohl in der öffentlichen Diskussion nach wie vor das Thema Covid alles dominiert, erklärte der Mitte-Präsident, für ihn sei der kommende Urnengang über die AHV die wichtigste Abstimmung der Legislatur. Tatsächlich: Angesichts der Reformunfähigkeit des Landes betreffend Altersvorsorge in den vergangenen Jahrzehnten kommen einem die herrschenden Probleme, die von der Pandemie verursacht werden, plötzlich gar nicht mehr so gross vor. (odm)

Céline Widmer, Rosinenpickerin, ist im Argumentationsnotstand. In einem Vorstoss hatte sich die Zürcher SP-Nationalrätin dafür ausgesprochen, dass sich die Schweiz der EU-Taxonomie anschliesse. Es geht um EU-Regulierungen mit dem Ziel, private Investitionen in Verrichtungen zu lenken, um in den kommenden Jahrzehnten Klimaneutralität zu erreichen. Dass Brüssel jedoch die Atomkraft als grüne Energie deklarierte und ins Regelwerk einschloss, hat die atomkritische Sozialdemokratin verunsichert. Die Schweiz solle halt nun die EU-Taxonomie nur angepasst übernehmen – also ohne Atomstrom –, gibt sie gegenüber der *Weltwoche* zu verstehen. Das wäre so, als würden wir die Personenfreizügigkeit ohne Personen übernehmen. (hmo)

Franz Grüter, Weitgereister, hat ein neues Amt. Seit Montag ist er Präsident der Aussenpolitischen Kommission (APK). Mit ihm rückt ein Politiker nach, der wie kein Zweiter die internationale Wirtschaft kennt. Der SVP-Nationalrat war beruflich je zwei Jahre in den USA und in China unterwegs. Grüter will denn auch neue Akzente setzen. Die Geschäftstüchtigkeit mit Blick auf die ganze Welt sei für die Schweiz von eminenter Wichtigkeit, sagte er in einem Interview mit *Weltwoche*



Neue Akzente: Franz Grüter.

Daily. Damit unterscheidet er sich von vielen seiner Vorgänger, die zeitweilig vergessen haben, wie wenig dieses Land davon lebt, dass wir uns überall als Moralisten aufspielen, sondern zu allen Nationen gute Beziehungen pflegen. (hmo)

Nadine Jürgensen, Beschwerdeinstanz, hat gut lachen. Die SRF-Sendung «10 vor 10» widmete der von ihr mitbegründeten Firma ElleXX einen Werbespot vom Feinsten. «Wir bereichern Frauen», kündigt ihre Anlageplattform selbstsicher an. Leider rechnete dann *Inside Paradeplatz* vor, dass der Frauenfonds seit der Gründung eine Minusentwicklung von 12,4 Prozent erlitten hatte, während andere Aktienindizes am Jahresende deutlich im Plus lagen. Jürgensen durfte ihr Unternehmen dennoch loben und preisen. Gleichzeitig sitzt sie in der Unabhängigen Beschwerdeinstanz für dasselbe SRF, das sie so günstig in Szene setzte. Ist das noch Kontrolle oder schon Korruption? (mö)

Tony Blair, Ritter, findet auch fünfzehn Jahre nach seinem Rücktritt keine Versöhnung mit seinem Volk. Mehr als 700 000 Briten unterzeichneten eine Petition mit dem Ziel, ihm den Adelstitel abzuerkennen. Sir Tony werden im Zusammenhang mit dem Golfkrieg von 2003 Kriegsverbrechen vorgeworfen. Sogar im Palast scheint es Zweifel gegeben zu haben: Kein Ex-Premier musste länger auf den Ritterschlag warten. (ky)

Alec Baldwin, Schütze, will nun doch mit den Behörden kooperieren. Der Schauspieler, der letztes Jahr auf einem Filmset offenbar versehentlich die Kamerafrau **Halyna Hutchins** erschoss, hatte sich geweigert, der Staatsanwaltschaft von New Mexico sein Handy auszuhändigen. Erst als der Staatsanwalt seiner Heimatstadt New York Druck machte, gab er nach. (ky)

«Auch die Schweizer haben es begriffen»

Die jüngste Titelgeschichte der *Weltwoche* – «Heldenvolk der Serben» – gibt im Balkanstaat viel zu reden. «Auch die Schweizer haben es begriffen», titelte der *Informer* in seiner Ausgabe vom 11. Januar 2022. Die Tageszeitung ist eine unter vielen in Serbien, die über den Artikel von *Weltwoche*-Autor Christoph Mörgeli berichteten. Der *Kurir*, die Boulevardzeitschrift mit der grössten Verkaufsaufgabe im ganzen Land, schreibt: «Das Schweizer Blatt steht auf und verteidigt Serbien. Jenes Land, das sich für Europa aufopferte, der Welt Tesla schenkte und zugleich wie kein anderes verleumdet wurde.» Auch *Novosti*, *NS Uzivo* und *Tanjug* nahmen die Story aus der Schweiz auf. Sogar die in kyrillisch erscheinende *Glas Srpske* aus Banja Luka, der Hauptstadt der Republika Srpska, liess den Text übersetzen und gab ihn zusammengefasst wieder.

Wenn Mörgeli schreibt, dass sich die Serben unverstanden und im Stich gelassen fühlen, scheint er einen wunden Punkt ge-



troffen zu haben. Die Dankbarkeit und die Erleichterung in der serbischen Öffentlichkeit sind gross, zur Abwechslung einen würdigenden Artikel über ihre Vergangenheit zu lesen. Leser kommentieren: «Die Schweizer in Ehren!» Und: «Nicht zu glauben. Noch nie habe ich einen solch grossartigen Text über die serbische Geschichte gelesen.»

Spätestens seit Mörgelis Artikel wissen wir: Die Solidarität zwischen Schweizern und Serben geht dank Persönlichkeiten wie Luise Probst und Rodolphe Archibald Reiss zurück auf die frühen Jahre des 20. Jahrhunderts. Sie beruht auf Gegenseitigkeit. Und wie man sieht, lebt sie weiter.

Mihajlo Mrakic

MÖRGELI

Dumm, dreist, deplatziert

In der *Wochenzeitung* nimmt der Zürcher Stadtrat Richard Wolff den grossen Knüppel aus dem Sack. Zum «Skandal» um die Sammlung Bührlé im Zürcher Kunsthaus meint er wörtlich: «Die Schweiz war kein sicherer Hafen.» Kann uns der Sohn von damals in der Schweiz aufgenommenen Eltern aus Deutschland erklären, wo sonst es in Europa in jenen total aus den Fugen geratenen Zeiten des Zweiten Weltkriegs einen sichereren Hafen gab?

Weiter sagt Richard Wolff: «Es ist eine Tatsache, dass sich grosse Teile des in Wirtschaft und Politik tonangebenden Bürgertums mit den Nazis arrangiert hatten und teilweise sogar mit einem Anschluss liebäugelten – nicht nur in Zürich.» Das Bürgertum bestand aus Freisinnigen, Katholisch-Konservativen, Liberalen, Demokraten und der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei. Wolff soll einen Exponenten dieser bürgerlichen Parteien nennen, der mit dem «Anschluss» an Nazideutschland liebäugelte.

Ein einziger Frontist sass von 1935 bis 1939 im Nationalrat. Hunderttausende von Wehrmännern verteidigten unser Land gegen Nazideutschland und das faschistische Italien. Sie opferten ihre besten Lebensjahre für die Unabhängigkeit der Schweiz, während Richard Wolff keinen einzigen Tag Militärdienst geleistet hat. Unzählige Frauen, Kinder und ältere Menschen rackerten sich ab bis zur Erschöpfung. Schweizer Piloten schossen elf deutsche Flugzeuge ab. Siebzehn Todesurteile wurden an Landesverrätern vollstreckt – sämtliche Erschossenen hatten für die Nazis spioniert.

Die «Anschluss»-Fantasien des Richard Wolff sind nichts als die Verleumdung des politischen Gegners durch einen Linksextremisten. Er lügt das bürgerliche Gedankengut in die Nähe des Nationalsozialismus. Das Bürgertum muss sich den nationalen Sozialismus zuletzt von einem marxistischen Sozialisten anschmieren lassen. Zumal Richard Wolff dank dem Steuersubstrat dieses Bürgertums lebenslang eine Staatspension (versicherter Lohn: Fr. 244 759.–) verzehren darf. Und sich kürzlich eine fast zweieinhalb Millionen Franken teure Wohnung am feinen Stadtrand geleistet hat.

Christoph Mörgeli

Protest mit den Füßen

In ganz Deutschland finden täglich Dutzende «Spaziergänge» gegen das Corona-Regime statt. Aus gutem Grund.

Stefan Homburg

Deutsche gelten mit Recht als die langmütigsten, pflegeleichtesten Untertanen der Welt. Sie bekamen ihre demokratische Revolution von 1848 nicht hin, liessen sich bis zum «Endsieg» verheizen, und nur einmal, 1989, muckte ein Teil von ihnen erfolgreich auf, angeführt von den Sachsen und Thüringern. Vor diesem Hintergrund ist das, was derzeit in Deutschland geschieht, unfassbar. Weil reguläre Demonstrationen entweder von vornherein verboten sind oder alsbald aufgelöst werden, finden täglich Dutzende «Spaziergänge» mit dreibis fünfstelligen Teilnehmerzahlen statt, nicht nur in Metropolen wie München, Hamburg oder Berlin, sondern auch in Dörfern und Kaffern, die selbst der Landsmann im Atlas nachschlagen muss. Was sind die Gründe dafür?

Erstens findet Protest gegen die Corona-Politik bei den Regierungsparteien und der Union als grösster Oppositionspartei kein Gehör. Im Gegenteil: Je niedriger die Belegung der Krankenhausbetten, je grösser die Zahl der in- und outgedessenen geschlossenen Kliniken, desto viraler der Alarmismus des Bundeskanzlers und der Ministerpräsidenten über neue «Mutationen», eine so irrelevant wie die andere. Und während im Wahlkampf 2021 Lockerungen und der Verzicht auf Pflichtimpfungen versprochen worden waren, befindet sich Deutschland längst wieder im Quasi-Lockdown und in der Debatte um ein Impfpflichtgesetz.

Dieses Gesetz dürfte der zweite Grund dafür sein, warum es die Massen auf die Strasse zieht. Viele hatten darauf gesetzt, dass die FDP in der Ampel-Koalition das Vetorecht gegen eine Impfpflicht nutzen würde. Stattdessen hat die FDP, die noch 2017 eine Regierungsbeteiligung unter Merkel mit dem Argument «Lieber gar nicht als schlecht regieren» verweigerte, einen atemberaubenden Schwenk vollzogen in Richtung «Lieber zwangsimpfen als gar nicht regieren».

Die Gründe für den Sinneswandel liegen auf der Hand: Einerseits haben sich die hastig entwickelten Impfstoffe als weitgehend wirkungslos erwiesen; die Fallzahlen explodieren weltweit. Andererseits stellen die vom staatlichen Paul-Ehrlich-Institut veröffentlichten Nebenwirkungen

alle Erwartungen in den Schatten. So berichtet das Institut von 2000 Todesverdachtsfällen bis Ende November, die man mittels der ebenfalls vom Institut stammenden Dunkelziffer von 95 Prozent auf 40 000 Impftote hochrechnen kann.

Obwohl diese Zahlen niemals in den Nachrichten genannt werden, kennen viele die Impfrisiken aus den sozialen Medien oder aus eigener Erfahrung. Deshalb ist das politisch verselbständigte Ziel eines Impf-Abos mit drei, vier jährlichen Impfungen für alle nicht auf freiwilliger Basis zu erreichen und eine allgemeine Impfpflicht unausweichlich. Genau dagegen laufen Deutsche, und übrigens auch Österreicher, Sturm, während der Gedanke eines allgemeinen Covid-Impfzwangs in Staaten mit langer demokratischer Tradition wie dem Vereinigten Königreich oder der Schweiz chancenarm ist.

Dr. Stefan Homburg ist Professor für Öffentliche Finanzen an der Leibniz Universität Hannover i. R.



Die NZZ kapituliert – ein bisschen

Nationalbank: Neuerdings will auch die *Neue Zürcher Zeitung* den Staatsschatz melken.



Vor zehn Jahren wurde der überstrukturierte Thomas Jordan Präsident der Nationalbank. Er hat wenig bis nichts unternommen, um den Franken im Interesse der Realwirtschaft effizient zu schwächen. Und die Nationalbank war als Anlegerin in Sachen des notwendigen ökologischen Umbaus so gut unterwegs wie unser Skispringer Simon Ammann.

Um nicht den Totalabsturz zu riskieren, musste Thomas Jordan fleissig Franken drucken. So, wie dies die Vertreter der Modern Monetary Theory fordern. Nur versteckte er diesen Schatz im Silbersee gegenüber den Medien und der Öffentlichkeit.

Dabei ist Wahrheit ganz einfach: Die Nationalbank ist inzwischen 1000 Milliarden Franken schwer. Die heilige Kuh ist auch ein real existierender Staatsfonds. Die Norweger haben das Öl, die Schweizer haben den Franken. Beides bringt unter dem Strich unheimlich viel Kohle.

Wäre die Nationalbank nicht mehr handlungsfähig, wenn man ihr 90 Prozent dieser Billion wegnehmen und in einen separaten Staatsfonds legen würde? Natürlich nicht, denn Nationalbanken können sich gegen alle Währungsspekulanten durchsetzen.

Langsam, aber sicher scheint die Schweiz zu realisieren, was für ein gigantischer Kollateralnutzen sich da auf Kosten der realen Wirtschaft, auf Kosten der Unternehmen und der Lohnabhängigen angesammelt hat.

Kollateralnutzen 1 — Der seit längerer Zeit vermisse Anti-Rahmenabkommen-Turbo Fredy Gantner hat sich vor gut einem Jahr bereit erklärt, das Vermögen der Nationalbank so zu ver-

walten, dass jedes Jahr real 5 Prozent Zinsertrag herauskommt. Das wären 6000 Franken pro Jahr und Schweizer Nase. Für eine vierköpfige Familie also 24 000 Franken. Nicht schlecht, unser aller Fredy Gantner. Vom Geschäft versteht er was.

Kollateralnutzen 2 — Die drei Professoren Stefan Gerlach, Yvan Lengwiler und Charles Wyplosz sind keine Draufgänger wie Gantner. Sie wollen die Nationalbank dank der Schaffung eines Staatsfonds aus dem Kreuzfeuer der Kritik nehmen. Das Modell ist etwas gar kompliziert, aber die Stossrichtung stimmt, immerhin.

Kollateralnutzen 3 — Dank der SP und dank den Gewerkschaften konnte die SVP

Die zum Nulltarif kalt Abgeduschten müssen sich jetzt zur Wehr setzen.

das klug verhandelte Rahmenabkommen abschliessen. Die Linken haben dafür nichts gefordert und nichts bekommen. Die Rechte versucht den Durchmarsch: erstens Stempelsteuer abschaffen, zweitens AHV-Alter der Frauen erhöhen. Drittens Umwandlungssatz der Pensionskassen senken, viertens weitere Unternehmenssteuern senken.

Die zum Nulltarif kalt Abgeduschten müssen sich jetzt zur Wehr setzen. Die Chancen stehen gut, dass Maillard und Co. die Stempelsteuer-Vorlage versenken. Denn diese ist sozial und regional kontraproduktiv. Neu wollen die SP und die Gewerkschaften die AHV dank Beiträgen der Nationalbank stabilisieren und ausbauen. Endlich.

Kollateralnutzen 4 — Die NZZ vom letzten Samstag macht nun eine Kehrtwende: «Grundsätzlich denkbar wäre aber auch, das Geld direkt an die Bevölkerung auszuzahlen.» Und: «Die Ausschüttung direkt an die Bevölkerung mag auf den ersten Blick als abwegig erscheinen. Der Vorteil liegt aber auf der Hand. Die Gewinne der SNB würden der zunehmenden Politisierung, die sich auch in zahllosen parlamentarischen Vorstössen zur Verwendung der SNB-Gelder bemerkbar macht, entzogen. Die Bürgerinnen und Bürger könnten mündig entscheiden, wie sie ihren Gewinnanteil verwenden.»

Das ist, trotz aller Wenn und Aber, ein Dammbruch. Entsprechend gross die Verwirrung in der NZZ bei den Schreibern und Schreiberinnen von Leserbriefen. Nach zehn Jahren Verdummung durch die Nationalbank aber auch nicht weiter erstaunlich. Der Luftkampf über den Stammtischen, in den Internetforen und auf der politischen Bühne hat begonnen.

Bereits im Februar wird klarer, wer die heilige Kuh wann und wie stark melken darf. Ueli Maurer und die Seinen wollen die Stempelsteuer abschaffen. Und damit die Reichen und Superreichen entlasten, die in der Covid-Krise massiv profitiert haben. Nicht nur sozial, sondern auch regional liegt die Vorlage mehr als schief. Der Kanton Zug wird pro Nase 69 Mal mehr entlastet als die Aargauer Nasen. Wer zieht Maurer in der «Arena» von morgen Freitag diesen Wurm aus der Nase? Vielleicht der Aargauer Wermuth?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Denn sie wissen nicht, was sie tun

Bundespräsident Cassis gibt zu: Nach bald zwei Jahren hat die Schweiz keinen Durchblick, wie viele Menschen tatsächlich am Corona-Virus gestorben sind. Höchste Zeit zum Umdenken.

Marcel Odermatt

Bern

Wer erwartete, dass er bei dieser Aussage rot werde, sah sich getäuscht. Ohne mit der Wimper zu zucken, als sagte er das Normalste auf der Welt, brachte Ignazio Cassis die Unzulänglichkeiten der Covid-19-Statistiken auf den Punkt: «Einer, der bei einem Autounfall stirbt und Corona-positiv ist, ist ein Corona-Toter», so der Bundespräsident vergangene Woche in der «Arena» des Schweizer Fernsehens. Der freisinnige Bundesrat und Mediziner hätte diese Aussage nur noch toppen können, wenn er angefügt hätte: Sorry, die Behörden haben Mitte Januar 2022 keinen Clou, wie viele Todesopfer das Virus in den letzten zwei Jahren in Tat und Wahrheit forderte.

Was diese Äusserung für die Pandemie bedeute, wollte die *Weltwoche* von Cassis wissen. Warum weiter solche Angaben veröffentlicht würden, wenn sie dermassen ungenau sind. Und ob es aufgrund dieser Datenlage überhaupt zulässig sei, irgendwelche Einschätzungen zur Gefährlichkeit dieser Krankheit zu geben. Die lapidare Antwort seiner Leute: Cassis beziehe sich auf die offizielle Zählweise des Bundesamtes für Gesundheit.

Wie bei einem Wettstreit

Ob das die Sache besser macht, ist allerdings fraglich. Laut den offiziellen Angaben geht die Schweiz derzeit von bisher rund 12 000 Corona-Toten aus. Für die Befürworter von strengen Covid-Auflagen sind die Sterblichkeitsraten ein täglich repetierter, fast heiliger Massstab, um zu illustrieren, wie gut oder eben schlecht das Land die Pandemie meistert oder gemeistert hat. Wie bei einem Wettstreit werden die Angaben verglichen und gegen-



Paradigmenwechsel: FDP-Bundesrat Cassis.

einander ausgespielt. In Deutschland verschieden eine Zeitlang weniger Menschen im Zusammenhang mit einer Corona-Infektion als in anderen europäischen Ländern. In den Medien war darauf begeistert vom deutschen «Wunder» die Rede. Als in den Balkanländern die Zahl der mit dem Virus Umgekommenen in die Höhe schnellte, schrieben das die Experten der tiefen Impfquote zu.

In den USA pervertierte die *New York Times* das Ganze und berechnete, dass in Gebieten, die bei den Wahlen mit grosser Mehrheit für

Donald Trump votierten, 25 Personen pro 100 000 Einwohner mit Bezug auf eine Corona-Ansteckung ihr Leben verloren. In den Regionen, die stark Joe Biden favorisierten, lag dieser Wert bei 7,8 Personen, gemessen an der gleichen Bevölkerungsziffer.

In der Schweiz gingen einige Historiker noch weiter. Aufgrund der Zahl von Verstorbenen hierzulande und der angeblich lockeren Massnahmenpolitik erklärten sie, die Eidgenossenschaft nehme bewusst ausserordentlich viele Coronatote in Kauf. Sie machten den Verantwortlichen einen monströsen Vorwurf: Die Eidgenossenschaft unterscheide in der Pandemiebekämpfung zwischen wertvollem und weniger wertvollem Leben.

Die Schweiz akzeptiere es, «eine höhere Zahl an Menschen der Altersgruppe über 65 zu verlieren, um einen Lockdown im strengen Sinn landesweit zu verhindern», dozierte Flurin Condrau, Professor für Medizingeschichte an der Universität Zürich. Das erinnere an die Eugenik, weil zwischen hinnehmbaren und nicht hinnehmbaren Opfern unterschieden werde. Der emeritierte Professor Jakob Tanner, der die Geschichtsdebatten in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten

wie kein Zweiter prägte, gab zu Protokoll, «der Trend, Tote in Kauf zu nehmen, weil es sich dabei vor allem um ältere Menschen handle, weist Gemeinsamkeiten mit der Eugenik auf, die in den Dreissigern in demokratischen Ländern wie zum Beispiel den USA, Schweden und auch in der Schweiz verbreitet gewesen ist».

Politisch motivierte Aussagen

Die Aussagen des Bundespräsidenten und ehemaligen Tessiner Kantonsarztes zeigen jetzt, dass die Aussagen der Forscher wenig mit

Wissenschaft zu tun haben und politisch motiviert waren. Denn bald zwei Jahre nach Beginn der Seuche hat die Schweiz, wie die anderen Länder wohl ebenfalls, keinen Durchblick, wie viele Menschen tatsächlich am Covid-19-Virus gestorben sind und wie viele zum Zeitpunkt ihres Todes bloss das Virus in sich trugen.

Immerhin gibt es jetzt erste zaghafte Versuche, etwas Licht ins Dunkel zu bringen. Das Bundesamt für Statistik gab Ende Dezember 2021 bekannt, dass die Behörden den ersten Pandemiemonat – März 2020 – ausgewertet hätten. Bei 576 Sterbefällen wurde Covid-19 auf dem Todesursachenzertifikat als Haupt- oder Begleitursache angegeben. Bei 547 von ihnen gilt Covid-19 als Haupttodesursache. Das bedeutet, alleine in diesem Monat waren 5 Prozent der «Corona»-Toten nicht dem Virus zum Opfer gefallen, werden aber in der offiziellen Statistik aufgeführt. Von den 547 wiesen zudem 91 Prozent mindestens eine Begleiterkrankung auf. Die statistischen Daten werden dann aber trotzdem als Beweis oder Untermauerung der eigenen Position gebraucht. Wurden in den nächsten Monaten die Unterschiede grösser oder kleiner? Im Moment haben wir keine Ahnung.

Behördlicher Blindflug

Ein Beispiel des behördlichen Blindflugs erlebten diese Tage auch einige Aargauer Lehrer. In einem Brief an Bildungsdirektor Alex Hürzeler stellte das Lehrernetzwerk Schweiz eine Anfrage bezüglich der Maskenpflicht ab der ersten Primarklasse. «Bitte teilen Sie uns schriftlich mit wissenschaftlichem Verweis den positiven Nutzen der Masken mit», schrieben die Erzieher. Da der Regierungsrat

Immerhin gibt es jetzt erste zaghafte Versuche, etwas Licht ins Dunkel zu bringen.

diese Massnahme anordne, gingen die Lehrer in Treu und Glauben davon aus, dass der eben gekürte Landammann «das Tragen einer Maske als völlig unbedenklich» ansehe.

Doch der SVP-Politiker dachte gar nicht daran, mit Fakten und wissenschaftlichen Studien den Lehrern die Notwendigkeit aufzuzeigen, weshalb jetzt auch die Abc-Schützen einen Mundschutz tragen müssen. Salopp erklärte Hürzeler in seiner Antwort, «alle notwendigen Informationen sind im Internet verfügbar». Und überhaupt: «Die epidemiologische Lage ist angespannt, Massnahmen sind erforderlich, die Rechtmässigkeit und Verhältnismässigkeit ist gewährleistet, die Meinungen gehen auseinander, und Klagen gegen Massnahmen laufen über die Justiz.»

Ein Schelm, der nun Böses denkt. Tatsächlich ist es unter Experten umstritten, wie sinn-

voll es ist, dass die Kleinsten Masken an den Schulen tragen. Insofern macht der Bildungsdirektor durchaus einen Punkt. Um das zu merken, reicht tatsächlich ein kurzer Blick ins Netz.

Bei einer solchen einschränkenden Handlung wie der Maskenpflicht von Erstklässlern müsste die Öffentlichkeit eigentlich davon ausgehen können, dass die Entscheidungsträger jederzeit eine entsprechende hieb- und stichfeste wissenschaftliche Begründung aus der Schublade ziehen können, um ihren Schritt untermauern zu können.

Die offene Aussage von Cassis zeigt jedoch, dass der Bundesrat einen langsamen Paradigmenwechsel vollzieht. Vorbei die Zeiten, als die Verantwortlichen wie im Fall Hürzeler aufmarschierten, als wären in dieser Pandemie alle Fragen längst geklärt.

Chancen für eine Neuausrichtung

Die Aufgabe des Kritikers kam in den letzten Monaten in der Landesregierung Ueli Maurer zu. Als Feiertagskarte verschickte der SVP-Mann ein Bild mit einer Schneefräse, die den Corona-Schuldenberg abbaut. Die Botschaft war klar: Corona ist oder war nie eine Krise, die ausschliesslich die Gesundheit tangiert. Andere Bereiche wie eben die Bundesfinanzen mit Ausgaben von mehr als 30 Milliarden Franken sind längst mindestens so betroffen.

Nach dem beim Covid-19-Thema vorsichtig agierenden Cassis-Vorgänger Guy Parmelin hat die Landesregierung jetzt die Chancen für eine Neuausrichtung. Alle Entscheide müssen sich auf Fakten abstützen. Wenn es Unklarheiten und Unschärfen gibt, müssen diese klar deklariert werden, wie bei den Todeszahlen im Zusammenhang mit Covid-19. Der Bevölkerung darf nichts mehr vorgegaukelt werden. Insofern könnte die Aussage von Cassis – ober er sie nun bewusst oder unbewusst platzierte – ein Anfang sein. Die Behörden, aber auch Wissenschaftler wie die Historiker Condrau und Tanner, sollten im Umgang mit Daten in dieser Pandemie endlich bescheidener und demütiger auftreten.



«Vor allem die lauten Alarmanlagen sind kaum zu ertragen...»

Ende des Frauensports



«Surreale Geschichte»: Transgender-Schwimmerin Thomas.

Die 22-jährige Transgender-Schwimmerin Lia Thomas galt als unschlagbar – weil sie biologisch ein Mann ist und sich ihren Konkurrentinnen gegenüber bezüglich Lungenvolumen, Herzgrösse, Blutkreislauf, Muskelmasse und Knochenbau deutlich im Vorteil befindet. So pulverisierte sie im vergangenen Jahr die Rekorde auf College-Stufe reihenweise. Ihr winkt der Titel der College-Sportlerin des Jahres 2021.

Für nicht wenige führt dies aber den Wettkampfsport und die Chancengleichheit ad absurdum. So gab die US-Schwimmbeauftragte Cynthia Millen aus Protest ihren Rücktritt – nach dreissig Jahren als Funktionärin. In ihrer Erklärung für diesen Schritt schrieb sie, dass sie keinen Sport unterstützen könne, der es «biologischen Männern erlaubt, gegen Frauen anzutreten».

Doch nun fand Lia Thomas ihre Meisterin – beziehungsweise ihren Meister. In einem Rennen an der Yale-Universität unterlag sie über hundert Yard Iszac Henig. Lia schlug nach 52,84 Sekunden an. Henig in sagenhaften 49,57. Wie Thomas ist Henig eigentlich ein Mann. Weil er sich aber im falschen Körper geboren fühlt, nimmt er nach einer Hormonbehandlung und einer Brustoperation an Frauenwettbewerben teil.

Auf Twitter wurde diese Affiche als «surreale Geschichte» kommentiert, «zwei Männer, die in einem Frauenwettbewerb gegeneinander schwimmen». Der Spitzensport als Freakshow? Nein – zumindest nicht reglementarisch. Im amerikanischen College-Sport spricht nichts dagegen. Sollte sich diese Praxis aber auch auf olympischer Ebene durchsetzen, kann dies nur etwas bedeuten: das Ende des Frauensports.

Thomas Renggli

Kasachstans Tiananmen-Moment

Die westlichen Medien deuten den Aufstand im zentralasiatischen Riesenreich falsch. Es ist nicht der Ruf nach Demokratie, der die Menschen auf die Strasse treibt.

Francis Pike

In der ersten Januarwoche ist es überall in Kasachstan, ausgehend von der Stadt Schanosen im Westen, zu Unruhen gekommen. In der Wirtschaftsmetropole und ehemaligen Hauptstadt Almaty wurde der Flughafen von Demonstranten besetzt und das Gebäude der Stadtverwaltung angezündet. Dutzende Sicherheitskräfte und Zivilisten wurden bei gewaltsamen Zusammenstößen getötet, Hunderte verwundet. Ist dies der Tiananmen-Moment von Kasachstan, dessen Regime, in seinen Grundfesten erschüttert, aber zurückschlägt und überlebt, oder wird es wie in der Ukraine sein, wo durch die Maidan-Revolution ein prorussischer Herrscher hinweggefegt wurde?

Der Aufstand hat ähnliche Ursachen wie die Bewegung, die auf dem Platz des Himmlischen Friedens endete. Es gibt auch keinen Ruf nach Demokratie, den die kurzsichtigen Journalisten von BBC und CNN als Hauptgrund der Unruhen in China 1989 ausmachten. In China war es die Erhöhung der Lebensmittelpreise, der klassische Auslöser städtischer Unruhen. In Kasachstan entzündeten sich die Unruhen an der Erhöhung der Treibstoffpreise. So wie in China Lebensmittelpreise auf Marktniveau angehoben wurden, so wurde in Kasachstan der Treibstoffpreis auf das Doppelte erhöht.

Studenten und Millennials

Aus den Unruhen entwickelte sich eine Protestbewegung, die diverse Forderungen stellte. Kritisiert wurden die Korruption in Regierungskreisen, der Autoritarismus, der Mangel an Demokratie, das Schweigen des Regimes angesichts der Behandlung der Uiguren in China sowie die Einwanderung und Investitionstätigkeit von Chinesen. Wie überall mischten radikale Studenten und internetaffine Millennials mit.

Einige der Forderungen sind gerechtfertigt. Das Parlament ist nicht mehr als das Feigenblatt einer Diktatur. Korruption ist an der Tagesordnung. Die Familie von Ex-Präsident Nursultan Nasarbajew, der das Land 29 Jahre lang bis 2021 regierte, hat ein Milliardenvermögen angehäuft. Allein für ihre international nachweisbaren Immobilien, darunter auch ein märchen-

haftes Anwesen am Genfersee, haben die Nasarbajews 785 Millionen Dollar ausgegeben.

In London besitzt Nasarbajews Tochter Dargiga einen Gebäudekomplex in der Baker Street, der ikonischen Adresse von Sherlock Holmes. Die Nasarbajews sind, nach Art der kleptokratischen Suhartos in Indonesien, an allen grös-

Für Russland ist Kasachstan ein wichtiger Partner. China wiederum ist dessen wichtigster Handelspartner.

seren wirtschaftlichen Unternehmungen in Kasachstan beteiligt.

Trotzdem brachte Präsident Nasarbajew Wohlstand ins Land. Kasachstan, ein Land von der Grösse Westeuropas, ist reich an Bodenschätzen und wird klug verwaltet. Ein Beamter im Finanzministerium erklärte mir einmal: «Das schwedische Modell ist viel zu sozialistisch für uns.» Steuern werden in Höhe eines Pauschalsatzes von beneidenswerten zehn Prozent erhoben. Ein Staatsfonds mit einem Vermögen von sechzig Milliarden Dollar ist Zeugnis fiskalischer Umsicht. Das Pro-Kopf-BIP ist

seit 1995 um das Zehnfache angestiegen, gleichauf mit Griechenland und Polen.

Unverzichtbare Stabilität

Anders als im Fall Ukraine, deren politische Stabilität und Unabhängigkeit von Russland, den USA und der Europäischen Union geschwächt wurde, dürften die beiden Nachbarn Russland und China unnachgiebig reagieren. Für Russland ist Kasachstan, das der gemeinsamen Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit (OVKS) angehört, ein bedeutsamer geopolitischer Partner. Das erklärt auch Putins Bereitschaft, Fallschirmjäger zu entsenden. Und China ist der wichtigste Handelspartner Kasachstans. Kasachisches Erdgas deckt 5 Prozent des Bedarfs der energiehungrigen Chinesen. Eine 1500 Kilometer lange Pipeline durch Kasachstan verbindet China mit Turkmenistan, dem zentralasiatischen Erdgasgiganten. Für Russland und China ist Stabilität unverzichtbar.

Der neue Präsident Kassym-Schomart Tokajew, der fließend Chinesisch spricht, hat betont, dass sein Land sich «nicht in die globale Anti-China-Front einreihen» werde. Und natürlich werden die Demonstranten als «internationale Terroristen» bezeichnet.

Wenn die kasachische Armee loyal bleibt, dürften eine brutale Niederschlagung der Unruhen sowie eine Rücknahme der Preiserhöhung für ein Überleben des Regimes sorgen. Politische Veränderungen dürfte es am ehesten im Innern der herrschenden Nur-Otan-Partei geben. Präsident Tokajew hat seinen Vorgänger Nasarbajew als Chef des Nationalen Sicherheitsrates entlassen. Andere Verbündete und Weggefährten wurden verhaftet. Die Unruhen könnten die Endphase jahrelanger Machtkämpfe einläuten. Der Ruf der Demonstranten «Hau ab, alter Mann!» (gemeint ist der 81-jährige Ex-Präsident Nasarbajew) dürfte eine rasche und endgültige Klärung der Machtfrage herbeiführen.

Werden wir am Ende eine Lösung nach chinesischem oder nach ukrainischem Vorbild erleben? Ich tippe auf das Modell Tiananmen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Sissi von Grossbritannien

Die PR-Berater der Windsors haben ein neues Vorbild für Herzogin Kate entdeckt: Elisabeth von Österreich-Ungarn. Die beiden könnten unterschiedlicher nicht sein.

Wolfgang Koydl

Kann man sich vorstellen, dass sich Herzogin Kate einen Adler auf den Steiss tätowieren lässt? Dass sie sich Hals über Kopf in einen feschen Reitlehrer verknallt und mit ihm halsbrecherisch querfeldein galoppiert? Dass sie sich mit einem täglichen Glas frisch ausgepressten Rindfleischbluts fit hält?

So eine war die Sissi, Kaiserin von Österreich und Schnulzenlegende. Tatsächlich war sie ein Wildfang, ein Tomboy, eine Rebellin, die gustiös, wie man in Wien sagt, gegen Konventionen verstieß.

Bei Queen Victoria, Kates Schwieger-Ururur-Grossmutter, war sie deshalb nicht gut gelitten. Ungezogene Göre schimpfte diese den Gast aus Wien.

Sissi revanchierte sich: Humorlos und fett sei die Königin, flüsterte sie. Absichtlich sprach sie leise, weil Victoria nicht mehr gut hörte.

Aber Kate? Ein Wildfang, eine Rebellin, ein Tomboy? Sie ist das exakte Gegenteil, die fleischgewordene Konvention. Perfekte Ehefrau, perfekte Mutter, perfekte Schwiegertochter. *Little Ms Perfect*. Royaler als so mancher Royal. Vermutlich könnte sie sogar der Queen Nachhilfe in Protokoll und Etikette geben. Wenn das nicht gegen Protokoll und Etikette verstiesse.

Und nun das. Was hat die Image-, PR- und Medienberater der Royals geritten, die prüde Tochter aus der *upper middle class* zu deren vierzigstem Geburtstag so wild, so ungezähmt, ja beinahe lasziv darzustellen? Mit wilder Mähne und wogender Atlasseide, deren weisse Farbe hier alles andere als Unschuld bedeutet?

Was will uns der Palast damit sagen? Ist sie die Sissi für das 21. Jahrhundert? Ausgerechnet sie, die brave Kate?

Jedes Wort, jede Geste, jede Handlung

Sissis praktisch identisches Gemälde mit offener Haarpracht löste seinerzeit einen Skandal aus, obwohl es vom damals gesuchtesten Porträtmaler Franz Xaver Winterhalter stammte. Zeitgenossen erschien es als zu frei-



Mythische Codes: Kate (l.), Sissi.

zügig, ja beinahe erotisch. Das musste wohl auch ihr Ehemann, Kaiser Franz Joseph, so gesehen haben, denn es war bis zu seinem Tod das Lieblingsbild seiner Frau.

Nun ist Sissi in Britannien bei weitem nicht so populär wie bei Deutschen, Schweizern und – natürlich – Österreichern. Aber sie ist keine Unbekannte, und wer sich nur einmal von der

Sissis ungestümer schottischer Reitlehrer hiess übrigens Middleton, so wie Kate mit Mädchennamen.

Insel als Tourist nach Wien verirrt, wird von Bildnissen der Kaiserin allerorten geradezu verfolgt.

Sicher ist, dass das britische Königshaus nichts dem Zufall überlässt. Jedes Wort, jede Geste, jede Handlung wird sorgfältig abgewogen, erwogen und bei Bedarf verworfen.

Ganz besonders gilt dies für Fotografien. Welche Fotos Königin Elisabeth bei ihrer Weihnachtsansprache auf dem Schreibtisch hat, beschäftigt Journalisten noch bis nach Silvester.

Offizielle Fotos von Familienangehörigen werden auf versteckte Botschaften abgeklopft, als verhüllten sie mythische Codes.

Ein bisschen kecker darf's sein

Warum nun diese fotografische Sissi-Kopie? Vielleicht erscheint das Image der Herzogin von Cambridge ein bisschen zu brav und bieder für die heutige Zeit.

Dass sie keine zweite Diana war, hat die Vorzeigemutter und -gattin zur allgemeinen Erleichterung hinreichend unter Beweis gestellt. Aber ein bisschen kecker und kesser darf's jetzt schon sein.

Vor allem, weil da die andere ist, die ungezogene Göre aus Kalifornien, der Gegenentwurf zur netten Catherine, zu keck und viel zu kess. So stylt man sie denn ein bisschen flott zurecht, als Femme fatale. Mit angezogener Handbremse. Die andere wäre dann, unausgesprochen, aber überdeutlich, die Schlampe.

PS: Sissis ungestümer schottischer Reitlehrer hiess übrigens Middleton, so wie Kate mit Mädchennamen. Aber das ist jetzt wirklich ein Zufall.

Europas Norden in Putins Würgegriff

Russlands Präsident verlangt von der Nato unter Androhung von Gewalt, keine neuen Mitglieder aufzunehmen. Die Forderung ist inakzeptabel – besonders für Finnland und Schweden.

Urs Gehriger

Truppenaufmarsch, Säbeltanz, Ultimatum: Nato, Finger weg von der Ukraine, oder Russland lässt die Waffen sprechen! So lautet sinngemäss Wladimir Putins Drohung, mit der er das westliche Bündnis in die Schranken weisen will.

Am Brennpunkt Ukraine wird der Frieden in Europa auf die Probe gestellt. Dabei wird oft übersehen, dass Putin nicht bloss von der Ukraine Garantien verlangt, niemals der Nato beizutreten, sondern auch von Finnland und Schweden. Er droht den Nordeuropäern im Fall eines Bündnisbeitritts mit Waffengewalt.

Putin hat Garantien gebrochen

Starker Tobak, auf den Skandinavien geharnischt reagiert. Finnlands Präsident Sauli Niinistö und Ministerpräsidentin Sanna Marin haben in ihren Neujahrsansprachen unterstrichen, dass sich ihr Land die Option Nato-Beitritt nicht verbieten lässt.

«Es sei noch einmal gesagt: Der Handlungsspielraum und die Entscheidungsfreiheit Finnlands schliessen auch die Möglichkeit ein, mi-

Russland führt sich auf, als gehörten die benachbarten, unabhängigen Staaten zu seinem Verwaltungskreis.

litärisch ein Bündnis einzugehen und einen Antrag auf Mitgliedschaft in der Nato zu stellen, sollten wir uns selbst dazu entschliessen», so Finnlands Präsident Niinistö. Ähnliche Töne kommen aus Schweden. Aussenministerin Ann Linde wies die Forderung Russlands, die Nato solle keine neuen Mitglieder aufnehmen, entschieden zurück.

Wie die Schweden sind die Finnen nicht paktgebunden, suchen aber seit geraumer Zeit die Nähe des Westbündnisses. Der russische Aufmarsch von rund 100 000 Soldaten entlang der Ukraine hat in Finnland alte Ängste geweckt. Die Finnen, die mit Russland eine 1300 Kilometer lange Grenze teilen, wollen sich die Tür zum nordatlantischen Bündnis offenhalten, damit sie im Notfall eintreten können.



Er will nicht bloss Anerkennung: Präsident Putin.

Russland-Advokaten wiegeln ab. Das vielgescholtene Russland trachte nach Anerkennung. Das geschrumpfte einstige Imperium sehne sich danach, als Weltmacht respektiert zu werden.

Das ist «Kumbaya»-Gesäusel. Putin ist ein durchtriebener Fuchs, clever und weitsichtig. Er will nicht bloss Anerkennung. Sein Ziel ist eine Einflussphäre ähnlich wie zu Zeiten des Kalten Kriegs. Und er nutzt die Abhängigkeit europäischer Staaten von russischen Energieressourcen, um ihnen seinen Willen aufzuzwingen.

Aus Moskaus Sicht mag das Grossmachtgebaren nachvollziehbar sein. Aus Sicht der

souveränen Staaten Zentral- und Nordeuropas keineswegs. Angesichts ihrer leidvollen Vergangenheit fühlen sie sich in ihrer Existenz bedroht. Erst recht, seit Putins Regime gegenüber der Ukraine Wort gebrochen hat.

Verdeckte Interventionen

Die Ukrainer hatten 1994 auf ihre Atomwaffen aus der Sowjetzeit verzichtet und sie den Russen übergeben. Als Gegenleistung sicherten Russland, die USA und Grossbritannien den Ukrainern vertraglich zu, deren Unabhängigkeit und «die existierenden Grenzen» zu respektieren. Mit den verdeckten Interventionen

und der Annexion der Krim im März 2014 brach Putin diese Garantie. Kein Wunder, dass auch die Nachbarn null Vertrauen in den Kremlokraten haben. Erst recht nicht seit den jüngsten Drohgebärden.

«Russland hat kürzlich angedeutet, dass es durch einen möglichen Nato-Beitritt Finnlands und Schwedens zu militärischen Vergeltungsmassnahmen gezwungen würde. Eine solche Äusserung ist verwerflich und sagt letztlich mehr über Russlands ultimative Ziele aus als über die Finnlands oder Schwedens», schrieb Petteri Orpo, Vorsitzender der grössten Oppositionspartei Finnlands, der Nationalen Sammlungspartei, jüngst in einem Beitrag auf der Website seiner Partei. Orpo ist keine Einzelstimme. Von den Grünen bis zu den Konservativen lassen finnische Politiker quer durch die politische Landschaft die Option Nato bewusst offen.

Russland führt sich auf, als gehörten die benachbarten, unabhängigen Staaten zu seinem Verwaltungskreis. Wörtlich drohte die Sprecherin des russischen Aussenministeriums kurz vor Jahreswechsel, ein Nato-Beitritt Finnlands und Schwedens würde «schwerwiegende militärische und politische Folgen haben, die eine angemessene Antwort von russischer Seite erfordern würden».

Angriffslüste gegen Russland?

Verteidiger Russlands werben um Verständnis für das Vorgehen Putins: Man solle sich doch einmal vorstellen, Moskau würde in Zentralamerika eine militärische Partnerschaft aufbauen und dort Waffen postieren! Die USA würden sich das nie gefallen lassen. Folglich sei völlig verständlich, wenn Russland fordere, die Nato dürfe nicht erweitert werden und in den an Russland grenzenden Mitgliedsstaaten des Nordatlantikpaktes dürften keine westlichen Waffensysteme stehen.

Dieser Vergleich hinkt. Die ehemaligen Warschauer-Pakt-Staaten in Zentraleuropa teilen eine lange, leidvolle Geschichte in Russlands Würgegriff. Verständlich also, dass sie nach dem Fall der Sowjetunion die Nähe des Westens suchten.

Besonders dreist ist die russische Forderung eines Bündnisverbots an die Adresse der Finnen. Bis 1917 waren sie Teil des russischen Zarenreichs. Erst die Oktoberrevolution öffnete die Tür zur Unabhängigkeit. Wenig später sah sich das junge Land abermals von Russland bedroht. Im «Winterkrieg» 1939/40 gelang es der finnischen Armee unter General Mannerheim, sich den russischen Riesen vom Leib zu halten.

Russland wirft der Nato sinistre Machtpolitik vor. Man habe wohl bemerkt, wie die Nato hartnäckig versuche, Finnland und Schweden «in den Orbiter ihrer Interessen und ihrer opportunistischen Politik zu ziehen», sagte Maria Sacharowa, die Sprecherin des Aussenministeriums.

Sie liegt falsch. Es sind die Finnen und Schweden, die selbst entscheiden, ob sie dem Bündnis angehören wollen. Ebenso falsch ist der russische Vorwurf, die Nato-Osterweiterung sei ein aggressiver Akt gegen Russland. Kein westliches Land hegt Angriffslüste gegen Russland. Die wichtigste sicherheitspolitische Organisation der Welt ist per Definition ein Verteidigungsbündnis, ein Schutzschild gegen Aggressionen, die im Falle Russlands leider kein Hirngespinnst sind, wie das aggressive Vorgehen Moskaus gegen Georgien 2008 und in der Ostukraine sowie auf der Krim gezeigt hat.

Reagans Doktrin bleibt gültig

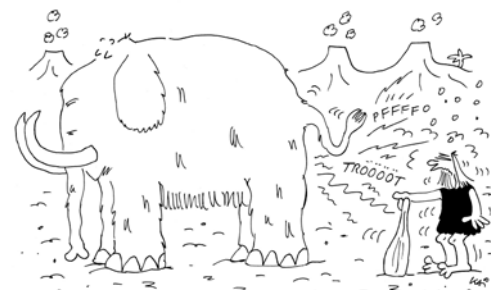
Putins Auftrumpfen wird durch westliche Schwäche begünstigt. Es ist bemerkenswert, dass die Annexion der Krim unter dem demokratischen US-Präsidenten Barack Obama geschah, ohne Gegenwehr der Amerikaner. Und dass die neue Drohkulisse jetzt vor den Augen des profillosen Joe Biden aufgebaut wurde.

Finnlands Präsident Niinistö warnt den Westen davor, dass er Gefahr laufe, Russland zu stärken, wenn er die Androhung möglicher Militäraktionen zurücknehme. Er zitiert den ehemaligen US-Aussenminister Henry Kissinger, der über die Beschwichtigung Nazi-Deutschlands sagte: «Wann immer die Vermeidung eines Krieges das vorrangige Ziel einer Gruppe von Mächten war, war das internationale System der Gnade seines rücksichtslosesten Mitglieds ausgeliefert.»

Viele europäische Nato-Staaten haben ihre Schlagkraft verkümmern lassen. Nicht so die Skandinavier. Neben den Nato-Mitgliedsstaaten Island, Dänemark und Norwegen rüsten auch die beiden neutralen Länder Schweden und Finnland kräftig auf.

Bislang stützten sich Schweden und Finnland auf die bewaffnete Neutralität. Doch Russlands Säbelrasseln verbietet es, auf die Option Nato für immer zu verzichten.

Wie die Skandinavier muss der Westen Russland gegenüber Härte zeigen. Ronald Reagans Doktrin «Frieden durch Stärke» hat bis heute nichts an Bedeutung eingebüsst.



Als der Mensch zum ersten Mal über die Erfindung des Luftreinigers nachdachte...



THIEL Erleuchtung

Gabi: Was strahlst du denn so?

Hansjürg: Mich hat die Offenbarung ereilt.

Gabi: Wie meinst du das?

Hansjürg: Ich wurde erleuchtet.

Gabi: Und wie geht das?

Hansjürg: Alles scheint mir völlig klar. Ich brauche fast keinen Schlaf mehr und bin unglaublich kreativ. Trotzdem bin ich ganz bei mir. Ich bin die Ruhe selbst.

Gabi: Das freut mich.

Hansjürg: Es ist ganz simpel. Ich folge einfach nur noch meinem Herzen.

Gabi: Und wohin trägt dich dein Herz?

Hansjürg: Ins Pub.

Gabi: Die Erleuchtung hat dich im Pub ereilt?

«Ich folge nur noch meinem Herzen.» – «Und wohin trägt dich dein Herz?» – «Ins Pub.»

Hansjürg: Ja, aber es hat nichts mit dem Pub zu tun.

Gabi: Sondern?

Hansjürg: Mit der neuen Bardame.

Gabi: Nancy?

Hansjürg: Sie ist eine Offenbarung.

Gabi: Wie meinst du das?

Hansjürg: Sie hat mir sämtliche Chakren geöffnet.

Gabi: Sie selbst oder ihr Décolleté?

Hansjürg: Ihre ganze Erscheinung ist eine Manifestation. Unsere Seelen reden miteinander.

Gabi: Heisst das, wenn deine Seele ein Bier bestellt, bringt ihre Seele dir eines?

Hansjürg: Mach dich nicht lustig über mich. Ich meine es ernst.

Gabi: Mir ist kein einziger Fall von Erleuchtung bekannt, in den eine Frau involviert war, es sei denn, es handelte sich um die Erleuchtung der Frau. In jedem anderen Fall handelt es sich nicht um eine Erleuchtung, sondern um eine Entzündung.

Andreas Thiel

Vor diesen Abstimmungen wird gewarnt

Mediensubventionen, Tierversuchsverbote, Tabakwerbeverbote, Konzernfeindlichkeit: Wo leben wir eigentlich?

Beat Gygi

Am 13. Februar stimmt das Volk über vier nationale Vorlagen ab, bei denen sich relativ kleine Interessengruppen auf Kosten der Allgemeinheit Vorteile zu verschaffen suchen. In einem Fall geht es vor allem um Geld, in den drei anderen mehr um die Stärkung einer ideologischen Position, um Schwächen der marktwirtschaftlichen Ordnung.

Direkt um geldwerte Vorteile geht es beim Massnahmenpaket zugunsten der Medien. Im Sommer 2021 hat das Parlament beschlossen, Medien eine zusätzliche Unterstützung von rund 120 Millionen Franken pro Jahr aus der Staatskasse zu entrichten. Das Geld soll an Zeitungs- und Online-Firmen fliessen, mit dem Argument, dass diese sonst ihren gesellschaftlich erwünschten Informationsauftrag nicht wahrnehmen könnten. Man wolle verhindern, dass «nicht noch mehr Zeitungen verschwinden und Privatradios aufgeben müssen». Gratis-Medien sind von den Subventionen ausgeschlossen.

«Wer zahlt, befiehlt»

Gegen das Medienpaket wurde erfolgreich das Referendum ergriffen, unter anderem mit der Kritik, die Politik wolle sich damit eine wohlwollende Medienberichterstattung sichern. Deshalb kommt die Frage nun vors Volk. Verteidiger des Gesetzes können etwa vorbringen, Bauern erhielten ja auch Unterstützungszahlungen, damit sie wichtige Leistungen fürs Land erbrächten. Eine entscheidende Differenz gibt es jedoch: Das mit Geldflüssen verbundene Prinzip «Wer zahlt, befiehlt» ist in der Landwirtschaft erwünscht, die Medien dagegen sollen – so sagen es jedenfalls alle – ja gerade nicht im Auftrag einer übergeordneten Instanz arbeiten.

Die anderen drei Abstimmungsvorlagen sind nicht als Griff in die Staatskasse angelegt, sondern raffinierter. Die Volksinitiative für ein Tier- und Menschenversuchsverbot würde entsprechende Tests und Forschungsarbeiten in der Schweiz praktisch unmöglich machen. Die Abstimmungsvorlage zielt darauf ab, die Position der betreffenden Tierschützer als verbind-

lich zu erklären für die ganze Gesellschaft. Die politischen Parteien sind alle dagegen. Eine Annahme der Vorlage wäre eine Stärkung, quasi Aufwertung der ideologischen Position der kleinen Gruppe der Initianten auf Kosten der Allgemeinheit, vor allem der Konsumenten und Patienten, denen Produkte und medizinischer Fortschritt nicht mehr im gleichen Umfang zugänglich wären.

Ähnlich gelagert ist die Volksinitiative, die fordert, dass Tabakwerbung, die Jugendliche erreichen kann, untersagt werden soll. Tabak-

Es geht um Geld – und um die Schwächung der marktwirtschaftlichen Ordnung.

werbung soll laut den Initianten an allen Orten verboten werden, die Minderjährigen zugänglich sind, also auch in Zeitungen oder elektronischen Medien. Das sieht auf den ersten Blick aus wie eine Vorsorgemassnahme zur Erhaltung von Werten: Jugendliche sollen vor der Verführung zum Rauchen geschützt werden, um Schaden von ihrer Gesundheit und von der Gesellschaft abzuwenden. Befürworter sind die Grünen, die Grünliberalen, die SP und die EVP. Dagegen sind die FDP, die SVP und die Mitte, der Bundesrat sowie das Parlament.



„Was soll das heißen - Sie wollen alle ausprobieren?“

Es gibt einen Gegenvorschlag dazu, den das Parlament schon verabschiedet hat und der weniger weit geht: das Tabakproduktegesetz. Es verbietet den Verkauf von Tabakprodukten und elektronischen Zigaretten an unter Achtzehnjährige, des Weiteren die Tabakwerbung auf Plakaten, in Kinos, auf Sportplätzen, in und an öffentlichen Gebäuden sowie in und an öffentlichen Verkehrsmitteln. Tabu ist auch Sponsoring von Veranstaltungen für Jugendliche oder von Veranstaltungen mit internationalem Charakter.

Wenn die Initiative abgelehnt wird, tritt dieses Gesetz so in Kraft. Wird hingegen die Initiative angenommen, wird es entsprechend schärfer formuliert, mit dem Totalverbot. In diesem Fall könnten die Initianten eine Stärkung ihrer ideologischen Stellung verbuchen, nach dem Motto: Wir haben in einem weiteren Bereich der Wirtschaft ein Verbot durchgesetzt und demonstriert, dass Werbung Verführung ist und dass man Marktkräften da enge Grenzen setzen muss. Punkten im Klassenkampf.

Falschdarstellung der Sozialdemokraten

Schliesslich noch die Vorlage zur Abschaffung der Stempelabgaben, gegen welche die SP erfolgreich das Referendum ergriffen hat: Diese Steuer belastet Finanztransaktionen in Firmen. Die SP kritisiert nun, mit einer steuerlichen Entlastung der Finanzgeschäfte würde man Grosskonzernen Milliarden zuschanzen, dies auf Kosten der Allgemeinheit. Es gehe um einen unfairen Verteilungskampf zwischen Konzernen und normalen Leuten.

Das ist eine Falschdarstellung. Unternehmen sind vertragliche Gebilde, nicht Personen, die Steuerlasten tragen. Steuerlasten werden nur von Menschen getragen, nicht von Unternehmen; von jenen Personen, die mit der Firma verbunden sind, also von Geldgebern, Kunden oder Arbeitnehmern. Höhere Steuern erhöhen Kosten, drücken auf die Löhne, auf Investitionen und das Schaffen von Jobs. Die SP setzt mit dem Stempelsteuer-Referendum Löhne und Jobs aufs Spiel, um ihre ideologische Position gegen Konzerne zu stärken.

Floh-Armada im Winterwald

Schneeflöhe versammeln sich auf dem Waldboden bisweilen zu Millionen. Als lebendes Riesenband machen sie sich auf Nahrungssuche.

Herbert Cerutti

Der Stationsvorstand des Bahnhofs Worblaufen schwenkt die Kelle: freie Fahrt für den Zug Richtung Zollikofen. Langsam beginnen sich die Räder der Lokomotive zu drehen, doch der Zug steht still. Sofort ist der Stationsvorstand zur Stelle, um nach dem Rechten zu sehen. Als sein Blick auf die Schienen fällt, traut er seinen Augen nicht: Millionen von Schneeflöhen bedecken die Schienen, und der ölige Körpersaft der zerquetschten Tierchen hindert die Räder am Greifen. Der Schienenweg muss mit dem Besen freigewischt werden. So teilte der Zoologe Johann Carl im Jahr 1869 das merkwürdige Geschehen der Fachwelt mit.

Die Welt der Schneeflöhe ist der schützende Wald. Warum sie damals den Bahnhof Worblaufen heimsuchten, ist rätselhaft. 1985 passierte in Gwatt bei Thun eine ähnlich seltsame Geschichte. Die den Auenwald durchwandernde Armada machte am Waldrand nicht halt, erreichte die Reformierte Heimstätte, kletterte die Hauswand hoch und ergoss sich als dunkle Lache über den Fussboden des Saales. Der Hauswart war kein Hasenherz. Mit Besen und Schaufel füllte er die Bescherung in den Eimer und brachte die Kolonie in den Wald zurück. Vorher hatte er die Fracht noch auf die Waage gestellt. Im Eimer waren sechs Kilogramm – was bei einem Gewicht von zwei Millionstelgramm eines Einzeltiers immerhin drei Milliarden Schneeflöhe ergibt.

Sprunggabel am Unterleib

Jürg Zettel, bis 2008 Professor am Zoologischen Institut der Universität Bern, erforschte mit seiner Frau Ursula zwanzig Jahre lang den Lebenszyklus und das Verhalten der Schneeflohart *Ceratophysella sigillata*. Schneeflöhe sind flügellose Sechsfüsser aus der Ordnung der Springschwänze, also keineswegs Flöhe im zoologischen Sinn. Die stammesgeschichtlich uralten Insekten verdanken die nicht korrekte Bezeichnung einer Sprunggabel am Unterleib. Mit grosser Muskelkraft gegen den



Superorganismus auf Wanderschaft: Schneefloh-Kolonie.

Boden geschneilt, katapultiert sie die nur einen guten Millimeter langen Tierchen bis zwanzig Zentimeter weit durch die Luft. Damit sie beim Aufprall auf dem Boden oder an einem Baumstamm nicht wieder weggeschleudert werden, stülpen die Insekten für die Landung an den

Mit Muskelkraft katapultieren sich die winzigen Tierchen bis zwanzig Zentimeter weit durch die Luft.

Fühlerspitzen und am Hinterteil klebrige Bläschen aus. Das Hüpfen im Riesenverband kann noch aus etlichen Metern Distanz als feines Rascheln wahrgenommen werden.

Ist das Klima im Winter feucht und nicht zu kalt, krabbeln sie zu Millionen über den Waldboden. Als violetter bis blaugrauer Schleier überziehen sie Moder und faules Geäst. Die Riesenkolonie wird zum lückenlosen Teppich, der bisweilen auch Baumstämme erobert und dort wie ein farbiger Flecken wirkt. Berichte aus früherer Zeit erzählen von Leuten, die im Bremgartenwald bei Bern Laub für ihre Matratzen sammelten – und dabei bis zur Brust hi-

nauf von einer dicken Schicht Schneeflöhe bedeckt waren.

Temperaturen zwischen 5 und 15 Grad Celsius scheinen den Schneeflöhen besonders zu behagen. Dann fressen sie unablässig Algen, Pilzfäden und andere Mikroleckerereien. Aber auch bei tieferen Temperaturen wissen sich die Insekten zu helfen. Damit sie beim Fressen gefrorener Nahrung nicht zu Schaden kommen, nutzen sie die in den Algen enthaltenen Anti-Freeze-Proteine, natürliche Gefrierschutzmittel, die das Bilden von Eiskristallen verhindern. Fällt die Temperatur im winterlichen Wald jedoch mehrere Grad unter null, verkriechen sich die Schneeflöhe im schützenden Boden.

Meterlange Fronten

Um neue Nahrungsquellen zu erschliessen, gehen die Schneeflöhe gegen Ende Februar im Winterwald auf Wanderschaft. Wie zähe Farbe aus einem ausgeleerten Topf fließen dichte Tierfronten wie ein Superorganismus über das Gelände. Einzelne Fronten können sich zu viele Meter langen Bändern vereinen; das längste von den Berner Forschern beobachtete Band mass siebzig Meter. Können die Vordersten eines grösseren Hindernisses wegen nicht mehr weiter, werden sie von den Nachfolgenden überklettert. So wächst das Schneeflohvolk auf dem Waldboden zur mehrere Zentimeter dicken Schicht, die nicht selten tagelang liegenbleibt.

Ende März verschwinden die Schneeflöhe im Untergrund. Mittels Häutung verwandeln sie ihre Gestalt und widmen sich drei Wochen lang der Fortpflanzung. Aus den im Dunkel der Erde gelegten Eiern schlüpfen Anfang Mai schneeweisse Kinder, die sich bald schon rosa und schliesslich violett färben. Zusammen mit den Eltern zieht das Jungvolk an die Oberfläche zum ersten grossen Fressen, bis im Frühsommer die Temperatur zu warm und der Boden zu trocken geworden ist. Dann kehrt der Schneefloh in den Schoss der Erde zurück und hält dort bis Oktober Sommerschlaf.

Raubkunst der Familie Coninx

Die Tamedia-Zeitungen schiessen scharf gegen die Sammlung Bührle im Zürcher Kunsthaus. Wer berichtet über die Kunst der eigenen Verlegerfamilie?

Christoph Mörgeli

In der Schlacht ums Zürcher Kunsthaus hantiert der *Tages-Anzeiger* mit grossen Kanonen. Das Blatt schreibt sich die Finger wund über den «skrupellosen Geschäftsmann» Emil Bührle und dessen «Waffenverkäufe an Nazi-Deutschland», seine «Zwangsarbeiterinnen» und die «problematische Herkunft» seiner Bildersammlung. Es müsse daran gezweifelt werden, dass Bührle «alle Bilder, die zum Teil aus jüdischem Vorbesitz stammen, rechtmässig erworben hat».

Die Scharfrichter des *Tages-Anzeigers* fordern auch die vorzeitige Entfernung des Kunsthaus-Direktors. Denn dieser habe mit anderen Verantwortlichen «das grösste PR-Desaster des Kunsthauses» angerichtet. Schon Res Strehle, der frühere Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, hat sich in seinem Buch «Die Bührle-Saga» kritisch mit dem Waffenfabrikanten und dessen Sammelleidenschaft auseinandergesetzt. Das neueste *Tagi*-Fazit lautet so: «Selbst 65 Jahre nach Bührles Tod ist sein Name derart kompromittiert, dass man noch so viele seiner Bilder im Kunsthaus aufhängen kann – der Kunstsammler Bührle bleibt immer auch ein Waffenproduzent.»

Der gestohlene «Apfel»

Mit dem angeblich völlig unkompromittierten Namen der eigenen Verlegerfamilie mag sich bei Tamedia niemand auseinandersetzen. Die *Weltwoche* («Hitlers Schatten über dem *Tages-Anzeiger*», Nr. 3/21) hat aufgezeigt, wie unkritisch Zürichs auflagenstärkste Zeitung Adolf Hitler 1931 ihre Spalten überliess, wie positiv sie seine Machtergreifung würdigte und selbst noch die menschenverachtenden Angriffskriege der Wehrmacht verherrlichte. Die Proteste «jüdischer Akademiker» seien eine «wahrhaft schamlose Lügenhetze».

Umso freundlicher begleitete der *Tages-Anzeiger* in den dreissiger Jahren die krawallartigen Auftritte der schweizerischen Frontisten. Die aus Deutschland stammende Verlegergattin Berta Coninx-Girardet stellte der NSDAP 1933 bis 1944 gratis und franko die familieneigene



Mitbesitz der *Tages-Anzeiger*-Verleger: Gauführerschule der NSDAP in Bad Honnef.

Villa in ihrem Miteigentum zum Zweck einer «Gauführerschule» zur Verfügung. Im repräsentativsten Raum dieses «Feuerschlösschens» in Bad Honnef bei Bonn wurde eine Art «Weihehalle» für den nationalsozialistischen Totenkult rund um die «Blutzeugen der Bewegung» gestaltet.

Interessanterweise ist die Frage nach allfälliger Raub- oder Fluchtkunst im Besitz der Verlegerfamilie Coninx kein öffentliches Thema – ganz im Gegensatz zur Hyperkritik an Emil G. Bührle. Dabei hat Verlegergattin Berta Coninx am 9. Mai 1945, einen Tag nach dem europäischen Friedensschluss des Zweiten Weltkriegs, das Bild «Pomme» von Pablo

Picasso aus dem Jahr 1918 für 3200 Franken gekauft. Es war dem jüdischen Kunsthändler Paul Rosenberg nach der Besetzung von Paris durch die Rauborganisation der NSDAP gestohlen worden. Die Nazis richteten in den Räumen von Rosenbergs beschlagnahmter Galerie ein «Institut für Judenforschung» ein und betrieben dort antisemitische Propaganda.

Im September 1945 kehrte Paul Rosenberg aus seinem Exil in den USA nach Europa zurück, um in der Schweiz den Spuren seines enteigneten Besitzes nachzugehen. Er entdeckte dabei eine ganze Anzahl von Bildern, die ihm gestohlen worden und auf dubiosen

Wegen in unser Land gelangt waren. In der Zürcher Galerie Toni Aktuaryus konnte er den Weg von Picassos Ölgemälde «Pomme» zu Berta Coninx rekonstruieren. Die Vorbesitzerin wusste um die Warnungen der alliierten Kontrollbehörden vor Raubkunst. Sie meinte aber später treuherzig, sie habe geglaubt, «dass diese nur gelten für grössere Bilder und habe gar nicht daran gedacht, sie auf ein so kleines Objekt wie das Picasso-Bild zu beziehen».

Paul Rosenberg klagte gegen Berta Coninx als letzte Besitzerin. In einem aufsehenerregenden Raubgut-Prozess vor Bundesgericht wurde 1948 über Rosenbergs gestohlene Bilder verhandelt. Berta Coninx musste als Eigentümerin des Gemäldes «Pomme» die Klage und damit den Anspruch Rosenbergs anerkennen. Das Werk wurde am 6. November 2007 bei Christies in New York für 825 000 Dollar versteigert. Das ist ein mehrhundertfach höherer Betrag, als die Verlegergattin Berta Coninx vom *Tages-Anzeiger* 1945 hingelächert hat.

Werner Coninx, Sohn des *Tagi*-Gründers und langjähriger Verwaltungsrat, trug ab 1945 eine «universale» Sammlung von fast 13 500

Der überwiegende Teil der Coninx-Sammlung ist bezüglich Herkunft nicht untersucht worden.

Kunstobjekten unterschiedlicher Qualität zusammen. Der Grossvater des heutigen Tamedia-Präsidenten Pietro Supino begründete die Werner-Coninx-Stiftung, die heute nach etlichen Turbulenzen der Kunstrechtsexperte Alexander Jolles präsidiert. Jolles ist gleichzeitig der zurzeit vom *Tages-Anzeiger* massiv kritisierte Präsident der Stiftung E. G. Bührlé. Ebenfalls im Stiftungsrat der Werner-Coninx-Stiftung sitzt Lukas Gloor, Direktor der Sammlung E. G. Bührlé – auch er verschiedentlich Ziel von Tamedia-Angriffen.

Leihgaben in elf Schweizer Museen

Der weitaus überwiegende Teil der Sammlung von Werner Coninx ist bezüglich seiner Herkunft nicht untersucht worden. Dabei befinden sich dessen Bestände heute als Leihgaben in elf verschiedenen Schweizer Museen. Das Bündner Kunstmuseum hat im September 2020 ein Projekt Provenienzforschung mit einem vorläufigen Bericht abgeschlossen. Von den 163 Papierarbeiten der Werner-Coninx-Stiftung ist die Provenienz zwischen 1933 und 1945 nur gerade bei sechzehn rekonstruierbar und unbedenklich. Bei 142 ist die Herkunft nicht eindeutig geklärt oder nur lückenhaft belegt. Und bei zehn Grafiken und Zeichnungen weisen die vorhandenen Informationen «auf mögliche Zusammenhänge mit NS-Raubkunst hin».

Hier müsse die Herkunft «weiter erforscht» werden. Neue Überraschungen für Tamedia und ihre Verlegerfamilie sind jedenfalls nicht ausgeschlossen.

Kulturjournalist Christoph Heim, der in den Tamedia-Zeitungen nicht genug auf die Sammlung Bührlé und das Zürcher Kunsthaus einprägen kann, sieht die Sache im Fall der Werner-Coninx-Stiftung ganz anders. Heim schwärmt von «herausragenden Kunstbeständen», die wie «Phönix aus der



Provenienz-Probleme: Picassos «Pomme», Sammler Coninx im Selbstporträt.

Asche auferstanden» seien. Die Strategie des Stiftungsrates habe «das Potenzial, als Vorbild für andere Kunstsammlungen zu dienen». Es gehe nämlich darum, die besten Bilder für Museumszwecke auszuleihen und sie so «einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich» zu machen. Was die Werner-Coninx-Stiftung tut, ist für den *Tages-Anzeiger* unübertrefflich. Sobald die Stiftung Bührlé dasselbe macht, speit das Blatt Gift und Galle.

Transportgewerbe stinksauer auf Berset

Die Impfkampagne war für Gesundheitsminister Alain Berset eine Blamage, deren Folgen bis heute nicht ausgestanden sind. Wie die *Weltwoche* berichtete, kam es während der Impfwoche im November zu einem mutmasslichen Verstoss gegen das Kabotage-Verbot. Die Musiker, die mit ihren «Back on Tour»-Konzerten das Rahmenprogramm der Kampagne bildeten, wurden von einem Car mit ausländischem Immatikulationsschild durchs Land gekarrt, was eigentlich verboten ist. Ausländische Busunternehmer dürfen keine Personentransporte innerhalb der Schweiz durchführen.

Nach einer Beschwerde des Nutzfahrzeugverbands Astag hat der Bundesrat zwar angekündigt, dass er die Geschichte durch das dafür zuständige Bundesamt für Zoll und Grenzsicherheit untersuchen lassen wolle. Wie weit man damit ist, gibt das zuständige Amt nicht bekannt. Versucht man, die Geschichte auszusitzen? Fest steht, dass nicht das Bundesamt für Gesundheit (BAG), sondern ein Subunternehmer den Tourbus organisierte.

Laut den Ausführungen von Berset, der vor Weihnachten mit einem Brief an die Astag auf die Beschwerde reagierte, hat der mandatierte Unternehmer einen ausländischen Car angemietet, weil angeblich die für solche Touren notwendigen Nightliner mit Liege- und Aufenthaltsräumen für die Künstler in der Schweiz nicht zur Verfügung standen. Das ist falsch, wie die Astag jetzt in einem Rundschreiben festhält. Seitens der Mitglieder liege eine Bestätigung vor, dass die Vermietung von Doppeldecker-Nightlinern möglich gewesen wäre.

Die Astag hält weiter fest: «Bevolligungen für Kabotagefahrten mit ausländischen Fahrzeugen sind durchaus möglich – jedoch der absolute Ausnahmefall.» Zwingende Voraussetzung sei, dass die benötigten Fahrzeuge nachweislich in der Schweiz nicht vorhanden seien. Die Astag werde in solchen Fällen von den zuständigen Behörden jeweils konsultiert und um eine sogenannte Unbedenklichkeitserklärung gebeten. Das geschah im vorliegenden Fall aber nicht. Für die Astag liegt deshalb ein klarer Verstoss gegen das Kabotage-Verbot vor. Der Bund müsse jetzt die Untersuchung rasch abschliessen und das Ergebnis offen kommunizieren.

Hubert Mooser

Vielleicht ihr grösstes Abenteuer

Patrizia Kummer reist ohne Impfung an die Winterspiele in Peking. Die Walliser Snowboarderin halst sich damit gröbere Probleme auf.

Thomas Renggli

Sport sei die schönste Nebensache der Welt, heisst es. Doch wer die Regularien der Olympischen Winterspiele in Peking betrachtet, kommt zum Fazit: Der Sport ist die komplizierteste Hauptsache. Das sogenannte Playbook des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), das das Leben unter Covid-Massnahmen in der olympischen Blase regelt, umfasst siebzig Seiten und gibt unter anderem Ratschläge zur optimalen Hygiene, zum physischen Distanzhalten, warnt vor übertriebenen Aktivitäten (was bei Spitzensportlern nicht ganz einfach ist) und beschreibt das tägliche Testprozedere sowie das korrekte Maskentragen. Die Basis aller Richtlinien ist die «vollständige Impfung mit einem der zugelassenen Vakzine». IOC-Präsident Thomas Bach sagt: «Es ist mir kein Sportler bekannt, der als Ungeimpfter an den Winterspielen teilnehmen will.»

Kampf um Integrität

Da hat der Deutsche offenbar ein Informationsdefizit. Zwar handelt es sich nicht um einen Sportler, der ohne Impfung nach China will, sondern um eine Sportlerin. Patrizia Kummer, 34-jährige Snowboardfahrerin und Olympiasiegerin von Sotschi (2014), verzichtet aufgrund medizinischer und persönlicher Bedenken auf die Impfung – und ist dafür bereit, Restriktionen in Kauf zu nehmen – bis hin zur sportlichen Disqualifikation.

Die Oberwalliserin, die während vierzehn Jahren kein einziges Weltcup-Rennen verpasst hatte und 2012 selbst mit einem havarierten Meniskus zwei Rennen gewann, wurde im Dezember bei den Rennen in Carezza (Italien) aufgrund des fehlenden Impfbefreiungsscheins wieder nach Hause geschickt. «Ich bin während meiner ganzen Karriere jedes Einzelrennen gefahren, das man fahren konnte. Es war sehr hart, nicht dabei zu sein», erinnert sie sich an das Startverbot. Aus demselben Grund verpasste sie die folgenden Rennen in Cortina d'Ampezzo. Dies

beeinträchtigte ihre Qualifikationschancen für Peking erheblich – obwohl sie mit zwei Topzehn-Plätzen im russischen Bannoye gut in die Saison gestartet war.

Trotzdem sagt Kummer: «Ich persönlich habe mich gegen das Impfen entschieden. Es war ein Abwägen zwischen Vor- und Nachteilen. Und für mich überwogen bei einer Impfung die Nachteile.» Sie sehe sich aber nicht als Galionsfigur der Ungeimpften: «Jeder soll frei wählen. Und ich trage die Konsequenzen und



«Für mich überwogen die Nachteile»: Olympiasiegerin Kummer.

bin mir auch meiner Verantwortung gegenüber den Mitmenschen bewusst.»

Ein kurzfristiger Gesinnungswandel kommt für sie nicht in Frage: «Wenn sich Sportler für die Impfung entscheiden, ist das völlig okay.» Für sie sei dies aber kein Thema. Sie habe den Entscheid gut überlegt gefällt, und an der Erkenntnislage habe sich seither nichts geändert. Die Winterspiele seien ihr grosses Ziel, aber ihre Integrität opfere sie dafür nicht. Es sind Worte, die nicht aus einer Laune heraus kommen. Kummer gilt als sehr reflektierte Persönlichkeit. Par-

allel zu ihrer Sportkarriere schloss sie ein Fernstudium in Psychologie erfolgreich ab.

Flugreise im Frachtraum?

Sportlich bewegt sie sich derzeit auf einem schmalen Grat – umso mehr, als sie im Heimweltcup in Scuol am vergangenen Wochenende in der Qualifikation scheiterte. So ist allein das Erreichen der olympischen Selektionswerte ein Kraftakt. Richtig unangenehm wird es aber unabhängig davon. Denn als ungeimpfte Athletin muss Kummer eine dreiwöchige Quarantäne in einem Hotelzimmer (mit reglementarisch vorgeschriebener Minimalgrösse von 25 Quadratmetern) verbringen: «Der Raum ist viel grösser als mein Kinderzimmer», sagt Kummer lachend.

Ein grösseres Problem ist der Zeitfaktor. So musste sie bereits diese Woche nach Peking reisen – und verpasst so die letzten für die Qualifikation geltenden Wettkämpfe. Theoretisch ist es also möglich, dass Kummer in Peking in Isolation sitzt und am Fernsehen mitverfolgen muss, wie ihr eine (geimpfte) Konkurrentin den Startplatz wegschnappt.

Die Haltung der Sportlerin scheint alle Beteiligten zu überfordern. Kummer verwies auf Swiss-Ski als zuständige Instanz. Dort riet man, sich an Swiss Olympic zu wenden. Und beim olympischen Verband war man noch am vergangenen Wochenende nicht einmal sicher, wie Kummer rechtzeitig

nach Peking fliegen soll. Vielleicht müsse sie in einem Cargo-Jet der Swiss mitreisen, hiess es.

Eine Olympia-Sportlerin als Reisende in einem Frachtraum? So weit kam es dann doch nicht. Am Mittwoch machte sich Kummer in einem regulären Linienflugzeug von Turkish Airlines via Istanbul auf den Weg gen Osten. Was Patrizia Kummer in Peking genau erwartet, weiss sie noch nicht: vielleicht ihr grösstes Abenteuer überhaupt – als einzige Sportlerin, die ungeimpft um olympische Meriten kämpft.

Rücktritt, Rücktritt, Rücktritt

Im traurigen Dasein der Journalisten gibt es ein Glanzlicht: die Forderung nach einem Rücktritt.



Jetzt ist es schon zwei Wochen her, und der Kerl ist immer noch im Amt. Das geht natürlich nicht.

«Dem CS-Präsidenten bleibt nur der Rücktritt», titelte vor zwei Wochen der *Tages-Anzeiger*. Für den CS-Präsidenten sei es nun höchste Zeit, wusste vor zwei Wochen auch die *Luzerner Zeitung*, «Rücktrittsgedanken zu hegen».

António Horta-Osório, der Präsident der Credit Suisse, hatte gegen Corona-Quarantäneregeln verstossen. In so einem Fall, da waren sich die Journalisten einig, bleibt nur der Rücktritt.

Doch der Kerl ist immer noch im Amt.

Zwar ist es einigermassen schleierhaft, warum jemand, der sich nicht so genau an eine dieser unzähligen Corona-Regeln hält, keine Grossbank führen kann. Zu diesem Schluss können nur hartgesottene Moralisten kommen, die alles andere als blütenweisse Westen für ethisch unzumutbar halten.

Nun sind die meisten Journalisten tatsächlich hartgesottene Moralisten. Sie sind es allerdings nur, wenn sie vor ihrem Schreibcomputer sitzen.

Ansonsten sind Journalisten keine allzu gesetzestreue Spezies. Sie werden immer wieder erwischt bei Rufschädigung, Geheimnisverletzung, übler Nachrede, Drogenkonsum, Alkohol am Steuer, Spesenbetrug und Plagiaten und wären moralisch also völlig ungeeignet, so etwas wie eine Grossbank oder eine Grossredaktion zu führen.

Doch kaum wechseln sie an ihren Schreibcomputer, wandeln sie sich in Moralwächter der unbeugsamen Art. Die drei beliebtesten Vokabeln in ihren Artikeln sind darum: Rücktritt, Rücktritt und Rücktritt.

Ein paar Beispiele: Als Bundesrat Ueli Maurer das Verbrechen beging, ein Trychlerhemd überzuziehen, drängte sogar die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* auf seinen «Rücktritt».

Als Raiffeisen-Chef Guy Lachappelle das Verbrechen beging, sich eine aussereheliche Affäre zuzulegen, war für den *Sonntagsblick* klar, dass der Mann nicht mehr zu halten war.

Und als sogar Roger Federer das Verbrechen beging, ein paar Partien zu verlieren, befand die *NZZ*, es sei nun Zeit für den «Rücktritt».

Es vergeht kaum ein Tag, ohne dass ein Journalist eine Rücktrittsforderung formuliert, vom missliebigen Bundesrat über den missliebigen

Dann ist der Beweis erbracht, dass Publizistik eben ein wesentlicher Faktor in dieser Gesellschaft ist.

Gemeindepräsidenten bis zum missliebigen Fussballtrainer. Der Journalist versucht dann ein sogenanntes *turkey shoot*, ein Truthahnschiessen, wie das die amerikanischen Medien nennen. Auf hundert Rücktrittsforderungen setzt es vielleicht zwei oder drei Treffer, aber es ist die Mühe wert.

Die Rücktrittsmanie erklärt sich dadurch, dass es im Leben eines Journalisten fast keine operativen Erfolgserlebnisse gibt. Die Medien können in aller Regel keine Volksabstimmungen entscheiden und keine Bundesräte und keine CEOs herbeischreiben. Und auch die regelmässigen und gross inszenierten Skandalisierungs-Freilichtspiele, von «Panama Papers» bis «Pandora Papers», versanden jeweils schnell und folgenlos.

Es gibt nur einen Adrenalinschub, der einzigartig ist. Der Rücktritt ist das Crescendo. Wenn ein Politiker oder Manager aufgrund einer Medienstory gehen muss, ist dies für die Journalisten das Hosianna der eigenen Bedeutungsgrösse. Dann ist der Beweis erbracht, dass Publizistik eben doch ein wesentlicher Faktor in dieser Gesellschaft ist, weil sie jederzeit ein Opfer mit einem Blattschuss vom Hochsitz aus erlegen kann.

Rücktritte sind sozusagen die Olympia-Medaillen der Redaktionen. Die besten Siegfahrten in der Schweizer Mediengeschichte waren bisher: Gold im Fall Elisabeth Kopp, Silber im Fall Philipp Hildebrand, Bronze im Fall Pierin Vincenz. Knapp neben den Medaillen: Philippe Bruggisser, Marcel Ospel, Susanne Ruoff, Michael Lauber, Mario Corti, Roland Nef, Ursula Koch.

Aber eben, es braucht Geduld.

Vor einem Jahr wurde in den Niederlanden eine Untersuchung gegen Ralph Hamers eingeleitet, den CEO der Grossbank UBS, weil er womöglich von Verstössen gegen das Geldwäschereigesetz wusste. Der *Tages-Anzeiger* forderte umgehend den Rücktritt des UBS-Chefs: «Für einen Rücktritt reicht meist deutlich weniger. Warum die UBS nicht an Hamers festhalten kann.»

Die Vorwürfe erhärteten sich nicht. Der Kerl ist immer noch im Amt.

Ein Jahr später versuchte es nun der *Tages-Anzeiger* bei der Credit Suisse: «Dem CS-Präsidenten bleibt nur der Rücktritt».

Ich fürchte, es wird wieder nichts. Auch dieser Truthahn wird überleben. Nicht aufgeben, Freunde, weiterkämpfen.

«Die Risiken bleiben im Dunkeln»

Robert Malone war an der Entwicklung des mRNA-Impfstoffs beteiligt. Heute warnt er vor ihm. Auf Twitter wurde er gesperrt, von Youtube entfernt. Nun verlegt er sein Gefecht auf die Strasse.

Pierre Heumann

Für Impfskeptiker ist Robert Malone einer der wichtigsten Kronzeugen. Seine Fan-Gemeinde hört auf ihn, weil sie ihm mehr vertraut als Politikern oder Wissenschaftlern von Big Pharma. Denn Malone rühmt sich als Experte, der den Mut habe, die Wahrheit zu sagen, wo andere schweigen. Er muss es wissen, sagen sich seine Anhänger, nennt er sich doch «Erfinder von mRNA», dem Impfstoff, der einen Schutz vor Corona verspricht. Bis vor kurzem konnte er auf sozialen Medien seine Warnung unter die Leute bringen.

Doch jetzt ist Malone von Twitter ausgeschlossen worden, weil er «wiederholt gegen die Covid-19-Missbrauchsrichtlinie» verstossen habe. Sein LinkedIn-Konto mit seinen 30 000 Kontakten ist ebenfalls leer. Es wurde gesperrt. Schliesslich hat auch Youtube ein Video entfernt, wo er seine umstrittenen Corona-Theorien ausbreitet hatte. In einem Exklusiv-Interview mit der *Weltwoche* bezeichnet Malone den Versuch, ihn mundtot zu machen, als weiteres Beispiel für die Cancel-Culture.

Weltwoche: Hat Sie die mehrfache Sperrung überrascht?

Robert Malone: Nein, das habe ich erwartet. Big-Tech-Firmen sind zu einem Ministerium für Wahrheit geworden. Die Meinungsfreiheit ist aber bloss gewährleistet, wenn alle Stimmen gehört werden können. Bei Covid-19 ist das nicht mehr der Fall.

Malone hat den Impfstoff mRNA zwar nicht erfunden, wie er von sich behauptet, aber er war einer der Ersten, die sich auf dessen Herstellung spezialisiert haben. An zwei bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet des Gentransfers war er beteiligt. Ende der 1980er Jahre studierte er am Salk Institute for Biological Studies, injizierte genetisches Material – DNA und RNA – in die Zellen von Mäusen und hoffte, eine neue Art von Impfstoff zu entwickeln. Wenn der gleiche Ansatz bei menschlichen Zellen funktioniert, so seine Erwartung damals, könnte diese Technologie

«alternative Ansätze für die Entwicklung von Impfstoffen bieten».

Die heute verwendeten Injektionen beruhen auf Innovationen, die nach Malones Arbeiten im Labor gemacht wurden. An der Entwicklung der mRNA-Impfstoffe seien während dreier Jahrzehnte Hunderte von Forschern beteiligt gewesen, schreibt die Zeitschrift *Nature*. Trotzdem bezeichnet sich Malone nach wie vor als «Erfinder der mRNA-Vakzine» und protestiert: «Ich wurde aus der Geschichte verbannt.»

«Die Menschen folgen den von ihnen anerkannten Anführern. Es spielt keine Rolle, ob sie sie anlügen.»

Der *Nature*-Autor habe wichtige Patente «vergessen», sagt Malone: «Ich habe zehn Patente über genetische Impfstoffe. Neun davon wurden 1989 registriert, ein Jahrzehnt bevor das Katalin Karikó und Drew Weissman taten» – die beiden gelten heute als die Wegbereiter des mRNA-Impfstoffs. Karikó wurde im vergangenen Jahr sogar als Anwärtlerin auf den Nobelpreis gehandelt.

Dass sein Beitrag in Vergessenheit geraten ist, hat für Malone wirtschaftliche Folgen. Denn Analysten schätzen das Marktvolumen des Impfstoffes allein im Jahr 2021 auf über fünfzig Milliarden Dollar. Andererseits, tröstet sich Malone, sei er wohl der Einzige, der sich inten-

siv mit dieser Technologie befasst habe, «ohne ein finanzielles Interesse daran zu haben».

Einige Monate forschte er auch in der Schweiz nach effizienten und sicheren Methoden, um genetisches Material in Gewebe einbringen zu können. «Das war Ende der 1990er Jahre», sagt er, und nein, er erinnere sich nicht an den Namen des Instituts, wohl aber daran, dass er das Schwimmen «in diesem Fluss» genossen habe. Das Glockenspiel – seine Wohnung lag in der Altstadt unweit des Zytglogge-Turms – habe ihn fasziniert. Bern sei für ihn eine der schönsten Städte der Welt, sagt er. Und nirgends gebe es besseres Raclette als dort.

Er habe zwar nichts über seine Berner Studien veröffentlicht, habe aber wichtige Erkenntnisse für die In-vivo-Verabreichung von Genen in festen Geweben gewonnen, die sogenannte Elektroporation, sagt der 62-jährige Biologe. Heute ist er Berater bei Leidos, einem amerikanischen Konglomerat, zu dem Bereiche wie Verteidigung, Informationstechnologien und biomedizinische Forschung gehören. Es hat seinen Sitz in Virginia, wo auch Malone zu Hause ist.

«Nichtbeachtung der Bioethik»

Spätestens seit er nicht mehr auf Twitter, LinkedIn und Youtube vor dem Impfstoff warnen kann, engagiert sich Malone an mehreren Fronten gegen die Strategie, mit der Spritze gegen Covid-19 vorzugehen. Seine Hauptsorge, sagt er, gelte «der Nichtbeachtung der Bioethik, der Nichtbeachtung der guten klinischen Praxis und der Nichtbeachtung der klinischen Standardtests». Es habe sich zudem gezeigt, dass die Risiken höher seien als der Nutzen, wenn man auf die Zahl der geretteten Menschen abstelle.

Malone: «Wir beobachten eine koordinierte Anstrengung der Medien, um jede Diskussion über das Risiko des Impfstoffs, der genetischen Impfstoffe, zu unterbinden. Die Medien und Big Tech arbeiten im Grunde mit der Regierung zusammen, unterstützt von Pfizer und der ganzen Pharmaindustrie. Sie sorgen ge-



meinsam dafür, dass die Patienten keinen Zugang zu den Informationen erhalten, die sie für ihre Zustimmung zur Impfung benötigen würden. Es ist eine Verschwörung, mit der die informierte Zustimmung der Patienten verhindert werden soll. Die Risiken des Impfstoffs bleiben im Dunkeln. Das ist völlig im Widerspruch zum Nürnberger Kodex.»

Maliziöse Anspielung

Mit dieser Behauptung begibt sich Malone auf gefährliches Gelände. Er stellt, zumindest andeutungsweise, die Impfkation gegen Covid-19 auf dieselbe Ebene wie Kriegsverbrechen in der Nazi-Zeit. Der Nürnberger Kodex geht auf den Nürnberger Ärzteprozess vor 75 Jahren zurück. Auf der Anklagebank saßen damals Mediziner, die in den Konzentrationslagern brutale Experimente an KZ-Häftlingen durchgeführt hatten. Josef Mengele, einer der Nazi-Ärzte, wurde später wegen seiner medizinischen Experimente als «Todesengel von Auschwitz» bekannt.

Malones Anspielung auf die Verbrechen des Dritten Reichs ist irreführend und maliziös. Aber er hält den Vergleich für unproblematisch. Für die Verwendung der Impfstoffe gegen Covid-19 habe nur eine Notfallzulassung vorgelegen, und deshalb hätten längere Studien zur Sicherheit und Wirkung gefehlt.

Dass dieses Vorgehen in Krisensituationen üblich ist, müsste er als ehemaliger Forscher eigentlich wissen. Aber stattdessen stellt er das Tempo als grobfahrlässige Unterlassungssünde dar. Wobei «schnell» – auch das müsste ihm bekannt sein – bei der amerikanischen Zulassungsbehörde FDA nicht «unsorgfältig» bedeutet, da deutlich mehr Leute als sonst auf die klinische Untersuchung angesetzt worden sind. Die Corona-Impfungen sind zudem das Resultat wissenschaftlicher Untersuchungen und Tests an mehreren zehntausend Menschen, die sich dafür freiwillig zur Verfügung gestellt hatten. Diese und andere entscheidende Unterschiede zu KZ-Versuchen müsste Malone ebenfalls kennen.

Weltwoche: Bei einer regulären Zulassung wird ein neuer Impfstoff während mehrerer Jahre getestet. Hätte man angesichts der Epidemie so lange zuwarten sollen?

Malone: Die Regierung versucht die Leute zu zwingen, ein Testprodukt zu akzeptieren, ohne ihnen Informationen über die Risiken zu geben, falls sie eine Impfpflicht verordnet. Das ist ausgesprochen illegal. Die üblichen bio-

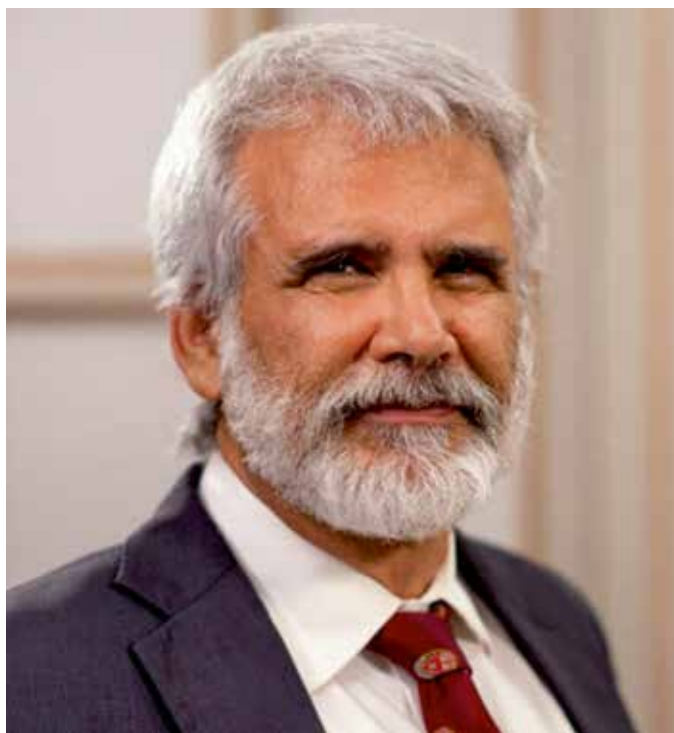
ethischen Grundsätze werden nicht berücksichtigt.

Weltwoche: Wie hätten Sie in der Not als Gesundheitspolitiker gehandelt?

Malone: Ich hätte auf lebenserhaltende Medikamente gesetzt, die zur Gruppe der monoklonalen Antikörper gehören. Sie ahmen die natürlichen Antikörper bei der Bekämpfung von Infektionen nach und sind im Gegensatz zu Impfstoffen nicht darauf angewiesen, dass der Körper eine Immunreaktion hervorruft.

Weltwoche: Das hätte genügt?

Malone: Ja, wenn die Regierung zudem über die Wichtigkeit anderer Massnahmen



«Ich wurde aus der Geschichte verbannt»: Forscher Malone.

informiert hätte wie Gewichtsabnahme bei Übergewicht oder die Einnahme von Vitamin D. Das hätte uns Zeit gegeben, ein sicheres Vakzin zu entwickeln.

Der Nürnberger Kodex ist nicht die einzige Parallele, die Malone zwischen dem raschen Einsatz von mRNA und der Nazi-Herrschaft zieht. In einem Interview mit Joe Rogan, dem amerikanischen Podcaster, Schauspieler und ehemaligen Fernsehmoderator, dessen Videoproduktionen zu den populärsten in den USA zählen, millionenfach gesehen werden und fünf Stunden dauern können, bezog sich Malone auf ein Phänomen, das von Mattias Desmet beschrieben wurde, einem an der Universität Gent lehrenden Professor für klinische Psychologie. Eine Bevölkerung, so der Belgier, könne unter bestimmten Bedingungen durch Hypnose zu einer Massenpsychose ver-

führt werden. Autoritäre Anführer könnten dann Gräueltaten begehen, denen die Bürger normalerweise nicht zustimmen würden. Der Kontext ist für Malone offensichtlich: In den 1930er Jahren waren Juden die Opfer, und der Führer, dem das Volk traute, war Hitler. Wer heute zu den Opfern gehöre und wer das Volk anführe, «darüber lasse ich Sie rätseln», sagt Malone. Und meint dann: «Die Menschen folgen den von ihnen anerkannten Anführern. Es spielt keine Rolle, ob die sie anlügen. Die Daten sind irrelevant. Ausserdem wird jeder, der ihr Narrativ in Frage stellt, sofort angegriffen – er ist stets der Andere.»

Genau das sei ihm passiert, sagt Malone. Das Drei-Stunden-Video, auf dem er über die Theorie der Massenpsychose referierte, auf ethische Fragen einging und bei Rogan seinen Frust über die mangelnde Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen breit schlug, wurde rasch von Youtube entfernt, dann aber auf Spotify gesendet, wo Rogans Show derzeit die populärste sei. Jetzt laufe seine Mailbox über, sagt Malone, so viele Zuschriften erhalte er.

Weltweit unterwegs

Der Mann mit dem gepflegten Bart verschafft sich auch ohne soziale Medien Gehör. Als medizinischer Leiter des Unity Project, einer Organisation, die gegen die Verwendung von mRNA-Impfstoffen für Kinder kämpft; als Chef der International Alliance of Physicians and Medical Scientists, mit der er Petitionen lanciert, in denen vor der unmittelbaren Bedrohung der Menschheit gewarnt wird – nicht durch die Covid-

19-Pandemie, sondern durch die Schäden, die durch eine unmenschliche Regierungspolitik verursacht werden, die gegen die Menschenrechte, die informierte Zustimmung, den hippokratischen Eid und den Nürnberger Kodex verstosse. Etwa 16 000 Wissenschaftler aus der ganzen Welt haben diese Dokumente unterzeichnet. Pausenlos sei er zu Konferenzen und Lehrveranstaltungen unterwegs – einmal in Florida, dann in Mali oder Spanien. «Ich bin ausgebucht.»

Vorläufiger Höhepunkt seines Engagements gegen mRNA, Notfallzulassung und den Impfwang ist der 23. Januar. Dann wird seine neugegründete Gruppe am Washington Monument zusammenkommen, um zum Lincoln Memorial zu marschieren. Malone wird an vorderster Front dabei sein, zusammen mit Musikern, Ärzten, Journalisten, Profi-Sportlern und Schauspielern.

Die Erderwärmung macht Pause



Good News? Forscher Knutti.

Die Zahlen vom europäischen Erdbeobachtungsdienst Copernicus sind eindeutig, wie selbst der *Tages-Anzeiger* einräumen musste: Über die letzten sieben Jahre war die Temperatur auf der Erde stabil. Obwohl der Ausstoss von CO₂, Methan und anderen Treibhausgasen zweifellos gestiegen ist.

Doch Reto Knutti, Nummer eins unter den Schweizer Klima-Forschern, hat eine Erklärung: Nicht seine Computermodelle sind falsch. Das Niño-Phänomen an der Pazifikküste Südamerikas machte ihm bloss vorübergehend einen Strich durch die Rechnung.

Klimamodelle leiden an dem gleichen Manko wie Prophezeiungen der Epidemiologen in der Covid-Krise: Sie stimmen selten mit der Realität überein. Denn Hochrechnungen sind immer nur so gut oder so schlecht wie die Grundlagen, auf die sie bauen. Und die sind dürftig.

Wie die viralen Erkrankungen ist auch das Klima ein hochkomplexes System von Wechselwirkungen, das der Mensch bestenfalls in Ansätzen durchschaut. Die Lücken des Wissens sind viel zu gross, als dass belastbare Prognosen möglich wären.

Wir wissen, dass es immer wieder Virenplagen gab. Sie tauchten so unverhofft auf, wie sie verschwanden. Warum? Kein Mensch weiss es. Wir wissen, dass sich das Klima in der Vergangenheit dauernd änderte. Mal war es wärmer als heute, mal war es viel kälter (was für uns Menschen viel bedrohlicher war). Über die Ursachen gibt es viele denkbare Thesen. Gewiss ist nur eines: Am Menschen lag es früher sicher nicht.

Hätte Professor Knutti den Klima-Code wirklich geknackt, hätte er die Stagnation der letzten Jahre voraussehen können. Post festum eine mehr oder minder plausible Erklärung nachzureichen, zählt nicht. Es ist lediglich das Eingeständnis, dass auch Professor Knutti glaubt, aber nicht wirklich weiss. *Alex Baur*

Lang lebe das Sturmgewehr 90!

Der Oldtimer unter den Militärwaffen soll noch zwanzig Jahre im Einsatz sein. Auch am Bajonett hält die Armee fest.

Beni Frenkel

Das Sturmgewehr 90 (Stgw 90) der Schweizer Armee hat schon vieles erlebt: die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten, die 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft und die legendäre Fussball-Weltmeisterschaft 1994 in den USA.

Der Vorgänger des Stgw 90 war das Sturmgewehr 57: 6,1 Kilogramm schwer. Soldaten weinten, wenn sie das Gewehr für den 50-Kilometer-Marsch schulterten. Wie angenehm war dann der Wechsel zum Stgw 90, das zwei Kilogramm weniger wog.

905 Meter pro Sekunde

Das derzeitige Sturmgewehr ist ein Oldtimer. Bereits 1981 übten Truppen mit der Waffe. Das Sturmgewehr ist also über vierzig Jahre alt. Die Staffelübergabe zieht sich allerdings hin. «Die Ablösung des Stgw 90 ist für die erste Hälfte der 2040er Jahre geplant», heisst es bei der Armee.

Das derzeitige Sturmgewehr habe sich bei der Truppe bestens bewährt. In der Rekrutenschule müssen die angehenden Soldaten noch heute die Bestandteile des Gewehrs auswendig lernen: Lauf, Korn, Kolben. Vieles verlernt und vergisst man im Laufe des Lebens. Aber die «Mündungsgeschwindigkeit» des Stgw 90 wissen viele Männer auch Jahre nach der Dienstzeit noch auswendig: 905 Meter pro Sekunde.



Einfach zu handhaben:
Stgw 90.

Die Handhabung des Gewehrs ist so einfach, dass beim Zürcher Knabenschieszen sogar Dreizehnjährige damit schiessen. Stadtpräsidentin Corine Mauch konnte ihr Glück kaum fassen, als sie bei einem Probeschiessen ins Schwarze traf.

Wenn das derzeitige Sturmgewehr der Schweizer Armee in zwanzig Jahren ausgemustert wird, ist es über sechzig Jahre alt. Die Anforderungen werden dann aber immer noch die gleichen wie

vor hundert Jahren sein: Ein normalbegabter Soldat soll eine Schiessscheibe in 300 Meter Entfernung treffen können. Ziemlich in der Mitte.

Dass die Armee so lange an ihrem Sturmgewehr festhält, überrascht. Bei anderen Utensilien ist sie weniger geduldig. Beispiel Taschenlampe: Bis vor wenigen Jahren mussten die Soldaten die TaLa 80 mit sich führen, den Klassiker mit dem Farbschieber. Einkaufspreis im Armeeshop: unter zehn Franken. Das unverwüstliche Blechteil wurde vor wenigen Jahren durch die TaLa 15 abgelöst. Die wiederaufladbare Taschenlampe kostet mit Aufladegerät normalerweise 165 Franken. Wegen den hohen Stückzahlen (über 120 000 TaLa15) gibts für die Armee «sehr gute Preise». Wie teuer also? «Die effektiven Preise sind geschäftsgeheim.»

In den nächsten zwei Jahren erhält das Stgw 90 immerhin ein Facelifting. «Um für die verbleibenden zwanzig Jahre gerüstet zu sein», so die Armee, «soll Mitte dieses Jahrzehnts eine Optimierung von einzelnen Komponenten erfolgen.» Welche das sind, wird nicht mitgeteilt.

Weder Brieföffner noch Brotmesser

Auch am Bajonett will die Armee festhalten. Vierzig Franken beträgt der Einkaufspreis für das Messer, das am Gewehrende befestigt («aufgepflanzt») wird. Das Bajonett zählt zu den grössten Rätseln im Militär. Die Armeemitglieder dürfen es für nichts benutzen, wird ihnen eingebläut. Also weder als Brieföffner noch als Brotmesser. Ein Rätsel bleibt auch, wie viele Bajonette die Firmen Victorinox und Wenger insgesamt für die Schweizer Armee produziert

haben. «Die Anzahl ist uns nicht bekannt.»

Die Idee des Bajonetts ist der Nahkampf. Mit dem Messer verwandelt sich das Gewehr in einen schweren Säbel. Zuerst muss der Schweizer Soldat aber noch die Plastikscheide entfernen. Erst dann kann er sich auf den Gegner stürzen.

Das erinnert an das 19. Jahrhundert. Trotzdem hält die Armee an dem Anhängsel fest. «Aktuell ist der Verzicht auf das Bajonett kein Thema.»

Deutschlands lustigste Feministin

Sophie Passmann hat einfach Humor, selbst wenn sie ihre Witze auf Kosten der *Weltwoche* macht. Die Bestsellerautorin und Internetkünstlerin sollte endlich eine Fernsehshow bekommen.

Roman Zeller

Berlin

Der *Weltwoche* wurde eine besondere Ehre zuteil: Bestsellerautorin Sophie Passmann teilte unser jüngstes Cover mit ihren 200 000 Twitter-Followern. Zugegeben, sie versah das Foto mit der Bemerkung: «Je länger man hinguckt, desto mehr Schlaganfälle kriegt man.» Aber man kann nicht alles haben.

Vielleicht missfiel Feministin Passmann die testosterongesättigte Titel-Illustration mit dem schwertschwingenden Krieger-Slawen hoch zu Ross («Heldenvolk der Serben»). Wahrscheinlich ärgerte sie sich aber vor allem über die Zeile «Frauen regieren die Welt». Sie dürfte die Sache nämlich ziemlich anders sehen.

Rastlos arbeitet sich Passmann am «Patriarchat» ab. Den «alten weissen Männern» widmete sie nicht nur ein Buch, sondern ihre Karriere. Das klingt erst mal furchtbar ernsthaft, nach Opferkult und schlechter Laune. Aber wer sich mit der Ikone der deutschen Woke-Frauen auseinandersetzt, merkt: Passmann ist lustig, sehr sogar. Das «Girl aus dem Internet» betreibt eine Art flimmerndes Kabarett, das wie eine Perlenkette von Sketchen glänzt.

Gegen festgefahrene Rollenbilder

«Meme-Internet-Humor» könnte man das nennen, was Passmann macht. Meist mit simplen Sätzen, wahlweise mit Bild oder Video angereichert, immer trocken wie der Martini, den sie gerne trinkt.

Ein Beispiel? Zu einem Bild mit einer Thermoskanne, an der ein Zettel mit dem Spruch «Ich mache komische Geräusche, aber bin voll» klebt, schreibt sie: «Endlich Wochenende». Dazu passend ihre unernste Sehnsucht während der Pandemie: «Meine Definition von Glück im Moment leider ganz unironisch: kein Corona und leicht einen sitzen.»

Ihre Kunst ist die Ironie. Sie lacht über alles, auch über die politischen Verbündeten («Ich muss den Termin gleich leider sehr spontan absagen, die Grünen haben gerade ein peinliches Video hochgeladen, aus dem man Unmengen Memes machen kann»).



Ihre Selbstironie ist herrlich: Passmann.

Die gegen festgefahrene Rollenbilder ankämpfende Passmann spielt mit Klischees. Die verrückte deutsche Impfstrategie beschreibt sie folgendermassen: «Kostenlose Bratwurst als Anreiz, mit der U8 zu fahren», in Anlehnung an die Berliner U-Bahn-Linie, die als gefährlichste des Landes gilt, wo aber trotzdem die 3-G-Regel herrscht.

Ihr Interesse liegt beim Alltäglichen, beim Banalen, mit dem sich jeder – und ihn ihrem

Den «alten weissen Männern» widmete sie nicht nur ein Buch, sondern ihre Karriere.

Fall: jede – identifizieren kann. Passmann über Celebrities: «Die Kardashians nicht mögen, weil die nur berühmt dafür sind, berühmt zu sein, aber dann die Royal Family verfolgen.» Passmann über besserwisserische Lehrer, die niemandem jemals die Bestnote gegeben hätten, da es «perfekt» nicht gebe: «Ist gut, Herr Mahler, dachte, das sei Geschichte Klasse 9 und nicht Harvard Law.»

Und weil dieser Witz hier so schön dazu passt, Passmann über die ehemalige Kanzlerin im treuerzigen Schülerton, wie er nach jedem Schülervortrag an jeder Schule zu hören ist: «Ich fand die Ära Merkel gut, sie hat viele Bilder benutzt und frei gesprochen.»

Ihre Ironie ist gut, ihre Selbstironie – entschuldigen Sie, Frau Passmann – herrlich. Die studierte Philosophin, die «wie besessen» liest, teilt ein Bild von einem Pokémon-Buch (Titel: «Alles über Pikachu») und schreibt dazu: «Was ich meine, wenn ich sage, dass ich mich für Literatur interessiere.» Oder diesen hier: «Wenn sich maximal zehn Leute treffen dürfen, kann ich ja auf Lesereise gehen», kommentiert die Autorin, die mit 28 Jahren schon zwei Bestseller geschrieben hat, mitten in der Corona-Debatte.

«Intime Karrierefrage»

Ende 2021 verschob die Wahlberlinerin ihren Wohnsitz für drei Monate nach München, wo der FC Bayern zu Hause ist. Oder wie es Passmann formuliert: «Das Projekt <Spielerfrau 2022> startet heute.» Nach drei Wochen verkündet sie als Zwischenfazit: «Bin weiterhin dran.» Dann, in Grossbuchstaben: «Ich kaufe jetzt ein Dirndl», der Beweis folgt bildlich aus der Umkleidekabine. Kommentar: «Integration ist keine Einbahnstrasse.»

Sie hat ein Flair für Mode und pflegt einen bunten, ausgefallenen Look, den sie lustvoll inszeniert. Vor allem Eigenwilliges, für ihre Figur Unvorteilhaftes zelebriert sie, was sie mit einem typischen Passmann-Kommentar weglächelt: «Dampfnudeltag freitags in der Uni-Mensa formte diesen Körper.»

Was sie von Journalisten gerne mal gefragt worden wäre, aber noch nie gefragt worden ist, verriet die Dauerinterviewte kürzlich: «Was tragen Sie heute, Frau Passmann?» Und das, obwohl sie sich «solche Mühe» gebe mit ihren Outfits. Viel drängender scheint die Frage, wann sie endlich ihre Late-Night-Show bekommt. «Das ist so eine intime Karrierefrage», meint Passmann. Sie könne sie nicht mehr hören. Berechtigt ist sie trotzdem.

BRODER

Merkel bekommt ein Denkmal

Wir erinnern uns: Am 2. Dezember, also vor gerade mal fünf Wochen, wurde Angela Merkel mit dem Grossen Zapfenstreich feierlich verabschiedet. «Es war», so stand es tags darauf auf der Seite des Verteidigungsministeriums, «einer der letzten öffentlichen Auftritte der mächtigsten Frau Europas», wenn nicht gar der letzte. Das Musikkorps der Bundeswehr spielte drei Musikstücke, die sich die Kanzlerin gewünscht hatte, darunter den Hildegard-Knef-Titel «Für mich soll's rote Rosen regnen».

Der Rosen-Regen ist ausgeblieben, dafür melden sich immer mehr Merkel-Fans aus der CDU zu Wort und fordern, die Lebensleistung der Altkanzlerin solle «entsprechend gewürdigt werden». Norbert Röttgen, der Merkel gerne als Parteivorsitzender beerbt hätte, machte bereits im November den Vorschlag, die Kanzlerin zur «Ehrensitzenden» der CDU zu ernennen. Jetzt hat der CDU-Vorsitzende von Sachsen-Anhalt, Sven Schulze, den «neu zu wählenden CDU-Bundesvorstand» dazu aufgerufen, zu überlegen, «wie man Angela Merkels Lebensleistung parteiintern» würdigen sollte.

Sechzehn-Meter-Säule

Dennis Radtke vom Arbeitnehmer-Flügel der CDU brachte die Gründung einer «Bundeskanzlerin-Merkel-Stiftung für Migration und Integration» ins Gespräch, denn: «Die Bewältigung der Flüchtlingskrise ist ein bleibendes Verdienst von Angela Merkel.» Wozu eine Merkel-Stiftung für Migration und Integration gut und nützlich sein sollte, wenn die Flüchtlingskrise bereits erfolgreich «bewältigt» wurde, liess Dennis Radtke offen. Vielleicht geht es ihm um die Integration der aufsässigen Deutschen in den neuen Bundesländern. Oder um deren Migration – im Sinne von Auswanderung.

Mein Vorschlag zur Ehrung der Altkanzlerin wäre: eine sechzehn Meter hohe Säule auf dem Alexanderplatz oder dem Potsdamer Platz, darin vertikal eingemeisselt «Wir schaffen das!», Merkels ganzes Vermächtnis nach sechzehn Jahren im Amt.

Henryk M. Broder



Der Mythos lebt: Kleine Scheidegg vor Eiger, Mönch, Jungfrau.

Showdown in der Jungfrauregion

Die ewige Konkurrenz zwischen Wengen und Grindelwald geht in die nächste Runde. Grindelwald liegt vorne.

Hubert Mooser

Wengen/Grindelwald

Bettina Zinnert, die Chefin der drei Hotels «Silberhorn», «Belvédère» und «Wengener Hof», ist am Telefon kurz angebunden. «Wir schwimmen gerade wegen der Reservationen für das Lauberhornrennen.» Es sei viel los, das sei super, aber es gebe halt auch viel zu tun. Dann ist das Gespräch zu Ende. So ist das in Wengen Anfang Januar: Wenn hier das Lauberhorn-Fieber ausbricht, rückt alles andere in den Hintergrund.

Im ganzen Dorf ist geschäftiges Treiben zu beobachten. Es wird geschraubt und gehämmert, Unmengen an Material zur Rennpiste verschoben, und wegen Corona ist dieses Jahr alles noch ein bisschen komplizierter als sonst. Die Lauberhornrennen sind der wichtigste Anlass in der Region. Sie haben diesen kleinen Ort, der politisch zur Gemeinde Lauterbrunnen gehört und nur mit der Wengernalpbahn von Lauter-

brunnen oder Grindelwald aus erreichbar ist, auf der ganzen Welt berühmt gemacht.

Die Briten gehören traditionell zur Stammkundschaft. Es verbringen aber immer mehr Amerikaner und Australier hier oben Ferien. «Der Ort entspricht genau ihren Vorstellungen von einem Schweizer Bergdorf», sagt Verkehrsdirektor Rolf Wegmüller über die wachsende Zahl von amerikanischen Touristen. «Bevor Corona 2020 die Branche durchschüttelte, haben wir bei den Übernachtungszahlen Rekordwerte registriert.» Besonders im Sommergeschäft habe Wengen zulegen können. Wegmüller ist überzeugt: «Unsere Übernachtungszahlen wären weiter gestiegen, hätte uns das Covid-19-Virus nicht gebremst.»

Der Verkehrsdirektor versucht, der Kritik entgegenzutreten, der Glanz des Ferienortes habe in den vergangenen Jahrzehnten Patina angesetzt. Der Mythos Lauberhorn lebt zwar



weiterhin, aber der Ort selbst wirkt auf Besucher angestaubt und in die Jahre gekommen, als wäre die Entwicklung stehengeblieben seit der Zeit, als noch Roland Collombin, Bernhard Russi und Franz Klammer über den Hundschopf jagten. Der Chefredaktor eines deutschen Magazins beschrieb Wengen vor sieben Jahren gar als irgendwo zwischen «pittoresk und verwahrlost». Das war vielleicht ein überhartes Urteil eines frustrierten Feriengastes.

Was sich mit Sicherheit sagen lässt: Wengen ist hinter den ewigen Konkurrenten Grindelwald zurückgefallen. Das ist der Ferienort auf der anderen Seite der Kleinen Scheidegg, jenes Passes also, der zwischen Lauberhorn und Eiger liegt. Man muss nicht viel von Tourismus verstehen, um zu sehen, dass sich in Grindelwald touristisch mehr bewegt hat als in Wengen. Grindelwald ist heute der touristische Hotspot im Berner Oberland. Wengen folgt in den Ratings weiter hinten.

Trend zur Entschleunigung

Das wird den Wengener Tourismusverantwortlichen vom Direktor der Jungfrauabahn, Urs Kessler, auch gerne unter die Nase gerieben, wenn sie wie im letzten Jahr über geplante Fahrpläne und Revisionsarbeiten an der Bahnverbindung lamentieren. Die Wengener fühlen sich von dem Bahnunternehmen gegenüber Grindelwald benachteiligt, wenn der Anschluss von Wengen zur Kleinen Scheidegg wegen Revisionsarbeiten nicht mehr gewährleistet ist, wie Martin Stäger, der Gemeinde-

präsident von Lauterbrunnen, durchblicken lässt: «Wir haben in den letzten Monaten den Eindruck gewonnen, dass die Jungfrauabahn die Verbindung über Grindelwald auf die Kleine Scheidegg favorisieren, weil sie hier einen neuen Terminal und eine V-Bahn gebaut haben.»

Die Jungfrauabahn sind der touristische Motor der gesamten Region. Fast eine halbe Milliarde Franken hat das Unternehmen in Grindelwald für einen neuen, supermodernen Bahnhof und zwei V-förmige Seilbahnverbindungen zu den Pisten im Schatten der Jungfrau ausgegeben – für die 3-S-Bahn Eiger-Express, die zum Eiger-Gletscher führt und die Fahrt aufs Jungfraujoch massiv verkürzt, sowie für eine Schnellverbindung ins Skigebiet Männlichen. Dass die Jungfrauabahn diese Investitionen zu rentabilisieren versuchen, kann man ihnen nicht zum Vorwurf machen. Aber lassen sie tatsächlich den Ferienort Wengen links liegen?

Beim CEO der Jungfrauabahn, Urs Kessler, sind die Wengener mit ihrer Kritik an den Falschen geraten, besonders wenn sie wie letzten Sommer auch mit der fehlenden Strassenverbindung ins Tal argumentieren. Kessler ist seit 1987 bei der Bahngesellschaft tätig und hat die Entwicklung in der Region hautnah miterlebt. Und Kessler gab den Wengenern bei den Diskussionen im letzten Jahr unmissverständlich zu verstehen, dass sie sich touristisch bewegen müssten.

Er erinnert sie in einem Schreiben daran, dass sich Wengen und Grindelwald 1987 von der Attraktivität und von der Marke her auf Augenhöhe befunden hätten. Er habe jedoch schon damals eine grosse Uneinigkeit und fehlende Solidarität der Bevölkerung festgestellt. Besitzer und Mitarbeiter einzelner Hotels hätten erwähnt, dass man Wengen ohne Zufahrtsstrasse nicht vermarkten könne. Seither wurde seiner Meinung nach die Marke Wengen laufend geschwächt.

Für Kessler ist die Marke Wengen in den letzten Jahren nicht aktiv auf den globalen Märkten vermarktet worden. Den Trend zur Entschleunigung und Nachhaltigkeit habe man komplett verschlafen. Während der Pandemie sei Wengen einmal mehr nicht präsent. Nichts aber scheint Kessler mehr zu nerven, als das Jammern der Verantwortlichen wegen fehlender Strassenverbindung. Autofrei zu sein, sei eine Chance und kein Nachteil, findet Kessler und wirft die rhetorische Frage auf: «Wie soll ein Produkt mit Überzeugung verkauft werden, wenn der Leistungsträger die fehlende Zufahrtsstrasse als Nachteil sieht?»

Kessler ist ein Macher, der die Jungfrauabahn zur unternehmerischen Perle gemacht hat. Seine

Devise lautet: «Die Orte profitieren auch immer von den Aktivitäten der Jungfrauabahn.» Wenn sämtliche Hotels in der Zwischensaison schliessen, fehlt jedoch das Marktpotenzial. Anders gesagt: Sein Unternehmen hat ein Interesse daran, dass das ganze Jahr über im Ort etwas los ist und nicht wie in Wengen die Hotels im No-

Wenn das Lauberhorn-Fieber ausbricht, rückt alles andere in den Hintergrund.

vember ihren Betrieb geschlossen halten. Wenn man die Wengener mit diesem Vorwurf konfrontiert, bekommt man zu hören, die Hotels hätten im November den Betrieb geschlossen, weil die Bahn die Verbindung auf die Kleine Scheidegg zeitweise eingestellt habe.

Fokus Lebensqualität

Dass die mit dem Privatwagen anreisenden Touristen, vor allem die Schweizer, verstärkt über Grindelwald die Kleine Scheidegg ansteuern werden, damit wird man sich in Wengen wohl abfinden müssen. Darüber ist man offenbar nicht unglücklich. «Wenn die Tagesausflügler vermehrt über Grindelwald anreisen, haben wir keine Parkplatzprobleme», sagt Stäger.

Anderes bereitet Wengen und Lauterbrunnen mehr Sorge. So wird der Gepäcktransport des traditionellen Jungfrau-Marathons neu über die V-Bahn nach Grindelwald abgewickelt, was die Personenströme auch in diese Station lenkt. Ein weiteres leidiges Kapitel ist das jährlich stattfindende «Snowpenair» auf der Kleinen Scheidegg, ein Musikfestival am Ende der Skisaison.

Wegen der Klagen eines Hoteliers wurde der von den Jungfrauabahn organisierte Anlass jetzt hinunter zum Bahn-Terminal in den Talgrund von Grindelwald verlegt. Auch das lenkt potenzielle Gäste eher weg von Wengen.

Aber auch in Grindelwald wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Der Investitionsschub, den man sich vom neuen Terminal und der V-Bahn versprochen

hatte, etwa in Form von Hotelrenovationen, ist kleiner ausgefallen als erwartet. Gemeindepräsident Beat Bucher gibt zu bedenken: «In Grindelwald leben zwar viele vom Tourismus. Trotzdem darf man nicht vergessen, dass auch die Lebensqualität der hier wohnenden Personen gewährleistet sein muss.»

Mit anderen Worten: In Wengen ist es zu ruhig, in Grindelwald für viele Einheimische fast wieder zu laut. Über das richtige Mass wird man sich wohl nie einig sein – nicht bloss in der Jungfrauregion.



Unternehmerische Perle:
Urs Kessler.

Schlimmer geht eben immer

Amazon-Gründer Jeff Bezos griff mit seinem Silvester-Look epochal daneben. Wie sollte sich ein milliardenschweres Genie kleiden?

Nena Schink

Jeff Bezos ist der Mann, der alles kann. Das Genie, das Amazon erfand. Der Visionär, der mit seinem Konzern jährlich milliardenschwere Gewinne einfährt und einfach mal so nebenbei die *Washington Post* kaufte. Das Traditionsblatt hat er, wie könnte es auch anders sein, zurück in die schwarzen Zahlen geführt. Und das, obwohl er nicht mal vorhatte, eine Zeitung zu kaufen. Typisch Bezos. Doch eine Sache gibt es, die verbesserungswürdig ist: seine Kleidung!

«Wir hatten letzte Nacht so viel Spass beim Feiern auf einer verrückten Disco-Party, aber das neue Jahr ist auch eine grossartige Zeit, um sich auf seine persönliche Entwicklung zu fokussieren. Erneuerung. Wiedergeburt», schreibt Jeff Bezos unter seinen Neujahrs-Post auf Instagram. Ich möchte ihm beim Anblick der Fotos am liebsten zurufen: «Ja! Bitte erneuere dich stylingtechnisch komplett und sofort.»

Herzchen-Sonnenbrille, weisse Hose

Denn der zweitreichste Mann der Welt trägt auf den Silvesterfotos eine enge beige Jeans, die rein gar nichts für ihn tut, ein wild gemustertes, halb aufgeknöpftes Hemd und – die ultimative Krönung: eine Herzchen-Sonnenbrille. An ihn schmiegt sich im glitzernden Disco-Outfit seine fast sechs Jahre jüngere Freundin, die TV-Journalistin Lauren Sánchez, für die er sich 2019 nach mehr als zweieinhalb Jahrzehnten von seiner Ehefrau MacKenzie Scott trennte. Das Posting geht viral.

Twitter-User kommentieren: «Stell dir vor, du könntest dir alles auf der Welt kaufen, und dann ziehst du dich so an.» Ein anderer frozelt, dass Bezos aussehe wie jemand, dem «fünf Edekas im Ruhrpott und ein Imbiss auf Malle gehören». Mein persönlicher Favorit ist der User, der von einer «Prinz-Marcus-Transformation» spricht, dem stets glitzernden und funkelnden und übergeliebten Proll aus dem Reality-TV.

Die *GQ* sieht das anders. Das Männermodemagazin schreibt über Bezos' Silvester-Outfit: «Mit diesem Piece liegt der Milliardär gerade total im Trend.» Die Lobeshymne geht weiter: «Jeff Bezos überraschte in einer engen weissen

Hose, einem gemusterten Hemd aus den 70er-Jahren und (warum nicht?) einer Sonnenbrille in Form eines Herzens. Wie *GQ.com* berichtete, trug der Milliardär ein tailliertes, bedrucktes Seidenhemd der Pariser Marke Casablanca und eine tief sitzende weisse Jeans von Brunello Cucinelli.» Das bedruckte Seidenhemd gibt es zurzeit im Sale – von 1400 Euro auf 900 Euro reduziert.



Doch nun zum Wesentlichen: Bezos, Partnerin Sánchez.

Na bravo, Bezos' Stil entspricht dem Zeitgeist, und sein mieses Silvester-Outfit war auch noch teuer. Schlimmer geht eben immer. Immerhin hat er mit seinem Jahreswechsel-Look viele Menschen zum Lachen gebracht.

Ich frage mich schon seit längerem: Ist es nicht dramatisch, wie sehr der Zeitgeist klassische Kleidung getötet hat? Gut, noch dramatischer ist es, wenn alternde Männer aufgrund ihrer jüngeren Freundinnen einen auf exorbitant witzig und jugendlich machen. Das ist selten eine gute Idee, wie das Beispiel Bezos zeigt. Einem

milliardenschweren Unternehmer wie Bezos kann es selbstverständlich völlig egal sein, was die Welt von ihm denkt. Aber wozu alles Geld der Welt besitzen, wenn man nicht mal seine Garderobe auf Vordermann bringt?

Doch nun zum Wesentlichen: Wie soll sich ein milliardenschweres Genie kleiden? Mit Stil! Mit der richtigen Kleidung, die modern, aber nicht modisch ist, könnte Bezos attraktiver, frischer, jünger wirken. Als Stilvorbild empfehle ich James Bond. Den Klassiker unter den männlichen Filmfiguren. Eine Legende, genau wie Bezos. Bond ist der perfekte Mann, weil sein Stil modisch nie dem Zeitgeist entspricht.

Und das sei an dieser Stelle verraten: Frau steht nicht auf vermeintlich modische Sperenzchen, sondern auf Klasse. Es ist sexy, wenn Mann nicht im Trend liegen will, sondern Klasse ausstrahlt, diese gewisse Macher-Mentalität. Fernab jeglicher bunten Sonnenbrillen in Herzchenform.

Tom Ford für den perfekten Look?

Männlichkeit ist auch noch im Jahr 2022 en vogue. Smoking, Anzug, hellblaue Badehose, weisses Hemd – fertig ist der Bond-Stil, ein guter Schutz vor modischen Verwirrungen wie beispielsweise Bezos' Hemd aus den siebziger Jahren, das schnellstmöglich zurück in die Siebziger will und auch gehört.

Falls den Tech-Milliardär dieser Kleiderkompass langweilen sollte, kann er sich an Daniel Craig als Bond orientieren. Der auch mal im T-Shirt oder dunkelblauen Pullover die Bösewichte dieser Welt jagte.

Gut, wir sprechen hier von Jeff Bezos, wäre er eine *copycat*, wäre er heute nicht milliardenschwer. Dementsprechend sollte er handkehrum Bond-Designer Tom Ford engagieren. Der ehemalige Gucci-Modeschöpfer könnte für den Ausnahmeunternehmer den perfekten Look kreieren und dem Kleiderkasten-Look ein Ende bereiten. Denn auch für den Amazon-Gründer gilt: Kleider machen Leute!

Nena Schink, 29, ist *Bild*-Journalistin, Moderatorin und Bestsellerautorin.

Sebastian Vettel, Prototyp des Grünwählers

Der vierfache Formel-1-Weltmeister belehrt gerne mit einer gehörigen Portion Moralityhybris.



Ich war Sebastian-Vettel-Fan: Als der Rennfahrer 2010 unerwartet die Formel-1-Weltmeisterschaft gewann, fieberte ich vor dem Fernseher mit. Als er sie zum vierten Mal in Folge gewann, hielt ich ihn für den nächsten Schumi. Ich mochte ihn auch mehr als Nico Rosberg, weil er, anders als dieser, nicht mit dem goldenen Löffel im Mund geboren worden war – da ich zu den Menschen gehöre, die ein Herz für die Underdogs haben, für jene, die sich nach oben kämpfen müssen. Vettel, der Junge aus Heppenheim, ist so einer: Sein Vater verkaufte sein Rennfahrzeug, um dem Sohn den Einstieg in den Motorsport zu ermöglichen; das sind Geschichten, die man verfilmt.

Diese umschwärmten Zeiten sind lange her. Inzwischen stört es mein Patriotenherz nicht einmal mehr, dass sein ewiger Rivale, Lewis Hamilton, deutlich an ihm vorbeigezogen ist. Vettel hat nachgelassen, als Sympathieträger genauso wie als Fahrer. Heute liegt sein Wohnsitz in der Schweiz; das Einzige, was ihn noch mit Michael Schumacher verbindet.

Dabei bin ich nie jemand gewesen, der sich von seinen Idolen abwendet, weil sie die «falsche» Gesinnung besitzen. Zumal uns Deutschen nicht viel gelassen wird, auf das wir stolz sein dürfen. Sportlicher Patriotismus aber gehört dazu.

Ich ertrage Vettel nicht mehr. Nicht, weil er eine andere politische Auffassung hat als ich, sondern wegen der Art und Weise, wie er sie vertritt: weil sich dieser einst so bodenständige, sympathische Junge mittlerweile genauso weltfremd benimmt wie alle besserverdienenden Grünwähler. Weil er *der* Prototyp dieses Grün-

wählers ist, der die Konsequenzen seiner eigenen Weltanschauung nie selbst zu spüren bekommt und deshalb umso grosszügiger Belehrungen an andere verteilt.

Genau das passiert, wenn ein vierfacher Formel-1-Weltmeister vor der Bundestagswahl verkündet, dass er die Grünen wählen werde, oder sich enttäuscht gibt, wenn es mit dem Tempolimit auf deutschen Autobahnen nichts wird. Vettel ist als Wahlschweizer weder von den

Vettel ist die Latte-macchiato-Mutti aus dem hippen Prenzlauer Berg im Grossformat.

deutschen Rekordsteuern und Strompreisen betroffen, die der grüne Öko-Sozialismus zur gesellschaftlichen Transformation benötigt, noch von gedrosselten Geschwindigkeiten auf Strassen, auf denen er so gut wie nie unterwegs sein dürfte. Und selbst wenn doch, könnte er sich beides locker leisten, weil er erstens über die Mittel verfügt und zweitens weiterhin auf der ganzen Welt mit 300 km/h im Kreis fahren kann, wenn ihm nach einer flotten Fahrt ist.

Sebastian Vettel ist die Latte-macchiato-Mutti aus dem hippen Prenzlauer Berg im Grossformat. Jemand, der für «mehr Vielfalt» ist, aber sein Kind auf die Privatschule schickt, weil es dort nicht so viele Schüler mit Migrationshintergrund gibt. Der alle Besorgungen im Stadtquartier mit dem 7000-Euro-Lastenrad erledigen kann und deshalb meint, dass auch die Mutter auf dem Dorf nicht zwingend ein Auto benötigt. Kurzum: Vettel ist

jemand, der die Kosten seiner Weltrettungsfantasien gerne vergesellschaftet (was vor allem die weniger Betuchten trifft), während er selbst davon verschont bleibt.

Diese Doppelmoral könnte man vielleicht noch ertragen, wenn sie einem nicht immer in Form einer wenig reflektierten Dauerbelehrung entgegenschlagen würde. Nein, der klassische Grünwähler ist nicht der «Gute», er spielt ihn aber gerne. Und das geht eben nicht ohne eine gehörige Portion Moralityhybris, die man den weniger Erleuchteten bei jeder nur erdenklichen Möglichkeit auf die Nase bindet.

Und das ist der Punkt, an dem ich sauer werde: Sebastian Vettel hat keine Ahnung davon, was die Entbehrungen, die er anderen im Sinne von Klima und Nachhaltigkeit aufbürden möchte, für den Bürger in Deutschland bedeuten. Was ein Tempolimit für Pendler mit sich bringt oder ein Autofahrverbot in Innenstädten für Ladenbesitzer. Vettel, den ich immer für so bodenständig hielt, offenbart, dass er eben das nicht ist, und vielleicht bin ich genau deshalb so enttäuscht.

Dabei spricht nichts dagegen, sich für die Umwelt einzusetzen. Auch nicht als Motorsportler. Der Unterschied liegt in der Umsetzung: Wer Öko-Sozialismus fordert, sollte auch von den Konsequenzen betroffen sein. Wer seinen Wohnsitz in der Schweiz hat und ohnehin einen Grossteil des Jahres um die Welt jettet, ist das nicht.

«I'm starting with the man in the mirror», sang Michael Jackson einst. Wie wäre es, sich dieses Motto wieder zu Herzen zu nehmen? Die Elektromobilität wartet noch auf ihren Einsatz in der Formel 1.

Universitäten verlieren ihren Glanz

An den Hochschulen machen sich Bürokratie, Intoleranz und politische Korrektheit breit. Das erhöht die Chancen für konkurrierende Einrichtungen auf privater Grundlage.

Bruno S. Frey

Es zeichnet sich ab: Die originellsten und engagiertesten Jugendlichen sind nicht mehr auf ein Universitätsstudium fixiert. Viele unter ihnen schieben nach dem Gymnasium ein «Zwischenjahr» ein, um sich neu zu orientieren. Sie sind nicht mehr begierig, an einer Universität studieren zu dürfen. Manche verzichten auf ein Studium, andere brechen es vor oder nach dem Erwerb des Bachelors oder Master-Abschlusses ab. Ein Doktorat wird immer weniger angestrebt, eine akademische Karriere schon gar nicht mehr erwogen.

Die bestehenden Bedingungen haben sich herumgesprochen: Universitätsangehörige werden mit administrativen Aufgaben überhäuft, und die Freiheit der Lehre wird eingeschränkt, weil sie den vereinheitlichten Studienanforderungen entsprechen müssen.

Innovative und aktive junge Leute wollen sich immer weniger den Zwängen der bestehenden Universitäten unterwerfen. Sie suchen andere Wege, sich beruflich zu verwirklichen, beispielsweise an einer Forschungsstelle einer privaten Unternehmung. Forschungsinstitute entstehen zunehmend am Rand oder gar ausserhalb der Universitäten. Beispiele sind das soeben gegründete Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik, das nicht der Administration der Universität Luzern unterliegt, obwohl die akademische Verbindung besteht, oder das rein privat finanzierte Crema – Center for Research in Economics, Management and the Arts –, das junge Forschende unterstützt und anleitet sowie Forschungsgespräche zu gesellschaftlichen Gegenwartsproblemen durchführt.

Problem Überakademisierung

Diese ungünstigen Entwicklungen für die herkömmliche Universität als Stätte der Wissenschaft sind erst undeutlich sichtbar. Sie werden überdeckt durch den Zustrom von zahlreichen Studierenden, die zu wissenschaftlicher Arbeit wenig motiviert sind, allenfalls Bildung als Konsumgut ansehen. Sie gehen vor allem wegen des Prestiges eines akademischen Studiums und der Erwartungen der Eltern an eine Universität. Das Ergebnis ist eine Überakademisierung. In

einer Berufslehre würden solche Jugendliche nicht nur besser ausgebildet, sondern im späteren Berufsleben auch davon profitieren. Glücklicherweise sind in der Schweiz Ansehen und wirtschaftliche Aussichten der Berufslehre kaum niedriger als die eines Hochschulabschlusses.

Gleichzeitig drohen manche Teile der Universität ihre Strahlkraft als Ort kontroverser wissenschaftlicher Debatten zu verlieren. Intoleranz und Political Correctness machen sich breit, ebenso standardisierte Modelle und eine Überbetonung von methodischem Wissen, das sich leicht überprüfen und mit Punkten bewerten lässt. Gleichwohl werden diese Probleme innerhalb der Universität kaum diskutiert. Die

Hochschulen sind vom Staat finanziert, und die Universitätsbürokratie hat kein Interesse daran, ihre zentrale Stellung zu verlieren. Allzu viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind als Rektoren, Vizerektorinnen, oder unterschiedliche Arten von Dekanen so stark ins System eingegliedert, dass sie keine grundlegende Kritik äussern dürfen oder wollen.

Unkonventionelle Ideen

Diese aktuellen Schwächen der Universitäten sind nicht für alle Fachgebiete gleich bedeutsam. Sie bestehen vor allem für die Sozial-, Rechts- und Geisteswissenschaften. Besonders ausgeprägt finden sie sich in den Wirtschaftswissenschaften, dem Fachgebiet des Autors.



Freiheit der Lehre?

Insbesondere für diese Bereiche gilt der Vorschlag einer «Anderen Akademie», mit der die angedeuteten Schwächen der heutigen Universitäten überwunden werden können. Die «Andere Akademie» unterscheidet sich von der herkömmlichen Universität in mehrfacher Hinsicht:

1 — Auswahl der Studierenden: Heute kann jeder und jede im Besitz einer Matura nach Belieben die meisten Fächer studieren, unabhängig von Eignung und Motivation. In der «Anderen Akademie» werden die Studierenden von Experten ausgewählt, wobei vornehmlich Originalität und das intrinsische Interesse der Bewerbenden an aktuellen Problemen im Mittelpunkt stehen. Nur eine begrenzte Zahl Studierender wird zugelassen. Wenn die Zahl der Bewerbenden die Zahl der Studienplätze überschreitet, wird nach Zufall ausgewählt.

2 — Studienanreize: Wer heute studiert, wird aufgrund der Bedingungen zu einer Jagd nach Punkten veranlasst. Wer 180 Punkte gesammelt

Innovative und aktive junge Leute wollen sich immer weniger den Zwängen der Unis unterwerfen.

hat, erhält automatisch einen Bachelor-Abschluss. Der Erwerb der Punkte steht im Vordergrund; der Inhalt ist demgegenüber weniger wichtig. Im Internet und per Mundpropaganda lassen sich Ratschläge holen, wo und bei wem die Punkte am leichtesten zu erwerben sind.

In der «Anderen Akademie» wird umgekehrt vorgegangen. Studierende und Lehrkräfte nehmen gesellschaftliche Gegenwartsprobleme als Ausgangspunkt und diskutieren diese vertieft. Anschliessend werden dazu die theoretischen Grundlagen und die geeigneten empirischen Methoden erarbeitet. Die Ergebnisse werden diskutiert und ihre Anwendung auf die identifizierten Probleme erörtert. Dabei sollen und müssen auch die Grundlagen einer Disziplin in Frage gestellt werden. Die Ausbildung beschränkt sich somit nicht auf kurzfristig aktuelle Probleme, sondern stellt auch die Grundannahmen einer Disziplin in Zweifel.

Am Ende des Studiums steht ein ausführliches Gespräch mit den Lehrenden, die sie beurteilen, in dem gezeigt wird, ob man in der «Anderen Akademie» erfolgreich wissenschaftlich gearbeitet hat. Wenn die Ausbildung an der «Anderen Akademie» etwas taugt, wird die Öffentlichkeit darauf aufmerksam, und die Absolventinnen und Absolventen werden auf dem Arbeits- und Wissenschaftsmarkt nachgefragt.

3 — Publikationsdruck: Heute stehen schon Doktorierende unter einem starken Druck, Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften zu veröffentlichen. In den Sozialwissenschaften werden kaum mehr Monografien geschrieben.

Stattdessen sind drei oder vier veröffentlichte (oder zumindest veröffentlichungsfähige) Zeitschriftenartikel vorzuweisen, die oft wenig oder keinen Bezug zueinander haben. Eine Junior- oder Assistenzprofessur erhalten diejenigen, die Publikationen in den besten Fachjournals aufzuweisen haben. Auch von arrivierten Professoren wird heute erwartet, dass sie regelmässig in wissenschaftlichen Zeitschriften mit einem hohen «Impact-Faktor» veröffentlichen. Die Folge ist ein «Publish or perish». Es wird diejenige Forschung betrieben, die sich leicht publizieren lässt. Dieses Ziel wird am besten erreicht, wenn unorthodoxe Ideen vermieden und stattdessen nur kleine Änderungen am bestehenden Forschungsgebäude vorgebracht werden.

Im Gegensatz dazu fördert die «Andere Akademie» unkonventionelle oder gar bizarre Ideen. Einstein hat zu Recht bemerkt: Eine Idee, die nicht zuerst verrückt erscheint, taugt nichts. Untersuchungen zeigen, dass in der Ökonomik neue Ideen kaum in den führenden, sondern eher in weniger prestigereichen Journals erscheinen. Die «Andere Akademie» soll dieses System unterlaufen.

4 — Bürokratisierung: Heute ist die Forschung an den Universitäten stark reglementiert. In der Lehre ist es schwierig geworden, eigene Ideen und Fragestellungen zu präsentieren, weil im Curriculum vorgeschriebene Standardvorlesungen angeboten werden müssen. Zusätzlich werden die Forschenden angehalten, möglichst viele Forschungsmittel einzuwerben. Auch das verstärkt den Druck, solche Themen zu bearbeiten, die im Mainstream liegen. Die «Andere Akademie» dagegen gibt den Forschenden möglichst viel Freiraum. Um eine schlechende Bürokratisierung zu vermeiden, wird die «Andere Akademie» auf eine begrenzte Zeit (zum Beispiel fünf oder sechs Jahre) angelegt. Dann muss neu entschieden werden, ob sich die Alternative zu den bestehenden Universitäten bewährt hat. Sie muss sich somit aktiv beweisen.

Ob sich eine «Andere Akademie» im Wettbewerb zu den etablierten Universitäten realisieren lässt, ist offen. Private Stiftungen und Personen müssen genügend Mittel aufbringen. Die «Andere Akademie» soll nicht öffentlich finanziert werden, weil damit eine inzwischen riesige Zahl von Vorschriften befolgt werden müsste. Überdies müssen sich Lehrende finden, die von diesem Projekt überzeugt sind. Nur wenn dies gelingt, können die bestehenden Gegenkräfte überwunden werden.

Selbst wenn sich jedoch der Vorschlag nicht in die Wirklichkeit umsetzen lässt, könnte er zum Nachdenken anregen.

Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und Forschungsdirektor bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.

Mensch bekommt Schweineherz

Die Operation dauerte acht Stunden. Die Organtransplantation zeige erstmals, dass ein gentechnisch verändertes Tierherz wie ein menschliches Herz funktionieren kann, schreibt das University of Maryland Medical Center in einer Medienmitteilung.

Dass der Körper das fremde Herz nicht sofort abgestösst, damit hatten die Forscher gerechnet. Dem Patienten gehe es drei Tage nach der äusserst experimentellen Operation gut, teilte das Ärzteteam am Montag mit. Der Patient atmete selbstständig, während er noch an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen war, um sein neues Herz zu unterstützen. Es sei zwar noch zu früh, um zu wissen, ob die Transplantation ein Erfolg gewesen sei, meinen die Ärzte. Dennoch stelle sie einen Schritt in dem jahrzehntelangen Bestreben dar, tierische Organe bei lebensrettenden Operationen einzusetzen.

Gene deaktiviert

Der Patient, ein 57-jähriger Handwerker, wusste, dass es keine Garantie dafür gab, dass das Experiment funktionieren würde. Aber er lag im Sterben und kam für eine Herztransplantation nicht in Frage. Letztlich habe er keine andere Wahl gehabt, als dem Versuch zuzustimmen, sagte sein Sohn, es sei die letzte Möglichkeit seines Vaters gewesen, weiterzuleben.

Der Operation waren mehrere genetische Eingriffe vorangegangen. Beim Schwein, dem das Herz entnommen worden war, wurden drei Gene ausgeschaltet, die meistens für eine schnelle Abstossreaktion des menschlichen Körpers auf tierische Organe sorgen, heisst es in Medienberichten. Ein weiteres Gen wurde deaktiviert, um das Wachstum des Herzgewebes zu begrenzen.

Anatomisch passt das Schweineherz perfekt zum Menschen, sagen Kardiologen, nicht nur von der Grösse her, sondern von Gewicht und der Pumpkraft her. Neben der gentechnischen Veränderung des Schweineherzens musste vor der Operation allerdings dafür gesorgt werden, dass es in der fremden Umgebung nicht zu stark wachsen wird. Sollte der Patient mit seinem Tier-Herzen am Leben bleiben, würde das dem chronischen Mangel an gespendeten Organen entgegenwirken.

Pierre Heumann

Was der Wortschläger hergibt

Geht es um Novak Djokovic, fallen bei Schweizer Journalisten alle Hemmungen. Die Berichterstattung über den serbischen Tennis-Star ist eine beispiellose Fehlleistung.

René Zeyer

Novak Djokovic ist die perfekte Zielscheibe. Serbe. Meistens unrasiert. Veganer. Dazu verbissen, aber auch spiritistisch verschoben. Hat unseren «Roger national» vom Platz eins gehauen. Vor allem aber: Er ist nicht geimpft.

Als typisch «grössenwahnsinniger» Serbe fliegt er mal schnell nach Australien und meint wohl, der *immigration officer* werde ein Autogramm von ihm verlangen und ihn dann durchwinken.

Da wusste Enver Robelli vom Qualitätskonzern Tamedia gleich: «Schwurbler Djokovic geniesst eine ungewöhnlich grosse Narrenfreiheit.» Aber hier sähen wir den «tiefen Fall eines grandiosen Tennisspielers». Der gebürtige Kosovare Robelli warnt im *Tages-Anzeiger*: «Wer in diesen Tagen die serbische Krawallpresse liest, der wähnt sich kurz vor einem Weltkrieg.» Robelli geniesst offenbar selber Narrenfreiheit.

Sein Kollege Simon Graf diagnostiziert: Djokovics «Sturheit treibt ihn zum Erfolg – und ins Fiasko». CH Media bringt einen weiteren slawischen Aspekt ins Spiel: Djokovic spiele «russisches Roulette». Die Chefredaktorin Sport vom *Blick* hämt: «Und täglich grüsst der Drama-King!» Ihre Kompetenz stellt Steffi Buchli auch gleich unter Beweis: Die Pointe sei, «dass Djokovic offenbar das Land wieder verlassen muss». Nur ein «offenbar» trennt sie vor dem Absturz in die Lächerlichkeit.

Realität und Richter

Garniert sind diese Schmähartikel mit Fotos von Djokovic, deren demagogischer Gehalt beeindruckend ist. Finsterer, stechender, leicht irrer Blick, zum Schrei geöffneter Mund: Dem möchte man nicht in einer dunklen Nebenstrasse begegnen.

Tamedia, CH Media und *Blick* stellen unter Beweis, dass Gewichtung, Einordnung, Ausgewogenheit und Analyse nicht zu ihren Kernkompetenzen gehören. Lieber bedienen sie das Narrativ eines schwurbelednen Serben: arrogant, verbissen, irgendwo «teuflisch». Serbien sei «mit dem falschen Märtyrer» mal wieder unterwegs «gegen die böse Welt».

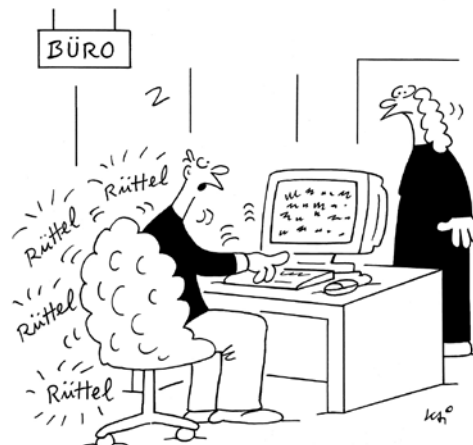
Das Weltbild dieser Filzball-Journalisten war noch einigermaßen intakt, als Djokovic in einem Auslieferungshotel in Australien festsass. Dass sein Wunsch nach einem eigenen Koch abgeschmettert wurde: typisch, abgehoben bis zum Letzten.

Dass der Sportler eine Glutenallergie hat, dass er alle nötigen Papiere für eine Ausnahmegenehmigung beibrachte, dass ihm vom Turnierveranstalter versichert wurde, dass seine Einreise problemlos möglich sei, dass 26 weitere Teilnehmer Antrag auf Ausnahme-

Während der eine Serbien vor einem Weltkrieg wähnt, warnt ein anderer vor einem Bürgerkrieg in Australien.

bewilligung gestellt hatten – und teilweise problemlos vor ihm eingereist waren: Wieso soll man sich von solchen Peanuts eine saftige Story kaputt machen lassen?

Aber dann gestattete ein australisches Gericht Djokovic die Einreise. Er habe alle nötigen und geforderten Unterlagen beigebracht; ihm mitten in der Nacht bei der Einreise nur ein paar Minuten zu geben, um allenfalls noch nachzubessern, sei nicht statthaft.



„Schon toll, der neue Gesundheitsmassagstuhl! Aber ich vertippe mich ständig...“

Realität und Richter verhalten sich nicht so, wie's den Journalisten passt. Pech für sie. Dieses Urteil sei «wie ein Schlag ins Gesicht», schüttelt sich ein Tamedia-Journalist. Offenbar spürt er den Hieb persönlich. Er warnt: «Der Welt ranglistenerste ist zum Symbol der Egozentrik, der Uneinsichtigkeit, der Ungleichheit und zu einem weltweiten Anführer der Impfgegner geworden.» Ob Djokovic das weiss?

All das wegen eines verpeilten Richters? So viel zum Respekt vor dem Rechtsstaat. Aber während der eine Schwurbler Serbien vor einem Weltkrieg wähnt, warnt ein anderer vor einem Bürgerkrieg in Australien. Denn das Urteil sei «brandgefährlich für Melbourne». «In der Stadt drohen nun Tumulte [...] Sollte er tatsächlich als Spieler in die Rod Laver Arena schreiten, ist ein Aufruhr garantiert.» Schliesslich seien schon die serbischen Tennis-Hooligans für ihre Gewalttätigkeit berühmt. Diese falsche Behauptung muss Nulpe René Stauffer dann allerdings zurücknehmen.

Charaktermord an Serbien

Was hier die grossen Medienkonzerne – mit lobenswerter Ausnahme der NZZ – sich geleistet haben, ist das mutwillige Bedienen von Vorurteilen. Ein Charaktermord an einem Serben und an Serbien, grosses Desinteresse gegenüber komplexen geschichtlichen Hintergründen. Stattdessen draufhauen, was der Wortschläger hergibt.

Was das mit förderungswürdigem, hochstehendem Journalismus zu tun haben soll, ist schleierhaft. Dass keine Gegenmeinungen zugelassen wurden in der Hetze, sich keiner der Fehlprognostiker entschuldigt: peinlich.

Dass einzelne Journalisten – auch aus niederen persönlichen Motiven – dem Affen Zucker geben wollen und primitivste Vorurteile bedienen, das ist das eine. Dass solche Artikel – und Fotos – durch alle Kontrollinstanzen rauschen, das ist das andere, Schlimmere.

René Zeyer ist Betreiber von Zackbum.ch, einer Plattform für Medienkritik.

Wer heckte den Geschlechterwechsel aus?

Seit Neujahr kann sich ein Mann ganz einfach zur Frau erklären und umgekehrt. Justizministerin Karin Keller-Sutter denkt schon an das dritte Geschlecht.

Beat Gygi

Die Änderung im Zivilgesetzbuch zum Jahreswechsel erregte enorm Aufsehen, Erstaunen bei vielen: Seit Anfang 2022 können Schweizerinnen und Schweizer ihr Geschlecht und ihren Vornamen im Personenstandsregister einfach ändern: mit einer Erklärung auf dem Zivilstandsamt; immerhin muss man noch persönlich erscheinen. So einfach? Gilt das dann auch für Rentenalter oder Militärdienstpflicht? Ja. Wer hat denn das ausgebrütet, die Verwaltung im Verborgenen?

Nein, es geschah im vollen Licht der Öffentlichkeit, als Gesetzgebungsvorgang von A bis Z. Im Mai 2018 gab der Bundesrat, das heisst Justizministerin Karin Keller-Sutter, den Vorentwurf in die Vernehmlassung, der auf breite Zustimmung stiess. Im Dezember 2019 kam die Botschaft dazu. Im Juni 2020 (da herrschte schon Corona) begann der Ständerat mit der Beratung, und nach einigen Abgleichungsrunden sagten am 18. Dezember 2020 beide Kammern ja zum neuen Artikel. Im Nationalrat stand es 128 Ja zu 54 Nein, von den Parteien war allein die SVP dagegen. Im Ständerat gab es 33 Ja und 6 Nein – und in der Öffentlichkeit kaum Aufsehen.

Auslöser war Margret Kiener Nellen...

Ständerat Werner Salzmann (SVP, Bern) wandte sich im Juni 2020 als Einziger gegen die Vorlage. Was er damals sagte, bekräftigt er auch heute noch: «Das vorherige Verfahren stand einer Anpassung keineswegs im Weg, es erlaubte jedem, das Geschlecht zu bekommen, das er braucht. Nur gab es vorher ein richterliches Beurteilungsverfahren, und entsprechend sorgfältig wurde das Anliegen geprüft. Jetzt haben wir mit der Vereinfachung ein Missbrauchspotenzial geschaffen, etwa mit Blick auf Militär oder AHV.»

Bundesrätin Keller-Sutter hielt ihm damals entgegen, das betreffe nicht viele Personen, ihnen wolle man das Leben leichtermachen und es sei an der Zeit, das Gesetz an die gesellschaftlichen Entwicklungen anzupassen. Dieser Tenor zog sich durch die ganzen Beratungen, auch bei FDP und Mitte.



Es geschah im Lichte der Öffentlichkeit: Bundesrätin Keller-Sutter.

Zu den Auslösern der Gesetzesänderung zählte eine Interpellation von Margret Kiener Nellen (SP) von 2011, «Umgang mit Varianten der Geschlechtsentwicklung», mit dem Argument: Pro Jahr würden in der Schweiz etwa vierzig Kinder geboren, die keinem Geschlecht eindeutig zugeordnet werden könnten. Oft würden Operationen und Hormonbehandlungen

«Das ist ein Kampf gegen Mann und Männlichkeit als archetypische Eigenschaft.»

zur Schaffung einer eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit nötig, viele zwangsoperierte Kinder litten lebenslänglich darunter. Die Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin (NEK) argumentierte 2012 im Zusammenhang mit der Interpellation ähnlich und empfahl, die Zivilstandsbehörden sollten die Angaben zum Geschlecht in der Geburtsurkunde unbürokratisch ändern können. Unterstützung kam auch vom Schweizerischen Kompetenzzentrum für Menschenrechte (SKMR). Keller-Sutter beschwichtigte in den

Beratungen: «Im Weiteren bleibt die Vorlage bei der binären Geschlechterordnung, das heisst, es werden entsprechend dem geltenden Gewohnheitsrecht auch in Zukunft nur die Geschlechterkategorien «weiblich» und «männlich» im Personenstandsregister geführt.»

... Sibel Arslan will noch weitergehen

Ein leeres Versprechen. Hans-Ueli Vogt (SVP, Zürich) sah es offenbar kommen. Er wies in der Nationalratsdebatte 2020 bereits auf die Sollbruchstelle hin. Der neue Artikel im Zivilgesetzbuch lautet nämlich: «Jede Person, die innerlich fest davon überzeugt ist, nicht dem im Personenstandsregister eingetragenen Geschlecht zuzugehören, kann gegenüber der Zivilstandsbeamtin oder dem Zivilstandsbeamten erklären, dass sie den Eintrag ändern lassen will.» Vogt beantragte, es solle stattdessen heissen: «... erklären, dass sie mit dem anderen Geschlecht eingetragen» werden wolle. Denn es gebe ja nur zwei Geschlechter, also sei die natürliche Formulierung «mit dem anderen Geschlecht».

Die Formulierung «...den Eintrag ändern lassen» dagegen sei ein Vorbote der Diskussion darüber, ob es denn nebst Mann und Frau noch ein drittes Geschlecht gebe. «Dies lehnen wir ab», sagte Vogt im Namen seiner Partei. Denn es sei klar, dass die Einführung eines dritten Geschlechts einerseits und die massive Erleichterung des Wechsels des Geschlechts andererseits ein Weg hin zur Aufhebung des Geschlechts als Kategorie schlechthin seien. Und weiter: «Das ist ein Kampf gegen Mann und Männlichkeit als archetypische Eigenschaft.»

Tatsächlich ist der Bund auf diesem Weg. Die Nationale Ethikkommission erstellte 2020 im Auftrag der Justizministerin eine Studie zur Vielfalt existierender Geschlechteridentitäten, dies auch im Zusammenhang mit Postulaten von 2017 von Nationalrätin Sibel Arslan (Grüne, Basel), «Drittes Geschlecht im Personenstandsregister», sowie der früheren Nationalrätin Rebecca Ana Ruiz (SP, Waadt), «Einführung einer dritten Geschlechtsidentität». Kurz: Die binäre Geschlechterordnung soll auslaufen.

Päpstliche Eingriffe

Zwischen dem Malteserorden und dem Vatikan ist ein Machtkampf entbrannt. Was hat zwei der ältesten Institutionen der Welt entzweit?

Bettina de Cosnac

Was Papst will, geschehe! Langsam, aber beharrlich. Diese für ihn unangenehme Erfahrung macht derzeit der Souveräne Malteserorden, der wohl bekannteste, mächtigste katholische Ritterorden der Welt. Gegründet 1048 in Jerusalem, heute mit einem eigenen, in Schrittlänge des Vatikans gelegenen, diplomatisch anerkannten Stadtstaat, eigener Währung, eigenen Briefmarken, unschätzbarem, jedoch schmelzendem (Immobilien-)Vermögen, fehlendem Profess-Nachwuchs und historisch gewachsenem, souveränem Machtbewusstsein, muss er sich beziehungsweise seine Verfassung auf päpstliche Order hin seit 2017 grundlegend reformieren.

Dies betrifft Finanzwesen und Compliance, den Anteil der «Damen», wie die Ritter sie ritterlich nennen, vor allem aber die Befugnisse und Kompetenzen seiner Leitung, des sogenannten Ersten Stands und des Grossmeisters. Die oberste Malteserspitze ist vakant. Papst Franziskus hatte nach «kommissarischer Untersuchung» den 79. Grossmeister, Professritter Matthew Festing, zum Rücktritt ersucht. Ein danach mühsam Gefundener ist verstorben. Als Statthalter fungiert der 71-jährige Fra' Marco Luzzago.

Extreme Verweltlichung

Der auf einer komplexen, mittelalterlich anmutenden Drei-Stände-Struktur basierende und intern in katholisch-konservative und fortschrittlichere Strömungen gespaltene Orden tat sich bisher mit den Reformen schwer. In der Folge ging Papst Franziskus am 26. Oktober 2021 einen Schritt weiter und erlaubte, so ein vom Vatikan veröffentlichter Brief, dem 81-jährigen päpstlichen Gesandten für den Souveränen Orden, Kardinal Silvano Tomasi, «notfalls auch in Abweichungen von der geltenden Verfassungscharta und dem Ordenskodex» Konflikte zu lösen, ein ausserordentliches Generalkapitel einzuberufen, die Zusammensetzung zu bestimmen, den Vorsitz zu übernehmen, eine neue Verfassungscharta und den Ordenskodex zu genehmigen sowie das höchste Leitungsgremium, den Grossen Staatsrat, zur Wahl des

neuen Grossmeisters einzuberufen. Dies sind weitreichende Befugnisse.

Die weltweit 16 Priorate und 48 Malteser-Assoziationen mit rund 120 000 Mitgliedern verfolgen den Eingriff zähneknirschend. Doch sie müssen sich beugen, denn der Orden ist ein Januskopf: Als römisch-katholischer Orden

Wiederholt wurde das ausschweifende Leben der Ordensführung kritisiert.

untersteht er wie alle katholischen Gemeinschaften dem Papst. Als «Souveräner Ritter- und Hospitalorden vom Heiligen Johannes von Jerusalem, von Rhodos und von Malta», so der offizielle, geschützte Titel, ist er zugleich ein eigenes Völkerrechtssubjekt mit diplomatischen Beziehungen zu 110 Staaten.

Dem päpstlichen Unmut vorausgegangen war, griffig formuliert, eine extreme Verweltlichung beziehungsweise unchristliche Lebensführung der in Rom lebenden Spitze. Das gilt besonders für den von den fünfzig dortigen Professrittern 2008 aus ihrer Mitte auf Lebenszeit gewählten Grossmeister Matthew Festing, der im vergangenen November verstarb. Der 59-jährige Brite hatte das obligate Armuts-

Keuschheits- und Glaubensgelübde abgelegt. Er war der Jüngste – und Jovialste – inmitten einer im Durchschnitt 75 Jahre alten Herrenriege. Der ehemalige Kunsthändler kannte das Leben der High Society von Kind auf, liebte das Jagen und lebte sich mit und bei der ihn hofierenden römischen Elite aus. «Eigentlich wollte er sein Amt nicht haben», unterstreicht im Telefoninterview Autor Constantin Magnis, ehemals Redaktor beim Politmagazin *Cicero*. «Letztlich war es das Amt, das ihn dazu machte.» Nämlich zu einem quasi absolutistisch regierenden Monarchen.

Narrenfreiheit des Grossmeisters

Zwei Jahre lang und mit Vorwissen recherchierte Magnis den «rätselhaften Kirchenkrimi». In seinem zweifach aufgelegten Buch «Gefallene Ritter» (2020) rollt er den aktuellen «Machtkampf zwischen zwei der ältesten Institutionen der Welt» auf. Da geschah vieles, was die Malteser lieber vergessen würden, jedoch durch Presse und Social Media ging. Während der Recherchen wurde Magnis «als Nestbeschmutzer kritisiert», erzählt er, selbst aus alter Grafen- und Malteserfamilie stammend. Er brach mit der Tradition, wurde kein Malteser, da er «sich nicht berufen fühlte». Noch ist sein Buch nicht zur Bettelkür der Malteser geworden, und Zigtausende freiwillige Helfer kennen es ebenso wenig wie den Malteserstaat in Rom. «Als Katholik, glaube ich, tut man der Kirche nichts Gutes, wenn man die dunklen Seiten verschweigt. [...] Letztlich waren viele Betroffene dankbar.» Auch der Schweizer Malteserpräsident Martin von Walterskirchen hat das Buch «nicht zur Gänze gelesen». Er habe aber, erläutert er im Video-Interview mit der *Weltwoche*, bei den Passagen, welche die Schweiz betreffen, «keine Zweifel an der Darstellung».

Der Grossmeister, entnimmt man der Lektüre, hatte, systembedingt, quasi Narrenfreiheit. Unzufrieden mit dem Amt, aus dem er sich nicht befreien konnte, unterlag er in einem kaum kontrollierten (Hof-)Staat den Intrigen, internen Machtkämpfen und Einflüsterungen unter anderem des ihm zur Seite gestellten französischen Grosskanzlers Jean-Pierre Mazery. Unter des-



„Hallo, Fusionsberatung? Wir möchten die Fusion mit dem Staubsaugerhersteller wieder rückgängig machen.“

sen Leitung, so die Ergebnisse einer vom Papst eingesetzten Untersuchungskommission und die Recherchen von Magnis, stiegen Repräsentations- und Personalausgaben ins Unermessliche, schmolzen Ordensrücklagen «besorgniserregend», nahmen Rufmordkampagnen überhand. «In Rom waren es doch vergleichsweise geringe Ausgaben», relativiert Martin von Walterskirchen. «Wir bewegen Millionen. Und wenn man auf andere Politiker blickt ...» Der Schweizer Präsident möchte lieber über die eigentliche Arbeit der Malteser reden. Jene, die auch Constantin Magnis unterstreicht, nämlich den fast ein Jahrtausend alten christlichen Dienst an Armen und Kranken. Und das Charisma, das der Orden besonders dann ausstrahlt, wenn er seine jährlichen Wallfahrten mit Tausenden Kranken, eigens gecharterten Zügen und Flügen und Hunderten in Ordenstracht gekleideten Malteser-Pflegern nach Lourdes unternimmt. «Dienen» an den «Herren Kranken» ist Läuterung.

«Steile Adelsnachweise»

Nostalgische Idealisierung gehört dazu. Wiederholt wurde der Orden von historischen Sitzen vertrieben und das ausschweifende Leben seiner Führung kritisiert. Er überlebte, führte seinen im 11. Jahrhundert vom heiligen Johannes initiierten Hospizauftrag weiter und fand, nach Vertreibung aus Malta durch Napoleon und einigen Irrfahrten, 1834 Aufnahme in Rom. Dank dem Vatikan.

Am Abend unseres Interviewtags sammelt der Schweizer Präsident in einer Charity-Veranstaltung Geld für das Malteser-Spital in Bethlehem. Das Spital ist ein Vorzeigeobjekt auf medizinisch neuestem Stand. Auch dank der erst 1961 gegründeten und vergleichsweise kleinen Schweizer Malteser-Assoziation und ihrer Idee, aussortiertes Krankenhausmaterial landesweit abzuholen und für das Spital zu recyceln. Das Bethlehem-Spital wiederum gehört zu Malteser International. Und dieses Hilfswerk wiederum ist eine Erfolgsidee des deutschen Ur-Hospitalliers und amtierenden Grosskanzlers Albrecht Freiherr von Boeselager. Sitz ist Köln am Rhein.

Die Deutsche Assoziation ist neben Frankreich und Grossbritannien die einflussreichste

und mächtigste. Sie stellt die meisten Mitglieder und stiftet das meiste Geld. Nach der Neuwurzelung in Rom war sie 1859 die erste gegründete Auslandsassoziation. Zusammen mit der Caritas betreibt sie Hilfsdienst, Akademie, Kommende, Magazine. Ein Wirtschaftsunternehmen, das sich wie alle Malteser in der Alten-, Kranken-, Sterbe-, neuerdings auch Flüchtlings- und Katastrophenhilfe engagiert. Seine Mitglieder stammen zumeist aus katholischem



Nostalgische Idealisierung:
«Allegoria dell'Ordine dei Cavalieri di Malta» (um 1650).

Adel. «Es gehört in vielen Familien dazu», erläutert Constantin Magnis und verweist auf die «steilen Adelsnachweise», die zu liefern sind, will man in der Hierarchie ganz nach oben. Auch wenn der Orden betont, Bürgerliche seien willkommen, bekleiden sie weder die wichtigsten Ämter, noch stellen sie die wichtigsten Titulare. Zumindest nicht im alten Europa. In den USA füllen Bürgerliche die hohen Ämter aus,

was Konflikte birgt. Ebenso die verschiedenen katholischen Strömungen, die zu Länder-Allianzen führen, die Wahlen in Rom sowie die Ausrichtung der Gottesdienste erschweren. Auf Latein oder in der Landessprache, mit Orgel- oder Gitarrenmusik – das sind Grundsatzfragen.

Bittere Premiere

Zurück zu den Reformen: 13 000 Ritter und Damen zählt der Orden. Frauen bekommen Verdienst- und Grosskreuze, werden Dame und Grande Dame, fehlen jedoch an Schnittstellen. Die Diplomatin Marie-Thérèse Pictet-Althann, Permanent Observer der Malteser bei den Vereinten Nationen, ist eine Ausnahme. «Was zählt, ist die Kompetenz», meint der Schweizer Malteserpräsident zur Frauenfrage, weiss aber nicht, seit wann und wie viele Damen es gibt. «Und wer nicht katholisch ist, kann den evangelischen Johannitern, der Schwesterorganisation, beitreten. Wir arbeiten Hand in Hand.» Ökumene wird in der Schweiz, aber nicht bei allen Maltesern grossgeschrieben.

Ist eine Arbeit unter dem achtzüngigen weissen Malteserkreuz für einen Kranken- oder Altenpfleger anders, als wenn er in einer nicht-konfessionellen Organisation arbeitete? «Es ist ein anderer Umgang miteinander», bejaht eine Verwaltungsangestellte die Frage. Sie besucht eine Fortbildung in der deutschen Kommende. «Ja, weil Nähe zählt», wiederholt ein Rettungsfahrer einen Malteser-Leitspruch. Vom Ringen an der Spitze wissen sie nichts. Es interessiert sie auch nicht. Sie arbeiten für das Unternehmen.

Franziskus' Machtwort ist eine bittere Premiere in der Ordensgeschichte. Die angestrebte Verfassungscharta wird die Malteser bleibend ver-

ändern. Doch der Souveräne Ritterorden ist auch «eine Geschichte der Niederlagen, aus denen immer wieder ein Aufbruch gelingen konnte, wenn sich die Ordensritter auf ihre ursprüngliche Aufgabe besonnen haben», schreibt Erich Prinz von Lobkowitz auf der deutschen Website. In diesem Sinn ist der päpstliche Eingriff Niederlage und Chance zugleich für ein Ankommen im 21. Jahrhundert.

Humor eines Sprachkünstlers

Massimo Rocchi habe sich im Schweizer Fernsehen nicht antisemitisch geäussert, befindet die Zürcher Staatsanwaltschaft. Das Antirassismugesetz gehört abgeschafft.

David Klein

Massimo Rocchi ist kein Antisemit. So steht es in der Einstellungsverfügung des Strafverfahrens wegen Rassen- diskriminierung gegen Rocchi, die der Zürcher Staatsanwalt Jürg Boll im Februar 2019 erliess, sechs Jahre nachdem 2013 mit meiner Anzeige gegen Rocchi das Verfahren in Gang gesetzt worden war.

Rocchi hatte in der SRF-Sendung «Sternstunde Philosophie» mit seiner Unterstellung, «der Jude» sei beim «jüdischen Humor» immer auf «Zinsen» aus, an denen er «verdienen will», das ultimative antisemitische Stereotyp des Geld- und Wucherjuden verbreitet, das seit Urzeiten als verleumderische Anklage gegen Juden missbraucht wird und Millionen jüdische Todesopfer forderte. Der Theologe Rolf Bossart schrieb damals in der *WoZ*: «Besser als Massimo Rocchi kann man nicht ausplaudern, worin das Spezifische im heutigen Antisemitismus besteht.»

Einspruch gegen Akteneinsicht

Warum befasse ich mich erst jetzt mit dieser Einstellungsverfügung? Grundsätzlich sind Einstellungsverfügungen – die schriftliche Begründung, weshalb ein Strafverfahren eingestellt wurde – für die Presse einsehbar. Doch gegen mein Akteneinsichtsgesuch, üblicherweise eine Formsache, erhob Rocchis Anwalt Linus Jaeggi Einspruch.

Dieser wurde von Christian Philipp, Leiter Rechtsdienst der Oberstaatsanwaltschaft Zürich, per Verfügung vom Januar 2020 gutgeheissen: Ich sei als «Angehöriger des jüdischen Glaubens» aufgrund Rocchis Äusserungen «negativ betroffen», und es sei «in Betracht zu ziehen», dass ich «nach Einsicht in besagte Einstellungsverfügung» versuchen würde, Rocchi medial «anzuprangern».

Gegen diese Verfügung legte ich Rekurs ein. Insgesamt dauerte der Rechtsstreit knapp zwei Jahre und endete mit einer krachenden Niederlage der Oberstaatsanwaltschaft. Das Urteil der Direktion der Justiz und des Innern vom November 2020 ist in seiner kompromisslosen Klarheit ein Lehrstück für jeden Rechtsstaat und dessen adäquaten Umgang mit einer freien Presse.

Von einer «Absage an jede Form geheimer Kabinettsjustiz» ist da zu lesen. Von der «Transparenz in der Rechtspflege», die als «wesentliches Element des Rechts auf ein faires Verfahren zu den Grundlagen eines demokratischen Rechtsstaats gehört». Dieser habe «sicherzustellen, dass sich Medien [...] über wichtige Bereiche der Justiztätigkeit ausreichend informieren können». Die Öffentlichkeit könne ihre «Aufgabe der demokratischen Kontrolle nur wahrnehmen, wenn ihr der Zugang zu den massgeblichen Informationen nicht erschwert wird und der Staat transparent



«Alle verstehen mich»: Komiker Rocchi.

agiert». Ausserdem sei der «Umgang der Justiz mit angeblicher Diskriminierung angesichts des Weltgeschehens und der damit eingehenden Sensibilisierung von grossem Interesse».

Bezüglich der Bedenken der Oberstaatsanwaltschaft, ich könnte versuchen, Rocchi «anzuprangern», kommt die Direktion der Justiz und des Innern zum Schluss, dass, «auch wenn dem so wäre», eine Ablehnung meines Einsichtsgesuchs «keine weitere Berichterstattung» über Rocchi «ausschliessen» würde. Es sei «sogar davon auszugehen, dass solch eine Ablehnung in der Öffentlichkeit Fragen aufwerfen werde».

«Als Person der Öffentlichkeit» habe Rocchi «mit Berichterstattungen über seine Person zu rechnen». Es sei deshalb «nicht angezeigt, die

Entscheidöffentlichkeit aufgrund des Bekanntheitsgrads des Betroffenen auszuschliessen».

Nur ein Missverständnis?

Für Rocchis Anwalt Jaeggi war alles ein Missverständnis. Sein Mandant sei «italienischer Muttersprache», weshalb er sich durch seine «grammatikalisch falschen und schwer verständlichen Sätze nicht korrekt auszudrücken vermochte». Ausserdem habe Rocchi im «inhaltlich anspruchsvollen» Gespräch «den Moderator falsch verstanden». Diese Argumentation ist an Absurdität schwer zu überbieten, was vermutlich der Grund war, weshalb Rocchi die Einstellung des Strafverfahrens gegen ihn nicht öffentlich machte und sein Anwalt mir Bolls Einstellungsverfügung vorenthalten wollte.

Der in den Medien als «Sprachkünstler» gefeierte Rocchi lebt seit fast vierzig Jahren in der Schweiz. Er rühmt sich der «Sprachakrobatik» und performt seine selbstgeschriebenen Bühnenprogramme – die auf dem vieldeutigen Spiel mit der Sprache basieren – in perfektem Deutsch, Italienisch und Französisch. Er ist mehrfacher Kulturpreisträger, Autor, Coach sowie Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg. Neben eigenen Programmen inszeniert der «Lieblingsitaliener der Schweiz» an renommierten Theatern im In- und Ausland. Rocchi: «Ich kann in der Schweiz mit drei Sprachen auftreten, und alle verstehen mich.»

Alle, ausser Staatsanwalt Boll. Diesem «erscheint» es «glaubwürdig», dass sich in der «Schnelle der Sendung» mit dem Wort «Zinsen» eine «nicht gewollte Übersetzung einschlich». Rocchi hätte mit «der Jude» auch nicht «eine jüdische Person», sondern «eine fiktive jüdische Figur» gemeint. «Von einer Herabsetzung der Menschenwürde» könne «keine Rede sein».

Bolls Nonchalance macht Rocchis öffentliche und vorsätzliche Tirade («ich entschuldige mich, aber ich sage das») salonfähig. Und regt zur Nachahmung an: Straffreiheit ist praktisch garantiert.

Ein Antirassismugesetz, das solche Fehlurteile zeitigt, gehört abgeschafft.

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Das teuerste Haus Hollywoods, «The One» (500 Millionen Dollar), kostet nur noch fast die Hälfte: 299 Millionen. Der Oscar-Hype im Januar ist ein seufzendes Geflüster. Und die Golden Globes wurden per Twitter verliehen. Götterdämmerung in Hollywood? Haben Netflix und Co. gewonnen? Nur die «Polo Lounge» im «Beverly Hills Hotel» brummt noch – mit 150 Reservierungen pro Tag. Ein alter Produzent stöhnt: «Das TV hat gewonnen!» Wirklich?

Die Pandemie war ein Booster für das gestreamte Heimkino. Die Welt guckt Filme auf Handys, iPads, Laptops und Mega-Screens. Top-Hits: die Action-Komödie «Red Notice» (160 Millionen Streaming-Fans) mit Muskel-Ikone Dwayne Johnson (Netflix) und der Teenie-Mythos «Spider-Man» (1,5 Millionen Dollar in der Kinokasse!).

Ein Spass für grosse Kinder: Die Hälfte der US-Kino-Fans kauft keine Tickets mehr. 8 Prozent sagen, sie werden nie mehr ins Kino gehen. Selbst Hollywoodkönig Steven Spielberg, jetzt 75, hat sich mit «West Side Story» einen Kino-Flop geschenkt – nur 53 Millionen Dollar Kasse weltweit (trotz positivem 93-Prozent-Rating bei Rotten Tomatoes).

Die Golden Globes, die lustigste Party Hollywoods, endet als Pool-Imbiss ohne Stars im «Beverly Hilton». Früher gab's zehn After-Show-Partys, und auf der Toilette traf man Brad Pitt und Rupert Murdoch. NBC cancelte die TV-Show.

Heute werden die Globes getwittert. Die Gewinner: der Endzeit-Western «The Power of the Dog» mit Benedict Cumberbatch (Netflix) und «West Side Story». Stars? Nicole Kidman in «Being the Ricardos» (Netflix) und Will Smith in «King Richard» (HBO).

Früher waren die beschwipsten Globes das Sprungbrett zu den Oscars. Aber wie werden die Oscars 2022? Es wird sie geben: am 27. März. Die Nominierungen gibt's am 8. Februar. Aber schon der letzte Corona-Oscar war eine Glamour-Tragödie (nur 10 Millionen US-TV-Fans).

Die Oscars sind die Nobelpreise des Kinos. Aber gibt es sie noch, die Filme des grossen Kinos? Soll die Camping-Saga «Nomadland» (drei Oscars) wirklich der beste Film des letzten Jahres gewesen sein? Lohnt das die Expedition mit Maske ins Kino? Wenn nicht mal mehr Spielberg lockt?

Gewinnt «Twilight»-Star Kristen Stewart, 31, den Oscar für ihre Psycho-Tragödie als seelisch gefolterte Lady Diana in «Spencer»? Die Kritiken sind Hymnen – «Die Gefangene im House of Windsor» (*New York Times*). Das ist nicht das brillante «The Crown» (Netflix), sondern das Weihnachtsschloss als Horrorlabyrinth – übrigens im deutschen Schloss Nordkirchen bei Münster gedreht. Kristen Stewart ist keine Chanel-Diana-Kopie, sondern ein sich selbst quälendes Seelen-Double. Faszinierend erschreckend. Die Prinzessin im goldenen Kerker.

Kristen Stewart verkörpert das neue Hollywood: Sie ist bisexuell, verlobt mit einem

Mann, durchquert Los Angeles in einem schwarzen Minibus und hat das Golfspielen für sich entdeckt. Sie will das feministische Sex-Kultbuch «The Chronology of Water» verfilmen – als Regisseurin. Ich habe sie noch als «Twilight»-Vampir-Liebe kennengelernt – sie trug das weisse Trikot der deutschen Nationalelf. Zudem ist sie Markenbotschafterin von Chanel und hat «L.A.» auf dem Arm tätowiert – als Liebeserklärung an Hollywood. Diverser geht nicht.

Und was gibt es sonst noch am Sunset Boulevard?

Sylvester Stallone («Rocky», «Rambo») ist 75 geworden und nach Florida gezogen, um mehr zu malen. Ein älterer Oscar-Star verriet mir mal das Geheimnis der L.-A.-Flucht nach Miami: «Ich kann die untergehende Sonne von Malibu nicht mehr ertragen! Untergehen tu ich selber!»

Mode-Ikone Tom Ford ist sechzig geworden, trinkt nicht mehr und steht morgens um 5.30 Uhr auf. Eiskaffee zum Wachwerden und Kohlehydrate zum Frühstück.

Die tolle Jennifer Lawrence, 31, ist schwanger und brilliert in der Weltuntergangssatire «Don't Look Up» (natürlich Netflix) mit Leonardo DiCaprio, 47.

Alle schwärmen von Denzel Washington, 67, in der Schwarzweiss-Tragödie «Macbeth» (auf Apple TV+).

Hollywood erwacht 2022 mit einem Corona-Hangover.

Show seines Lebens

Er misst nur gerade 120 Zentimeter. Doch kleinmachen lässt er sich nicht. Schauspieler Peter Brownbill hat sein Handicap zum Trumpf gemacht.

Thomas Renggli

Kloten

Fester Händedruck, klarer Blick, charmantes Lächeln. Peter Brownbill setzt sich an die Stirnseite des grossen Tisches im improvisierten Büro- und Administrationsbereich des Winterzirkus Salto Natale. Die Kostümschneiderin möchte ihn eigentlich zur Anprobe aufbieten. Doch Brownbill hat keine Zeit. Ein Medientermin reiht sich an diesem Donnerstag in Kloten an den anderen.

Brownbill ist die Hauptfigur der zweieinhalbstündigen Aufführung und liefert quasi den roten Faden durch das Programm. Er strandet als Verstossener beim Zirkus, verschafft sich dann mehr und mehr Respekt; und steigt am Schluss in den Rang des Direktors auf. Die Geschichte ist frei erfunden – und trotzdem klingt sie wie eine Metapher für das Leben von Peter Brownbill. Der 53-jährige Deutsche aus Dortmund ist 120 Zentimeter gross. Pseudoachondroplasie nennt sich sein Leiden – eine angeborene Kleinwüchsigkeit. «Ich bin ein ganz normaler Mensch; nur etwas kürzer als die meisten anderen», sagt er über sich.

Anlass des Treffens mit dem Artisten ist das Zirkusprogramm von Rolf Knie. Doch Brownbill erzählt nicht nur von seinem Engagement, sondern auch offen von seinem schwierigen Lebensweg. Ins Showgeschäft kam er erst mit 41. Davor hatte er in einem konventionellen Beruf gearbeitet. «Verwaltungsfachangestellter» schimpfte sich das, sagt er lächelnd, «bei der Stadtverwaltung in Dortmund».

«Haufenweise Vorurteile»

Die Stadt im Ruhrgebiet mit dem berühmten Fussballklub ist die Heimat von Brownbill. Als Kind sei er oft auf dem Velo mit der Fahne zum Stadion hochgefahren und habe davon geträumt, die grossen Spiele zu kommentieren. Doch seine Mutter habe ihn darauf hingewiesen, dass dies ohne Abitur wohl nichts werde. Und für höhere schulische Weihen kam der junge Mann nicht in Frage – nicht weil es sein Intellekt verhindert hätte, sondern weil er aufgrund seiner physischen Beeinträchtigung einer Schule für Körperbehinderte zugewiesen



Eine gute Wendung: Komiker Brownbill.

wurde. Und weil dort nach eingeschränktem Lehrplan unterrichtet wurde, fehlte ihm schlicht die Möglichkeit, einen höheren Abschluss zu machen: «Von Dingen wie Algebra oder Mengenlehre hörte ich erst, als es für die entsprechende Ausbildung schon zu spät war.»

Dabei war beim Eintrittstest für die Sonderschule bei Brownbill ein IQ von 140 festgestellt worden – was für herausragende geistige Fähigkeiten spricht. Es sei die absurde Situation entstanden, dass er für dieses Bildungsinstitut eigentlich überqualifiziert war. Und weil das Lehrpersonal damit überfordert war, sei er in eine höhere Klasse eingeteilt worden: «Als Neunjähriger sass ich mit bis zu fünf Jahre älteren Schülern im Unterricht. Es war alles gut gemeint, aber letztlich lief vieles schief», sagt er rückblickend.

Da ihn mit seinen schulischen Zeugnissen keine Bank oder Versicherung der Welt eingestellt hätte, blieb der öffentliche Dienst als Ausweg. Heute habe sich der Umgang mit handicaperten Menschen zwar gebessert, die Gesellschaft sei offener geworden. Doch nicht überall folgen den Worten auch Taten: «Es wird viel über Integration geredet, aber noch immer gibt es haufenweise Vorurteile – und Firmen, die keine Menschen mit Beeinträchtigung einstellen. Und so werden wir quasi von der Öffentlichkeit ferngehalten.»

Ein Mensch im Rollstuhl hinter einer Bäckertheke beispielsweise sei undenkbar, weil viele Einrichtungen genormt sind. So werden Menschen mit Behinderung automatisch isoliert. Dabei wäre es gar nicht nötig, denkt Brownbill: «Weshalb könnte ich keinen Linienbus fahren?»

Ein Auto habe ich schliesslich auch. Aber man muss halt abnehmbare Pedalen einbauen. Das ist vielen Unternehmen zu umständlich.»

Als Peter Brownbill am 17. April 1968 geboren wurde, ahnten seine Eltern noch nicht, dass mit ihrem Sohn etwas nicht stimmt. Erst als er mit zwei Jahren nicht begonnen habe zu gehen, habe man einen Arzt konsultiert. Er selber habe im Alter von fünf Jahren bemerkt, dass er anders ist als die anderen Kinder: «Meine Eltern liessen mich nicht in den Kindergarten. Vermutlich wollten sie mich beschützen.»

Brownbill, der seit 27 Jahren mit seiner (normalgrossen) Ehefrau Anke zusammen ist, mag sich nicht darüber beklagen, dass er in der ersten Phase seines Lebens keine echte Chance erhalten hatte. Aber als er mit 41 Jahren feststellte, dass sein weiterer Lebensweg vorgezeichnet war, dass er seine Wohnung und sein Auto bezahlen konnte, dass er für seine Familie aufkommen konnte und dass er mit 65 Jahren mit einer festgesetzten Rente in Pension gehen könne und dann vielleicht noch

«Wenn Kinder auf der Strasse mit dem Finger auf dich zeigen, ist das kein schönes Gefühl.»

fünfzehn Jahre zu leben habe, entschied er sich zu einem radikalen Neuanfang. «Ich realisierte, dass mein Handicap auch mein Vorteil und mein Alleinstellungsmerkmal ist.» Die meisten Menschen hätten mit vierzig Jahren wohl keine Möglichkeit mehr, als Schauspieler engagiert zu werden. Er habe aber im Showgeschäft eine realistische Chance gesehen – zu Recht. Innerhalb einer Woche fand er eine Komparsen-Rolle: «Als Wasserleiche, die aus dem Fluss gezogen wurde», wie er amüsiert erzählt.

Der Schritt in die Öffentlichkeit sei auch der Moment gewesen, in dem er den Weg zu sich selber gefunden habe: «Zuvor wies ich das Thema meiner Kleinwüchsigkeit von mir. Ich verleugnete es.» Dabei sei es allgegenwärtig gewesen: «Wenn Kinder auf der Strasse mit dem Finger auf dich zeigen, <Liliputaner> oder <Zwerg> zu dir sagen – oder sich nach dir umdrehen, ist das kein schönes Gefühl.»

So sei die erste Filmrolle auch ein Test gewesen, ob er es aushalte, vor einer Kamera und mit vielen anderen Personen auf dem Set zu stehen. Er hielt es aus – und entdeckte eine neue Passion. Über Workshops bildete er sich als Schauspieler weiter, nahm auch unbezahlte Rollen an, setzte auf das Prinzip «Learning by Doing». Und er liess sich als Türsteher in der ersten Burlesque-Bar Deutschlands einstellen – auf der Reeperbahn in Hamburg. Das sei für ihn ebenfalls wie eine Rolle gewesen: «So lernte ich, mich in der Öffentlichkeit zu präsentieren und zu mir selber zu stehen. Das war quasi mein Coming-out.»

Mit Rolf Knie kam Brownbill vor rund zweieinhalb Jahren in Kontakt, als der Zirkusunternehmer und Kunstmaler einen kleinwüchsigen Darsteller für das Musical zum 100-Jahr-Jubiläum des Circus Knie suchte. Die beiden fanden sofort zueinander – auch weil Knie im Zirkus schon als Kind mit Kleinwüchsigen Kontakt hatte. Brownbill sagt: «Wenn mich Rolf als Liliputaner bezeichnet, ist es liebevoll gemeint. Wenn es jemand anderer sagt, kann es eine Beleidigung sein.» Der Ton mache die Musik. Grundsätzlich sei es heute schwer, immer die politische Korrektheit zu wahren: «Darf ich noch ein Zigeunersteak bestellen oder einen Mohrenkopf kaufen? Das Leben ist kompliziert geworden.»

Behinderung als Geschäftsmodell

Doch für Peter Brownbill nahm es eine gute Wende. Vor 26 Jahren kam Sohn Jonas zur Welt. Die Familienplanung sei allerdings ein sehr schwieriges Thema gewesen. Seine Frau und er seien ans Genforschungsinstitut gelangt – wo ihnen von einem Kind abgeraten wurde. «Die Chancen, dass unser Baby mit einer Behinderung auf die Welt kommen würde, lagen bei 50 Prozent.» Seine Frau habe geweint, denn sie wollte unbedingt ein Kind; er aber sei dagegen gewesen. Letztlich setzte sich die Ehefrau durch – glücklicherweise: Sohn Jonas ist stolze 180 Zentimeter gross: «Er fällt total aus der Reihe, aber er ist mir wie aus dem Gesicht geschnitten», erzählt Brownbill lachend.

Beruflich hat er seine «Behinderung» längst zum erfolgreichen Geschäftsmodell gemacht. Er betreibt eine Künstleragentur für kleinwüchsige Menschen, kreierte unter anderem das Comedy-Programm «Zwergenaufstand», spielte in Produktionen wie «Dr. Klein» oder «Schneewittchen und die sieben Zwerge» mit. Und vor allem freut er sich, dass er in diesen Tagen den Menschen im Zirkus Salto Natale ein Lächeln aufs Gesicht zaubern kann. Brownbill sagt: «Früher wechselte ich die Strassenseite, wenn ich einen anderen Kleinwüchsigen sah. Ich konnte mein Spiegelbild nicht ertragen.» Heute hat sich das geändert: «Ich bin mit mir und mit meinem Aussehen im Reinen.» Vor allem ist Peter Brownbill eine beeindruckende Persönlichkeit – eine grosse Persönlichkeit.



INSIDE WASHINGTON Ein dicker Hund

Einem rechten Politiker hätte dies eine Sperrung durch Social Media eingetragen. Doch im Pandemiekrieg gegen die bürgerlichen Freiheitsrechte ist alles erlaubt.

Letzte Woche wartete die Supreme-Court-Richterin Sonia Sotomayor mit einem dicken Hund auf, einem besonders übelriechenden dazu. Während der scharf beobachteten Debatte am höchsten Gericht über Präsident Joe Bidens einseitige Impfbeschlüsse behauptete Sotomayor hartnäckig, die Omikron-Variante sei «so tödlich und hat auf Ungeimpfte so schlimme Auswirkungen wie die Delta-Variante».

Die linke Juristin führte gar die Kinder ins Feld, um Bidens möglicherweise verfassungswidrige, von der Regierung vorgeschriebene Bevormundung privat angestellter Erwachsener zu verteidigen: «Wir haben, was wir noch nie gehabt haben, über 100 000 Kinder in besorgniserregendem Zustand, und viele müssen künstlich beatmet werden.» Laut dem Faktenüberprüfer der *Washington Post* lag sie damit «völlig falsch». Die von ihr angegebene Zahl liege «zwanzigmal höher als die Realität».

In einer Rede 2001 an der juristischen Fakultät der University of California, Berkeley, hatte die Frau, die an den Universitäten Yale und Princeton studiert hat, gemeint: «Ich wünschte mir, dass eine weise Latina dank ihrer reichen Erfahrung öfter als nicht zu besseren Schlüssen käme als ein weisser Mann, der dieses Leben nicht gelebt hat.»

Nun, da wir ins dritte Jahr der Pandemiepanik eintreten, wünschten sich viele erschöpfte Amerikaner, dass eine Supreme-Court-Richterin, die über die ausserordentliche Macht verfügt, die von der Verfassung garantierten Rechte mitzubestimmen, keine schlampigen Statistiken verwendete, um zweifelhafte Beschlüsse zu stützen.

Amy Holmes

Wunder von Davos

Der HCD ist der letzte verbliebene Profi-Eishockey-Club in den Alpen. Was steckt hinter dieser einmaligen Erfolgsgeschichte?

Daniel Derungs

Tourismus und Elite-Internate brachten während der Belle Epoque das Eishockey in die Schweiz. Die Natureisfelder befanden sich im Alpenraum, vor allem im Waadtland, Berner Oberland und in Graubünden. Die Spieler waren wohlhabende Ausländer. Eine Ausnahme war der anglophile Davoser Zahnarzt Paul Müller, der in diesem Sozialmilieu Eishockeyspielen lernte und so begeistert war, dass er den neuen Sport unter den Einheimischen etablieren wollte. Er gründete 1921 den HC Davos (HCD), bei dem fortan die Bündner Jugend den Ton angab.

Mit ungestümem Offensivspiel überflügelte der HCD den Kantonsrivalen EHC St. Moritz und die Westschweizer Platzhirsche HC Rosey Gstaad und HC Château d'Oex. Auf den ersten Schweizer Meistertitel 1926 folgten bis 1950 zwanzig weitere. In einer Parallelgesellschaft *avant la lettre* wurde auf Schweizer Natureisfeldern bis 1933 eine internationale Meisterschaft ausgetragen, in der im Gegensatz zur nationalen Meisterschaft der Ausländeranteil nicht kontingentiert war. Die Davoser liessen in dieser Liga genau so wenig anbrennen wie in Länderspielen. Die Nationalmannschaft war deckungsgleich mit dem HCD, und sie wurde, wie bereits neun Jahre zuvor, an der Weltmeisterschaft 1935 in Davos Europameister.

Weltstädtischer Glamour

Der 1923 gegründete Spengler Cup brachte mit Oxford, Cambridge, London, Berlin, Wien, Prag, Paris, München, Mailand et cetera die Crème de la Crème des europäischen Eishockeys und weltstädtischen Glamour ins Landwassertal. Gegeneinladungen folgten, der Kurverein unterstützte die Auslandsreisen des HCD, da die Spieler Werbeträger für die Marke Davos waren. Dienten die Schweizer Grossstädte bei diesen Expeditionen bloss als Durchgangsbahnhöfe, nahm sie der HCD ab 1930 als Konkurrenz wahr.

Die Dolder-Kunsteisbahn über der Stadt Zürich war die erste des Landes, weitere in Bern, Basel und Lausanne folgten. In den europäischen Metropolen gastierte der HCD in gedeckten Kunsteispalästen und erkannte daher den Standortvorteil, wenn der Sport nicht den Launen des Wetters ausgeliefert war. Der 1930 gegründete Zürcher Schlittschuhclub (ZSC), für den grösstenteils zugezogene Bündner spielten, forderte während zweier Jahrzehnte den HCD heraus und musste sich mit der Rolle des ewigen Zweiten abfinden.

Der «ni-Sturm», die erste Angriffsformation um Bibi Torriani, Hans Cattini und «Pic» Cattini, coachte den HCD von 1932 bis 1946 in Eigenregie. Den Feinschliff erhielten die zu Nationalhelden avancierten Sportler vom kanadischen Trainer Bobby Bell, der für damals sagenhafte 2000 Franken Monatslohn von 1928 bis 1932 in Davos wirkte, nach Zürich und Berlin weiterzog und 1940 auf der versuchten Heimkehr nach Kanada in Frankreich für einen deutschen Spion gehalten und hingerichtet wurde.

Trotz des Krieges führten Auslandsreisen den HCD nach Mailand, Berlin und Stockholm. Bereits 1945 wurde der Spengler Cup wieder als internationales Turnier ausgetragen, und im Folgejahr spielte der HCD in England sowie in Garmisch-Partenkirchen gegen alliierte Armeemannschaften. Die internationalen Sportkontakte sind ein Erfolgsrezept des HCD. Das

Ende der Erfolgsserie ab 1950 konnten sie aber nicht aufhalten. Neuer Dominator wurde wider Erwarten nicht ein Stadtklub, sondern der EHC Arosa, der wie der HCD auf Natureis spielte.

Mit dem Festhalten am Amateurprinzip verpasste der HCD den Sprung in die Moderne, stieg 1969 in die NLB ab und steckte ein Jahrzehnt dort fest. Dank des Spengler Cups blieb Davos auf der Landkarte des Welteishockeys. Die Unterstützer der ersten Stunde, der Kurverein und die Gemeinde, hielten dem HCD die Stange.

Erinnerungen an die Torriani-Ära

Pünktlich zum Wiederaufstieg durfte der HCD das architektonisch schöne Eisstadion einweihen, und die Zuschauerzahlen stiegen in Ligaspielen und am Spengler Cup rasant. Unter OK-Präsident Alfred Gfeller überschritt das Traditionsturnier in den 1980er Jahren die Gewinnschwelle, unter Fredi Pargäzti wurde es im folgenden Jahrzehnt zur Geldmaschine. Nach dem Absturz bis in die 1. Liga ermöglichten die Spengler-Cup-Gelder, dass ab 1993 in Davos Berufseishockey in der NLA gespielt wurde.

Dank Trainer Arno Del Curto wurde Davos zum Sehnsuchtsort für die talentiertesten Eishockeyspieler. Die vielen Meistertitel weckten Erinnerungen an die Torriani-Ära. Ein harter Kern von Schweizer Spielern, die dem Klub über ein Jahrzehnt treu blieben, machten den Unterschied gegenüber den Stadtklubs aus. Diese jungen Wilden schätzten den Kurort

als Party-Mekka, wo mit Eskapaden diskret umgegangen wird. Donatoren wie der Kristall Club, der sich grösstenteils aus Unterländern mit Davoser Feriendomizil zusammensetzt, sicherten die finanzielle Basis für die sportlichen Höhenflüge. Die Covid-19-bedingten Spengler-Cup-Absagen stellen den Status des HCD als letzter Bergklub in Frage.



Ungestümes Offensivspiel: HC Davos, 1935.

Daniel Derungs: HCD 1921–2021. Die Geschichte des Hockey Clubs Davos. Chronos. 312 S., Fr. 52.90

BRIEF AUS KAPPADOKIEN

Hasim Yildiz



Ich schreibe Ihnen aus Kappadokien in Zentralanatolien. Vielleicht kennt der eine oder andere von Ihnen die Felsbauten, die seit 1985 ein Unesco-Weltkulturerbe sind. Obwohl wir hier also in einem felsigen Gebiet leben, habe ich zunehmend das Gefühl, auf sehr wackligem Boden zu stehen. In der Türkei scheint auf nichts mehr Verlass zu sein.

Im Alltag ist es in erster Linie die galopierende Inflation, die diesen Eindruck erzeugt. In den letzten Monaten hat die türkische Lira 60 Prozent an Wert verloren. Die Preise schiessen in die Höhe, und zwar nicht nur diejenigen für Lebensmittel. Als ich in der letzten Woche mit dem Taxi in die Stadt fuhr, erzählte der Fahrer, dass er für einen Sack Zement, der einen Monat zuvor noch 27 Lira kostete, inzwischen 60 Lira bezahlen müsse.

Früher, als die Türkei noch eine weitgehend bäuerliche Gesellschaft war, konnte man mit diesem Problem besser fertigwerden. In den 1980ern und 1990ern hatten die meisten von uns ein Stück Land und waren Selbstversorger. Heute, da 93 Prozent der Bevölkerung in Städten leben, ist fast jeder von steigenden Lebensmittelpreisen betroffen.

Unser Leben ist auf einmal viel unsicherer geworden. Als Präsident Recep Tayyip Erdogan vor zwanzig Jahren an die Macht kam, hatten wir keine ratenfinanzierten Autos oder Fernseher oder drückenden Hypotheken. Die wunderbaren finanziellen Möglichkeiten, die sich uns boten, erfüllen die meisten einfachen Leute inzwischen mit grosser Sorge.

Nur auf die Einnahmen aus dem Tourismus ist Verlass. Während die meisten europäischen Länder in den Lockdown gingen, blieb die Türkei geöffnet. Wir brauchten die Devisen. Das war wichtiger als jede Corona-Sicherheit. Aber die Europäer kommen aus politischen Gründen nicht mehr so gern in die Türkei. Ihren Platz haben reiche Touristen aus muslimischen Ländern wie Indonesien und Malaysia eingenommen.

Als Erdogan an die Macht kam, war alles anders. Ihn hatten nicht nur konservativ-religiöse Türken auf dem Land gewählt. Nach den Egoismen seiner Vorgänger brachte er frischen

Als die europäischen Länder in den Lockdown gingen, blieb die Türkei geöffnet. Wir brauchten die Devisen.

Wind in die Politik. In den ersten zehn Jahren erlebten wir einen deutlichen Wohlstandsschub.

Heute ist die Türkei nicht wiederzuerkennen. Ich weiss nicht, wie Erdogan, faire Wahlen vorausgesetzt, im Jahr 2023 wiedergewählt werden will. Wie man bei uns sagt: «Ein leerer Bauch überstimmt die Religion.» Keine Frage, die Regierung ist inzwischen äusserst unbeliebt. Korruption ist ein grosses Thema.

Die Leute munkeln, Erdogan habe 40 Milliarden Dollar auf ausländischen Konten geparkt, manche sprechen von 700 Milliarden. Früher haben die Leute einfach mit den Schultern gezuckt und gesagt: «Die Regierung stiehlt und arbeitet.» Heute sagen sie, dass die Regierung nur noch stiehlt.

Politisch ist alles unsicher. Wird Erdogan überhaupt freie Wahlen zulassen? Früher garantierte die Armee die Verfassung, bewahrte uns vor Extremisten linker oder rechter Couleur. Davon kann keine Rede mehr sein. Gemeinsam mit seinem einstigen Weggefährten und heutigen Erzfeind im Exil, Fethullah Gülen, hat Erdogan die Armee entmachtet. Die säkularen Kontrollinstanzen, 1925 von Atatürk eingeführt, existieren nicht mehr.

Sollte es im nächsten Jahr freie Präsidentschaftswahlen geben, dürfte der Chef der wichtigsten Oppositionspartei, CHP (Republikanische Volkspartei), kaum den Sieg erringen. Favoriten sind die Bürgermeister von Istanbul und Ankara. Erdogans politischer Aufstieg begann zwar in Istanbul, aber heute ist seine Partei dort in der Opposition.

Mein Favorit ist Meral Aksener, Gründerin und Vorsitzende der İyi Parti (Gute Partei). Viele sehen in ihr eine Art eiserne Lady, eine türkische Margaret Thatcher. Aber sie ist einfühlend und vertritt keine extremistischen Positionen. Ich beklage die tiefen Zerwürfnisse in unserer Gesellschaft, die dazu führen, dass ich, ein liberaler Kritiker von Erdogan, einen Konflikt mit meinem Vater habe, der fest an der Seite der herrschenden Partei steht. Ich werde meine Stimme daher Meral geben und von einer besseren Zukunft für unser Land träumen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Hasim Yildiz ist ein Pseudonym. Der Autor ist Akademiker in Kappadokien. Aus Sicherheitsgründen möchte er seinen richtigen Namen, welcher der Redaktion bekannt ist, nicht preisgeben.

Der grosse Reset muss warten

Dieser Tage hätte das WEF stattfinden sollen. Wird jemand den Elite-Anlass vermissen? Oder nützen die Utopien von Davos nur den Teilnehmern um Klaus Schwab?

Claude Cueni

Ich bin kein Marketingmann in eigener Sache, sondern – wenn Sie so wollen – eine asoziale Figur», kokettierte der Gründer des World Economic Forum (WEF), Klaus Schwab, 83, im Gespräch mit seinem Biografen Jürgen Dunsch. Der deutsche Professor Schwab, der sich gerne in der Pose des Messias inszeniert, sagt Sätze wie: «Ich verbringe nicht gerne Zeit mit Menschen, die mich geistig nicht weiterbringen.» Besonders schätzt er die Gespräche mit der «grossen Führungspersönlichkeit» Prinz Charles, einem seit Geburt steuerfinanzierten Privatier, der das Klima retten will. Innerhalb und ausserhalb der Familie.

1971 veranstaltete Klaus Schwab mit seiner Frau Hilde ein Management-Symposium in Davos. Es kamen 440 Teilnehmer. Fünfzig Jahre später waren es bereits 3000, darunter Staatsoberhäupter, Wissenschaftler, die Schwergewichte aus Finanz und Wirtschaft, und Weltstars aus der Unterhaltungsindustrie. Soziologieprofessor Jean Ziegler, 87, ärgert sich: «Ihm gelingt es, mit seinem WEF-Zirkus, der nichts anderes ist als heisse Luft, ein Millionenvermögen zu machen.»

Der Umsatz von Schwabs steuerbegünstigter Stiftung überstieg vor der Pandemie die 300-Millionen-Grenze, mittlerweile beschäftigt das im Kanton Genf domizilierte World Economic Forum 700 Vollzeitmitarbeiter aus über achtzig Nationen. Industrie- und strategische Partner bezahlen für eine Teilnahme an den Initiativen des Forums zwischen 250 000 und 500 000 Schweizer Franken. Seit 2015 ist das WEF in der Schweiz als gemeinnützige internationale Organisation anerkannt und hat somit die gleichen Privilegien wie das Rote Kreuz.

Was verdient Schwab mit seinem Business, das er unter dem Label «Weltenrettung» betreibt? Als Vorsitzender des Stiftungsrates und Präsident der Stiftungsleitung in Personalunion zahlt er sich ein Jahressalär von rund 800 000 Schweizer Franken aus. Im Vergleich zu seinen illustren Gästen ein eher bescheidenes Einkommen. Doch Schwabs Datingplattform für die Weltelite ist heute eine gutgeölte, Bundessteuer-befreite Geldmaschine.

Die Einnahmen gehen an Schwabs Stiftung, die Ausgaben für die Sicherheitsmassnahmen in Davos werden hingegen dem Schweizer Steuerzahler aufgebürdet: 45 Millionen Franken (2020). Das WEF, das über Reserven von über 300 Millionen Franken verfügt, beteiligte sich bisher lediglich mit rund 2 Millionen. Schwab rechtfertigt die Kostenaufteilung mit der Bedeutung des WEF für die Welt. Er erwähnt Erfolge wie das Davoser Abkommen zwischen der Türkei und Griechenland. Er habe es persönlich ein-

Schwabs Datingplattform für die Weltelite ist eine gutgeölte, Bundessteuer-befreite Geldmaschine.

gefädelt und damit einen Krieg verhindert. Manchmal sagt er auch: «Eigentlich ist es [das WEF] ein grosses Familientreffen.» Das Motto bleibt gleich: «Improving the state of the world» – den Zustand der Welt verbessern. Nicht mehr und nicht weniger.

«The world is not enough»

In der Öffentlichkeit wirkt Klaus Schwab stets etwas steif und schüchtern. Aber das täuscht. Sein Ego kennt keine Grenzen. Es ist so gross, dass er sich mit fremden Federn schmücken muss. Unverdrossen behauptet er, Urheber der Stakeholder-Theorie zu sein. Diese wurde jedoch bereits 1963 am amerikanischen Stanford

Research Institute entwickelt. Angesichts der in der Tat eindrücklichen unternehmerischen Leistung hat er das nicht nötig, aber «The world is not enough».

Ein früherer WEF-Manager schildert, wie Schwab interne Diskussionen abwürgt: «Ich weiss, ich habe recht. Die Frage ist nur, wann.» Folgerichtig ist sein Forum kein Ort für reale Debatten. Wer unfehlbar ist, braucht keine *second opinion*. Wenn in der römischen Antike ein siegreicher Feldherr im Streitwagen über das Forum zum Capitol fuhr, hatte er stets einen Sklaven dabei, der ihm zuflüsterte: «Bedenke, dass du nur ein Mensch bist.» Auf Klaus Schwabs Triumphwagen hat es nur Platz für Klaus Schwab.

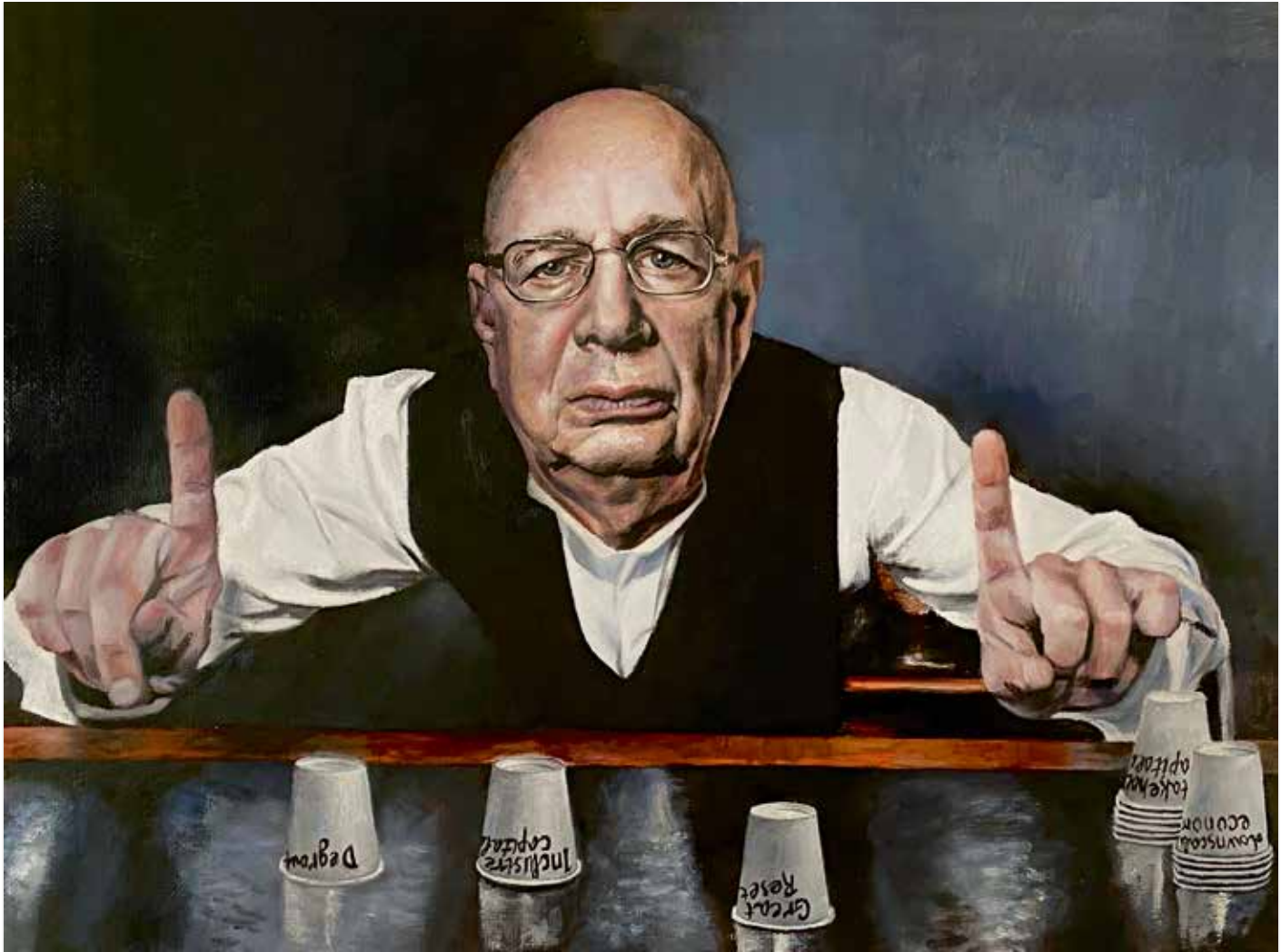
Er beteuert, dass am Weltwirtschaftsforum auch kritische Stimmen Platz haben. Das gilt jedoch nur für Gäste, die untereinander kontroverse Meinungen austauschen. Wer hingegen das WEF kritisiert, erhält keinen Zugang, wer kritisch berichtet, wird nicht akkreditiert. Wiederholt machte die Zürcher *Wochenzeitung* (Woz) diese Erfahrung. Bemerkenswerter war jedoch die schriftliche Begründung: Das WEF bevorzuge jene Medien, mit denen es auch das Jahr über «zusammenarbeite». Eine WEF-Variante von *embedded journalism*? Hofberichterstattung wird mit Einladungen ans Weltwirtschaftsforum belohnt.

Seit 1998 residiert das WEF in einem futuristisch anmutenden Gebäudekomplex hoch über dem Genfersee. Wenn Besucher den Firmensitz besuchen, sehen sie als Erstes neben dem Eingang ein Ölgemälde mit dem Konterfei von Klaus Schwab. Das erinnert an den Personenkult vergangener Zeiten.

Doch das WEF hat sein Hauptquartier nicht in Peking, sondern in Coligny, einer der teuersten Gemeinden der Schweiz. Für einen Quadratmeter Bauland bezahlt man bis zu 38 000 Schweizer Franken. Schwab überblickt von seinem lichtdurchfluteten Büro aus die malerische Landschaft der Schweizer Riviera. Je höher die Teppichetage, desto kleiner und unbedeutender erscheinen die Menschen unten auf den Strassen.



„Dann will ich Sie doch mal nach draussen befördern, weil ich nichts von Ihnen halte.“



«Ich weiss, ich habe recht. Die Frage ist nur, wann»: WEF-Chef Schwab in einer Darstellung der kanadischen Künstlerin Maria Petroff.

Schwab ist ein Kind der Teppichetage, das in einem eigenen Universum aufwuchs. Sein Vater war kaufmännischer Direktor des Zürcher Maschinenbauers Escher Wyss (seit 1969 Sulzer AG). Schwab sagt Sätze wie: «Wenn es uns allen schlechtgeht, kann es dem Einzelnen nicht gutgehen.» Geht es Klaus Schwab schlecht? Er hat den «planetarischen Notfall» diagnostiziert. Wer, ausser Klaus Schwab, könnte das Unheil noch abwenden?

Deshalb haben er und ein Autorenteam ein Buch geschrieben: «Covid-19: The Great Reset» («Covid-19: Der Grosse Umbruch»), ein Plädoyer für eine «Neugestaltung der Welt», wie sie in keiner Demokratie zu verwirklichen ist. Obwohl er im Vorwort sein Buch «einen bescheidenen Beitrag» nennt, lässt er auf rund 330 Seiten keinen Zweifel daran, dass hier ein bedeutendes Manifest «zur Rettung der Welt» vorliegt. Mit dem Buch will er «den richtigen Weg weisen», und es versteht sich von selbst, dass nur Klaus Schwab den richtigen Weg kennt.

Er malt den Zustand der Welt in düsteren Farben, eine Dystopie jagt die andere, er warnt vor sozialen Unruhen, gar vor Revolutionen – und bevor wir vollends in Panik geraten, reicht uns der Erlöser die Hand und präsentiert sein

«Komitee zur Rettung der Welt», die absolute Herrschaft der Technokraten, Weltkonzerne und internationalen Organisationen, eine radikale Transformation von oben nach unten. Es ist ein Plädoyer für historisch gescheiterte Theorien, die dem Menschen nur staatliche Misswirtschaft, weniger Wohlstand, Pressezensur und eine tiefere Lebenserwartung beschert haben.

Er schreibt, die Pandemie müsse als «Gelegenheit genutzt werden, um institutionelle Veränderungen in die Wege zu leiten» und einen Reset zu erzwingen. Auch Wolfgang Schäuble, von 2009 bis 2017 deutscher Finanzminister, sagte in einem Interview mit der *Hannoverschen Allgemeinen*: «Der Widerstand gegen Veränderungen wird in der Krise geringer. Wir können die Wirtschafts- und Finanzunion, die wir politisch bisher nicht zustande gebracht haben, jetzt hinbekommen.»

Angst gebiert falsche Propheten

Daraus schliessen Verschwörungstheoretiker, Covid-19 sei von langer Hand geplant worden, und verweisen auf den «Event 201», der am 18. Oktober 2019 in New York stattfand. Das Johns Hopkins Center for Health Security hatte damals mit dem WEF, der Bill & Melinda

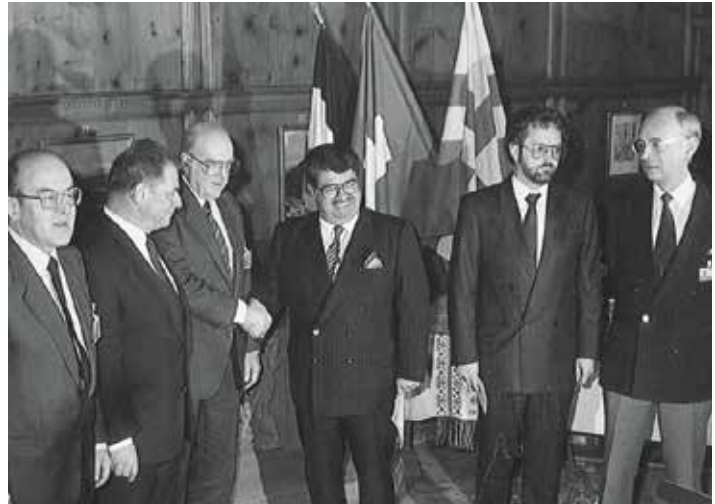
Gates Foundation und Seuchenexperten eine Pandemie durchgespielt. Bei Verschwörungstheoretikern ist der «Event 201» genauso beliebt wie die «Area 51», die angeblich gefakte Mondlandung und «Elvis lebt».

Dabei ist es ziemlich normal, dass sich Gesundheitsminister mit Seuchenexperten zusammensetzen, um Pläne für den Ernstfall auszuarbeiten, zumal wir auch in Zukunft Pandemien erleben werden, ausgelöst von sogenannten Zoonosen, vom Tier auf den Menschen übertragbaren Infektionskrankheiten. Katastrophenpläne braucht man, bevor man welche braucht, und heute dringender denn je. Täglich starten über 200 000 Flugzeuge und bringen Menschen und Viren von einem Ort zum andern. Was früher in eine Epidemie ausartete, wird heute gleich zur Pandemie.

Covid-19 ist real, doch immer mehr Regierungen, Parteien und Institutionen sehen darin eine einmalige Chance, die Angst der Bevölkerung auszunützen. «Angst hat die Götter erschaffen», sagte der römische Philosoph Lucretius, aber Angst gebiert auch Despoten und falsche Propheten. Man beruhigt die Bevölkerung damit, dass die Massnahmen, sowohl die sinnvollen als auch die weniger sinnvollen, lediglich vorüber-



Ende der Apartheid:
mit Nelson Mandela und Frederik de Klerk, 1992.



Griechisch-türkische Aussöhnung:
mit Kurt Furgler (1. v. l.) und Jean-Pascal Delamuraz (2. v. l.), 1988.

gehend sind. Vorübergehend bedeutet in der Politik stets: für immer.

1915 erhob der Bund wegen des Ersten Weltkriegs eine «direkte Bundessteuer», die er «Kriegssteuer» nannte, ab 1934 «Krisenabgabe», und nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hiess sie «Wehrsteuer». Der Krieg ist vorbei, die direkte Bundessteuer ist geblieben. Und genau das – die Fortführung der Massnahmen – befürchten viele nach Ausklingen der Pandemie. Weil Politik und Medien kaum noch Vertrauen geniessen.

Wie in jedem populären Katastrophenfilm folgt im letzten Buchkapitel die Erlösung: Ein Technokratenkomitee zur Rettung der Welt beendet die «Tyrannei des BIP-Wachstums». Eine «globale Ordnungsmacht» nach marxistischen Prinzipien bringt eine aus den Fugen geratene Welt wieder in Ordnung, angeführt von einer EU im Weltformat unter dem Kommando von WHO, Uno, dem Internationalen Währungsfonds (IWF) und dem «Grossen Steuermann» Klaus Schwab.

Wäre die Welt ein Computerspiel, «Sim City – The Pandemic», der Spieler würde gleich zu Beginn Schwabs «Great Reset» umsetzen, die Demokratie abschaffen und das chinesische Social-Credit-System einführen. Nur, wir sind keine Pixel, und kontroverse Debatten sind die Tugend der Demokratie.

Selbst wenn man Schwabs Kernaussagen eins zu eins zitiert, wird man von ihm umgehend als Verschwörungstheoretiker diffamiert. Schwab ist dünnhäutig. Vielleicht sollte er sein eigenes Buch nochmals lesen.

Ein wichtiger Punkt in Schwabs «Neugestaltung der Welt» ist die Abschaffung des Bargeldes. Das Argument «Schwarzgeld unterbinden» war nicht wirklich überzeugend, das Argument «Hygiene» schon eher. Bestrebungen gab es bereits vor Ausbruch der Pandemie, denn der Staat braucht die Möglichkeit, bei Bedarf die digitalen Sparguthaben der Bevölkerung per Mausclick zu plündern. Wie 2013 auf Zypern,

als übers Wochenende der «grösste Bankraub der Geschichte» (*Spiegel*) abgewickelt wurde.

Wir wissen alle, dass man die weltweite Staatsverschuldung von aktuell 62,5 Billionen Dollar nicht mehr anständig tilgen kann. Wenn man in Schwabs global überregulierter Welt nur noch mit dem Handy bezahlt, kann sich das «Komitee» per Mausclick direkt bedienen. Wer das Bargeld kapert, kapert den Menschen.

Reisende soll man nicht aufhalten

Ergänzt man Schwabs «Gesundheitszertifikat am Handgelenk» mit Tracing- und Traffic-Funktionen, sind wir schon ziemlich nah beim chinesischen Social-Credit-System, das jedes Fehlverhalten mit Bewegungseinschränkungen oder Geldbussen (die in Echtzeit abgebucht wer-

Schwab unterschätzt die Natur des Menschen, den Drang nach Selbstbestimmung und Freiheit.

den) bestraft. Wäre es nicht auch für das Klima hilfreich, wenn der CO₂-Fussabdruck jedes Individuums sichtbar wäre? Ein grünes Social-Credit-System zur Rettung der Erde?

Schwab macht keinen Hehl daraus, dass er das chinesische System mag. Er ist Ehrenbürger der Hafenstadt Dalian in der Provinz Liaoning, 2018 erhielt er die Freundschaftspreismedaille Chinas für seinen Einsatz in der Reform- und Öffnungspolitik. Es kommt nicht von ungefähr, dass das WEF auch in Peking ein Büro betreibt. Es wurde jahrelang von Schwabs Sohn Olivier geleitet, der mit einer Chinesin verheiratet ist. Er hat dort bereits rund 300 Firmen für eine WEF-Mitgliedschaft gewinnen können.

Was Klaus Schwab wirklich denkt, aber nicht sagt, lässt sich auf der Website des World Economic Forums nachlesen. Er lässt die Dänin Ida Auken, ein Mitglied der Young Global Leaders des WEF, für seine «schöne neue Welt» schwär-

men. Sie beschreibt das Jahr 2030 so: «Ich besitze nichts, habe keine Privatsphäre, und das Leben war nie besser.» Gilt das auch für den Messias? Nicht erstaunlich, dass die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung das WEF als steuerfinanzierte Privatparty einer abgehobenen Elite ablehnt.

Schwab droht ab und zu damit, seine Manege ins Ausland zu verlagern. Reisende soll man nicht aufhalten. Mit Ausnahme der Davoser Hotellerie, der Tourismusvereine und der eingeladenen VIPs würde niemand die Zirkusgäste vermissen, die zu Hunderten in die Schweiz jetten, um den Leuten einzutrichtern, dass sie dem Klima zuliebe auf Flugreisen (und einiges mehr) verzichten sollten. Bei den anschliessenden Partys mit Apéro *très riche* bedauert die «Grossfamilie», dass sich so viele Menschen ausgeschlossen fühlen.

Wie viele Technokraten, die privilegiert aufgewachsen sind, versteht auch Schwab die Natur des Menschen nicht wirklich. Er glaubt, dass die Gesellschaft während und nach der Pandemie mehr Empathie und Solidarität zeigen wird.

Die Geschichte belegt das Gegenteil. Epidemien und Pandemien haben die Gesellschaft stets gespalten und zu egoistischem und asozialem Verhalten geführt, weil jeder Nachbar eine potenzielle Gefahr darstellte. Nur gerade nach örtlich und zeitlich begrenzten Naturkatastrophen beweisen die Menschen Solidarität. Schwab unterschätzt die Natur des Menschen, den Drang nach Selbstbestimmung und Freiheit.

Während in China (mit Ausnahme von Hongkong) kaum jemand vermissen wird, was er nie genossen hat, zeigen die gesellschaftlichen Verwerfungen in der westlichen Welt, dass wir uns nicht zu einem kleinen Pixel degradieren lassen werden, das von einem Software-Algorithmus gesteuert wird und uns von der Wiege bis zum Tod begleitet, bevormundet, belohnt und bestraft. Schwabs Utopie nützt nur den Technokraten, die sie entworfen haben.

Ach, Hollywood

Die Traumfabrik hat das Filmen verlernt.



Matrix Resurrections», die Fortsetzung der «Matrix»-Kultreihe, ist der unnötigste Film der vergangenen Jahre. Die gute Nachricht: Kein einziger Fan ist enttäuscht, denn niemand hat ein grossartiges Filmerlebnis erwartet. Auch wenn es mir für Schnuckel Keanu Reeves leidtut.

Kurz-Kurzfassung der ersten drei Teile: Die Welt ist eine computergenerierte Simulation (die Matrix), in der die Menschen von Maschinen gefangengehalten werden, die ihre Energie aus ihnen beziehen. Damit die Matrix permanent funktionieren kann, müssen einige Menschen sie aber auch als Simulation verstehen, und so lassen die Maschinen eine Handvoll Personen in die Realität entweichen. Diese kämpfen gegen die Herrschaft der Maschinen, sind aber irgendwie auf verlorenem Posten. Die Geschichte, die als abgeschlossene Trilogie geplant war, ist somit zu Ende erzählt. Es gibt keinen Grund, noch einen vierten Teil daraus zu stricken. Weil aber die grossen Hollywood-Studios lieber alte Ideen aufbacken als neue umsetzen oder noch einen letzten finanziellen Profit herauspressen wollen, murkst man weiter und weiter. Von Filmen, die früher, also vor zwanzig, dreissig Jahren, sehr erfolgreich waren, werden Fortsetzungen entwickelt – Sequels, Prequels, Remakes –, aber die recycelten Werke besitzen in den seltensten Fällen überraschende Plots oder neue Einfälle; meistens erkennt man beim Einstieg schon gähnend den Ausgang. *Filmmaking* ist finanziell zu relevant geworden, und so rät meiner Vermutung nach die Marketingabteilung, das, was mal super funktioniert hat, wieder aufzubereiten. Bei vielen Fortsetzungen hat man tatsächlich den Eindruck, als hakten die Marketingleute Checklisten ab mit ehemals erfolgreichen Elementen – um sie 22 Jahre später wiederzuverwenden. «Okay, machen wir alles wieder, aber», und

sie ringen jublierend die Hände, «lasst uns noch mehr Spezialeffekte reinpacken!» Viele Filmliebhaber haben sich längst vom amerikanischen Blockbuster-Kino abgewandt, hin zu asiatischen oder skandinavischen Produktionen, wo man auch eher das Gefühl hat, der Film sei von einer Person erschaffen worden und nicht von einem Giga-Unternehmen.

Es gibt Hollywood-Grossprojekte, wo Fortsetzungen durchaus funktionieren. Der post-apokalyptische Knaller «Mad Max: Fury Road» (2015), das Original stammt von 1979, gilt als einer der besten Actionfilme ever, er war für zehn Academy Awards nominiert. Überwältigende Spannung reisst einen von Anfang bis Ende mit. Viele Fans enttäuscht zurückgelassen haben die Wiederbelebungsversuche von «Star Wars», «Blade Runner», «Ghostbusters» oder der unendlichen «Oceans»-Reihe. Um nur einige zu nennen.

Der erste «Matrix»-Film erschien 1999, und für das Mainstream-Kino war er revolutionär. Zuvor hatte man in Blockbustern einen herumballernden Arnie Schwarzenegger oder schlecht animierte Raumschiffe gesehen. «Matrix» stach hervor mit aufwendigen Kampfszenen, neuartigen Digitaleffekten und einer verblüffenden Geschichte. Es war ein Wow- und Aha-Erlebnis zugleich.

Bei einem guten Actionfilm verbündet sich der Zuschauer unbewusst mit einem Charakter, fiebert auf seiner Reise mit. In «The Matrix 4» lassen einen alle Figuren kalt, zusammen besitzen sie so viel Charisma wie eine Kartonschachtel. Die Kampfszenen wurden nicht weiterentwickelt, und – ich verehere ihn, aber – der 57-jährige Keanu Reeves wirkt darin trotz Supereffekten behäbig wie ein 57-Jähriger. Laurence Fishburne alias Morpheus fehlt; wie er erklärte, wurde er

nicht gefragt, ob er erneut hätte mitspielen wollen. Und weil das Thema mit der roten und der blauen Pille damals Kult wurde, hat man auch das in zu vielen Szenen aufgewärmt. Die Liebesgeschichte zwischen Neo und Trinity steht im Zentrum, nur, für prickelnde Leidenschaft auf der Leinwand hat Produzentin Lana Wachowski (von ihr und ihrer Schwester Lilly stammen auch die drei ersten Teile) die falschen Schauspieler gewählt. Dass das Werk floppt, ist aber nicht ihre Schuld. Selbst vielschichtige Charakterprofile ändern nichts daran, dass Fortsetzungen eine Gefühlswelt unmöglich wiederherstellen können, die man einst beim Original durchlebt hatte.

Und das ist vielleicht der wichtigste Punkt. Es ist ja nicht nur der Film selbst, sondern es sind auch die emotionalen Erinnerungen, mit denen man ihn verbindet und die in die Bewertung einfließen. Das Gefühl, das man damals empfand, weil man länger aufbleiben durfte. Oder als man mit seinem ersten Schwarm im dunklen Kino rumknutschte. «Matrix» hatte ich während meiner Schauspielzeit in Los Angeles gesehen; nach der Vorstellung gingen wir zum Stand, haben den gnadenlos coolen Keanu angeschmachtet und über die Mechanismen der Simulation fabuliert, mit freundlicher Unterstützung von Sonnenuntergang und Space-Cookies.

Es gäbe viele Ideen für neue, grossartige Plots. Es scheint aber, als wolle das kommerzielle US-amerikanische Kino in seinen Blockbustern gar keine einzigartigen Storys erzählen, sondern vor allem an frühere Erfolge anknüpfen. Als Nächstes geht's wahrscheinlich E. T. an den Krügen. Wenigstens kann er dann mit dem Satelliten-Handy nach Hause telefonieren.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Ein echtes Ass

Nr. 1 – «Heldenvolk der Serben»
Christoph Mörgeli über die serbische Volksseele

In dieser Woche kann sogar die ganze Nichtleserschaft der *Weltwoche* weltweit in allen Medien mitverfolgen, wie sich Tennisspieler Novak Djokovic für einen Teil Europas, nämlich für Serbien, aufopfert. Ihrer Redaktion verdanken die Leser ein (vermutlich unbeabsichtigtes) echtes Ass beim Timing.

Wolfgang Kessler, Beckenried

Die Serben sind eines der stolzesten Völker auf diesem Planeten. Sie mussten zum Überleben stets nach allen Seiten kämpfen: im Westen gegen Rom, im Osten gegen die Osmanen. Solche Werte, muss man respektieren. Novak Djokovic ist ein gutes Beispiel. Er spricht ein halbes Dutzend Sprachen, ist ein fairer Verlierer (falls er überhaupt verliert), und vor allem ist er ein grossartiger Tennisspieler. Die Bilanz gegen seine beiden ewigen Gegner Roger Federer und Rafael Nadal ist jedenfalls positiv: Gegen den Schweizer führt er mit 27 zu 23 Siegen, gegen den Spanier mit 30 zu 28 Siegen. Das muss auch ich, als Nadal-Fan, sportlich akzeptieren.

Ari Yaraghi, Winterthur

Lächeln der Katze

Nr. 1 – «Haben Hamster eine Seele?»
Gieri Bolliger über die Würde von Tieren

Aus meinem Büro im Kellergeschoss eines Einfamilienhauses beobachtete ich eine Katze, die im Gras vor der Fenstertüre herumstrich. Etwas war seltsam: Die Katze hatte eine tropfende Nase und hustelte dauernd. Ich ging

nach draussen, begrüßte und streichelte die Katze. Ich holte einen kleinen Teller mit Milch, die die Katze aufschleckte. Aber so konnte das ja nicht weitergehen. Also brachte ich sie nach Zürich ins Tierspital zu einem befreundeten Tierarzt. Er setzte sie in einen Käfig mit Futter und sagte, er werde die Katze nach einer genauen Untersuchung wahrscheinlich später einschläfern müssen. Dann gingen wir ins Spitalrestaurant fürs Mittagessen. Anschliessend fuhr ich nach Hause und setzte mich im Wohnzimmer aufs Sofa, um zu lesen. Plötzlich sauste die Katze in Geistform lächelnd auf mich zu und verschwand durchs Wohnzimmerfenster. Das Lächeln der Katze bedeutete für mich ein Dankeschön. Seit dieser Erfahrung habe ich mich immer wieder gefragt, ob in einer Katze eine Seele wohnt und wie oder ob und wo sie nach dem Tod weiterleben könne. Es gibt kaum eine plausible Antwort auf diese Fragen.

Thomas Rohner, Laupen ZH

Treffende Analysen

Nr. 50/21 – «Die Linken haben gewonnen»
Essay von Tito Tettamanti

Einfach ein ausgezeichneter Artikel zur heutigen Situation unserer Gesellschaft. Früher las man solche treffenden Analysen in der *NZZ*, heute aber bietet sie die *Weltwoche*. Als Roger Köppel vor einigen Monaten ein Interview mit der deutschen Linken Sahra Wagenknecht in der *Weltwoche* veröffentlichte, rümpften viele *NZZ*-Leser die Nase, weil man der erwähnten Politikerin damit ein Podium verschaffte. Zum Jahresende konnte man nun bei SRF in der Sendung «*NZZ Standpunkte*» ein Interview des *NZZ*-Chefredaktors Erich Gujer mit

der deutschen Linksexponentin verfolgen. Das zeigt auf, wer heute die bürgerliche Fahne voranträgt: die *Weltwoche*, und nicht mehr die *NZZ*. Bravo!

Bruno Merki, Perroy

Zeitlos gültig

Nr. 51/21 – «Habt keine Angst»
Gedanken von Gottfried Locher

Die Weihnachtsbotschaft von Gottfried Locher ist anregend und erfrischend. Sie reicht weit über das christlich-religiöse Ereignis hinaus und birgt einen zeitlos gültigen, philosophischen Leitgedanken. «Fürchtet euch nicht», ist die Botschaft, die Angst relativiert und rationalisiert. Zahllos sind die, die Grund zu Furcht und Angst hätten. Wie in einem Naturgesetz werden aber vor allem die, die nichts zu fürchten haben, von Angst und Furcht geplagt. Im Beitrag wird eindrücklich dargelegt, wie Angst von «Angstmachern» induziert wird. Sie sind «die Grossmeister der Manipulation». Diesen und den nachfolgenden Ausführungen kann man nur beipflichten. Was besonders beeindruckt, ist die theologische Sichtweite des Autors. Im letzten Abschnitt steht das Eingeständnis, nach dem auch die Bibel nicht frei von Angstelementen sei. Trotzdem, und das ist der verdienstvolle Gedanke des Beitrags, strahlt die Botschaft des verletzlichen Kindes in der Krippe über alle Zeitströmungen hinweg Vertrauen und Zuversicht aus.

Claudio Palmy, Igis

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Sidney Poitier (1927–2021) Shane O’Connor (2004–2022)



Erster schwarzer Hollywoodstar: Schauspieler Poitier.

Die liberal erzogene Tochter eines Verlegers und einer Kuratorin kommt aus den Ferien zurück und überrascht ihre Eltern mit einem Verlobten, einem Arzt, der um einiges älter ist als sie. Aber das ist nicht das Problem: Der Mann ist schwarz. Papa und Mama sind baff und reden um den heißen Brei. Doch die Tochter will die Umsetzung der Werte, mit denen sie erzogen wurde, und nicht nur «Abwägereien» («Denk dran, worauf du dich einlässt»). «Guess Who’s Coming to Dinner» hiess das hollywoodsche Konversationsdrama, das 1968 in die Kinos kam und trotz mancher Siege von Martin Luther King und seiner Bürgerrechtsbewegung noch ziemlich mutig war, auch wenn der Stoff in gehobenen akademischen Kreisen angesiedelt war.

Der Afroamerikaner Sidney Poitier, von den Bahamas stammend, war zunächst Mitglied des American Negro Theatre in Harlem, dem der Sprung an den Broadway gelang, wo ihn Produzent Darryl F. Zanuck entdeckte und im Rassen-drama «No Way Out» (1950) von Joseph L. Mankiewicz mit der Rolle eines Arztes besetzte, der von einem rassistischen Patienten abgelehnt wird (die Aktualität ist geblieben). In Richard Brooks «Blackboard Jungle» (1955) geriet er als schwarzer Schüler zwischen die Fronten, in Stanley Kramers «The Defiant Ones» (1958) wird er, an einen weissen Mitgefangenen gekettet, zur Flucht gezwungen, und in «Porgy and Bess» (1959) etablierte er sich als erster schwarzer Hollywoodstar.

Für «Lilies of the Field» (1963) erhielt er den ersten Oscar für einen schwarzen Schauspieler. Sein Erfolg und sein Ansehen – seine kultivierte Erscheinung, sein Rollenprofil – gerieten allerdings auch zunehmend in die Kritik. Je politisch selbstbewusster die schwarze Community wurde, desto gewisser kam der Spott vom «Quoten-Schwarzen» und vom artigen Anpasser. Die Kritik war ungerecht, denn die durch und durch den gesellschaftlichen und damit weissen Gepflogenheiten angepasste Filmindustrie gestattete Schwarze nur in Dienerrollen.

Das Publikum wollte es so, und das Publikum brachte das Geld. Es waren wenige wie Zanuck, Mankiewicz oder Stanley Kramer (der auch «Guess Who’s Coming to Dinner» inszenierte), die sich gegen die Konvention stellten und mit Sidney Poitier das (damals noch) mehrheitlich weisse Publikum herausforderten und ein noch misstrauisches schwarzes zu gewinnen versuchten. Poitier gelang dieser Spagat. In «In the Heat of the Night» (1967) verkörperte er einen FBI-Mann, der im tiefen rassistischen Süden bei der Aufklärung eines Mordfalls helfen soll und auf den bräsigen Rod Steiger als Provinzsheriff trifft. Daraus wird ein brillanter Zweikampf über die hartnäckigen Vorurteile. In über fünfzig Filmen spielte Poitier, auch als Regisseur war er aktiv, aber angesichts zunehmender selbstbewusster Konkurrenz aufseiten von schwarzen Kollegen rückte der einstige Hollywood-Pionier mit seinen Rollen ins Abseits. *Wolfram Knorr*

Der Teenager Nevi’im Nesta Ali Shane O’Connor entfernte sich Mitte letzter Woche aus einer psychiatrischen Überwachungsstation. Zwei Tage später fand die Polizei seine sterblichen Überreste südlich von Dublin. Der Siebzehnjährige hatte sich erhängt, mit einem eigens gefertigten Knoten, den er nach Anweisungen im Internet zu knüpfen gelernt hatte. In den Stunden seines Verschwindens hatte seine Mutter, die irische Sängerin Sinéad O’Connor, herzerreissende Tweets an ihren Sohn geschickt, er möge sich doch bei ihr melden: «Dein Leben ist so wertvoll.» Vergeblich, die Appelle der Mutter blieben ungehört.

In einer Reihe von weiteren Tweets machte Shuhada Sadaqat, wie die Sängerin nach ihrer Konversion zum Islam heisst, in ihrer Verzweiflung die Kinderschutzbehörden für den Suizid verantwortlich. Shane ist mit drei Geschwistern aufgewachsen. Sein Vater war der Folk-Musiker Donal Lunny, von dem sich O’Connor noch vor der Geburt ihres Sohnes trennte. Die Behörden entzogen ihr vor neun Jahren das Sorgerecht, der kleine Shane erhielt einen Beistand und war fast immer fremdbetreut.

Sinéad O’Connor hat zeit ihres Lebens unter psychischen Krankheiten gelitten; manisch-depressive Schübe holen sie bis heute regelmässig ein. Sie neigt dazu, sich weder politisch noch künstlerisch noch privat um Konventionen zu kümmern. Nun ist es billig, das un stabile Leben der Mutter für den frühen Tod des Sohnes verantwortlich zu machen. Auch er litt unter Depressionen, war immer wieder verschwunden und hatte verschiedentlich Suizidversuche unternommen. Letzte Woche hat Shane sein Ziel erreicht, und das ist zu respektieren. *Rolf Hürzeler*



Herzerreissende Tweets: O’Connor.

Unglaubliche Pandemiopolitik

Eine breite Diskussion über das wichtigste Diagnose-Instrument ist noch hängig.



Die Corona-Pandemie hat weltweit Belastungen in kaum abschätzbarem Umfang verursacht. Auf der einen Seite haben die Krankheit und Todesfälle Leid und Verluste gebracht. Auf der anderen Seite summieren sich vor allem die sogenannten nichtpharmazeutischen Pandemie-Massnahmen zu Kostenbelastungen ungläublichen Ausmasses: blockierte Geschäfte und Tätigkeiten, Produktionsausfälle, Transportunterbrüche, gestörte Lieferbeziehungen, Einkommensausfälle, Rückstände in Bildung und Ausbildung, gebrochene Karrieren, nutzlos vertane Zeit, Depressionen, Verarmung, Hunger und lebensgefährliche Mangellagen in Ländern mit schwachen Einkommen. Und überall türmen sich Schuldenberge.

Was waren eigentlich die Entscheidungsgrundlagen für die Massnahmen der Regierungen, die rund um die Welt ganz ähnlich handelten? Wie sahen und sehen die Kosten-Nutzen-Überlegungen aus? Hat man sie ernst genug genommen? Wichtiger Auslöser war zunächst sicher die Meldung der Weltgesundheitsorganisation WHO, als sie den Pandemiefall, also eine gesundheitliche Notlage von internationaler Tragweite, ausrief. Daraus ergab sich praktisch die Botschaft: Infektionen verhindern, koste es, was es wolle!

Das im Gesundheitswesen sonst normale Abwägen, wie viel die Bewahrung eines einigermaßen gesund verbrachten Lebensjahres etwa kosten dürfe, wurde ausgeschaltet.

Aber selbst dann stellt sich die Frage: Warum handelten alle Regierungen weitgehend gleich oder ähnlich wie die anderen? Synchronisiert, praktisch wie in einer Herde? Klar, solches Nach-

ahmungsverhalten lässt sich relativ gut erklären durch ein risikoscheues Vorgehen: Politiker können aus dieser Sicht glaubwürdig begründen, sie hätten sich aus Vorsicht und Vorsorge nach dem gerichtet, was nach bestem Wissen und Gewissen als Stand des Wissens, der Technik, als Regel der Kunst, als Standardvorgehensweise gegolten habe.

Zur Standardvorgehensweise gehörte und gehört die Diagnose mit Hilfe des sogenannten PCR-Tests. Sogar als Goldstandard wurde dieser Test von der WHO empfohlen, der zum Feststellen einer Corona-Infektion dienen soll. PCR steht für «Polymerase Chain Reaction», ein Verfahren, bei dem Genabschnitte x-mal vervielfacht werden, so oft, bis sie aufgrund ihrer Menge gut erkennbar sind und man sagen kann, Viren oder Virenteile seien vorhanden.

Der PCR-Test stellt einen zentralen Pfeiler der ganzen Pandemie-Strategien weltweit dar. Die darauf beruhende Testtätigkeit rund um den Globus lieferte die sogenannten Fallzahlen, die täglich aufbereitet wurden zu alarmierenden Summen, Kurven, Inzidenzen. PCR-Daten waren die Hauptindikatoren, die Orientierungshilfen, welche die Politik bestimmten – und damit auch die enormen Kosten, die daraus erwachsen. Fast alles hing an diesem einen Testverfahren.

Vor diesem Hintergrund ist es fast nicht zu glauben, dass das Verfahren nicht ausführlicheren Prüfungen unterzogen wurde und kein stärkerer Wettbewerb um die Methoden entstand. Im Laufe der Pandemie wurde der Test zwar kritisiert, weil er zum Teil fälschlicherweise positive Ergebnisse liefern würde,

weil der Zusammenhang zwischen Testresultat und Ansteckungen nicht klar wäre, dass er nicht für Diagnosezwecke zugelassen wäre und dass das Prüfverfahren für den damals im Januar 2020 von Victor Corman und Christian Drosten rasch vorgebrachten Test zu wenig streng gewesen und dieser zu schnell zum Standard geworden wäre.

All diese Kritik kam und kommt nur am Rande zur Sprache, ganz selten in den Lautsprechern der offiziellen Kanäle von Wissenschaft, Politik und Behörden. Eine breite Auseinandersetzung über die Eignung des wichtigsten Orientierungsinstruments der Pandemie-Politik ist noch hängig.

Sika doppelt so schwer wie CS

Seit knapp zehn Jahren ist Paul Hälgi Verwaltungsratspräsident von Sika. Der in Baar ansässige Konzern ist auf Chemiespezialitäten für Bau und Industrie ausgerichtet, vor allem aber ist er auch Spezialist für atemberaubendes Wachstum, Firmenzukäufe, geografische Expansion mit vielen lokalen Gesellschaften und hohe Ertragskraft. Gerade hat das Unternehmen einen weiteren Wachstumsschub gemeldet, eine Steigerung des Umsatzes 2021 um 15 Prozent auf 9,2 Milliarden Franken.

Mindestens so eindrücklich ist die langfristige Wertsteigerung. In Hälgis Amtszeit hat sich der Aktienkurs etwa verzehnfacht. Und geradezu frappierend ist ein Vergleich mit dem Finanzsektor: Die Industriefirma Sika erreicht an der Börse knapp 50 Milliarden Marktwert und ist damit doppelt so schwer wie die Grossbank Credit Suisse.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Das Geheimnis
des erfolgreichsten
Podcasters:
Joe Rogan kann
zuhören.
Norbert Bolz, Seite 66



So kam er sich selbst abhanden.

Félix Vallotton, Coucher de soleil, ciel orange, 1900 – In seinen letzten Tagen, als der Krebs ihn auszuhöhlen begann und die letzten Zellen der Hoffnung zersetzte, malte der Schweizer Maler Félix Vallotton (1865–1925, ab 1900 französischer Staatsbürger) unablässig Sonnenuntergänge. Über vierzig Stück, als ob er in diesem Übergang vom Licht ins Dunkel das Drama des Sterbens mit den schönsten Farben des Himmels beschwichtigen könnte und die Sehnsucht nähren, dass er selbst, irgendwo, wieder und endlich aufgehen könnte.

Ärzte versuchten ihn, der schon unrettbar verloren war, noch zu retten, operierten ihn, aber das Leben in ihm war viel früher schon,

als der Krebs bloss in ihm und unbemerkt geschlummert hatte, verlorengegangen. Sein Leben war ein ewiger Sonnenuntergang hinter den nur selten sich lichtenden Wolkendecken seines Wesens. Das Leben war ihm so unberührbar wie ein Sonnenuntergang, und nie, oder nur ganz selten, konnte er darin so versinken, dass sein eigenes Licht aufgegangen wäre.

Vielleicht ebnete seine Unfähigkeit, sein Dasein kaum mehr als ein Beobachter wahrzunehmen, der tödlichen Erkrankung ihren Weg. Vielleicht begann das unangenehme Erleben seines Selbst, als er seine Geliebte verliess, um eine reiche Witwe zu ehelichen, die ihm einen goldenen Käfig bot, dessen Preis drei mit in

die Ehe gebrachte Kinder waren, die Vallotton zuerst zum Wahnsinn, dann zum innerlichen Rückzug und schliesslich in die Sphären eines nimmer enden wollenden Pessimismus brachten. Er wurde ungesellig, wollte mit der Gesellschaft nichts zu tun haben, aber trotzdem von ihr anerkannt werden. Er war zu einem Menschen geworden, der nur noch von all dem geleitet wurde, was er ablehnte.

Und so ging er unter, Jahreszeit für Jahreszeit, kam sich selbst abhanden, dann den Menschen, das Dunkel in ihm wurde zu einer Finsternis, die keine Farbe mehr übertünchen konnte und die keine aufgehende Sonne mehr zu erhellen vermochte. *Michael Bahnerth*

Michel Houellebecq und die Liebe

Der neue Roman des französischen Skandalautors beweist:

Nicht nur Niedergang und Entfremdung – auch das Gute taugt für gute Literatur.

Jürg Altwegg

Michel Houellebecq: Vernichten.

Aus dem Französischen von Stephan Kleiner und Bernd Wilczek. Dumont. 624 S., Fr. 41.90

Wenn von Michel Houellebecq ein neues Buch angesagt ist, hält Frankreich den Atem an. Schon vor dem Attentat auf die Twin Towers hatte Houellebecq ein Blutbad der Islamisten in einem Ferienklub in Thailand beschrieben; beim Überfliegen von Afghanistan erwähnte er die Taliban, von denen wohl keiner seiner Leser je etwas gehört hatte. Den Islam bezeichnete er als «dümmste Religion» – und musste dafür vor Gericht.

Jedes neue Buch von Houellebecq ist mehr als ein literarisches Ereignis. Die Lancierung wird minutiös geplant. Rezensionsexemplare werden nur sparsam vergeben, der Kritiker muss schriftlich versprechen, die Sperrfrist einzuhalten. Nicht respektiert hat sie Frankreichs Finanz- und Wirtschaftsminister Bruno Le Maire. Er steckte dem *Figaro* schon im November, dass es um die Reindustrialisierung Frankreichs gehen würde. Als zum Freizeitpark und Ferienparadies verkommenes Land hat es der Schriftsteller mehrfach beschrieben.

«Ergreifende Schlichtheit»

Im Nachhinein darf man sicher sein: Er hatte das Manuskript gelesen. Denn Le Maire ist eine der wichtigsten Figuren und seine Privatwohnung im Ministerium ein Schauplatz der Handlung. Seine Freundschaft mit Houellebecq geht offenbar auf einen Trauerfall zurück. Während ein paar Jahren lebte Houellebecq offiziell in Irland. Als sein Hund starb, half Le Maire – damals Landwirtschaftsminister – dem Steuerflüchtling bei der nicht einfachen Rückführung des Kadavers, der auf einem Pariser Hundefriedhof bestattet wurde.

Es geht im neuen Roman auch um rätselhafte Zeichenkombinationen und um Primzahlen. Er stand bereits auf dem ersten Platz der Bestsellerliste, als in Frankreich ein paar Tage vor der deutschen Übersetzung die Erstauflage

von 300 000 Exemplaren in den Verkauf kam: am 7. Januar. Es ist der Jahrestag des Attentats auf *Charlie Hebdo*. Am Morgen des 7. Januar 2015 sass Michel Houellebecq im Studio von Radio France. Die Satirezeitschrift, die gleichzeitig mit seinem Roman «Unterwerfung» ausgeliefert wurde, hatte ihn auf das Cover gehievt. Die Karikaturisten und Journalisten waren tot, der Schriftsteller musste untertauchen. In seinem Antizipationsroman «Unterwerfung» prophezeite Houellebecq die Wahl eines muslimischen Präsidenten im kommenden Frühjahr. Dazu wird es nicht kommen.

Auf mehreren Seiten würdigt der *Figaro* den neuen «grossen Gegenwartsroman». Die *Libération* situiert ihn zwischen «Tragödie und Ironie». Von einem «metaphysischen Thriller» schwärmt die Wirtschaftszeitung *Les Echos*. Jean Birnbaum, Literaturchef von *Le Monde*, haben manche Seiten zum Lachen gebracht und andere «fast zu Tränen» gerührt: «Was will man mehr?» Dem von Kritikern gelegentlich als trivial bezeichneten Stil Houellebecqs bescheinigt er eine «ergreifende Schlichtheit, die zu erreichen, nur wenige Schriftsteller fähig sind».

In einem Interview sprachen Birnbaum und Houellebecq über das Gute und das Böse, über Figuren, die sich verselbständigen und ihrem Schöpfer, dem Schriftsteller, ihre Wahrheit aufdrängen. Über das Schreiben, Leben, Träumen



– es nimmt in «Vernichten» viele Seiten ein – und das Sterben. «Auch mit guten Gefühlen kann man gute Literatur produzieren», formuliert Houellebecq die Quintessenz des Interviews.

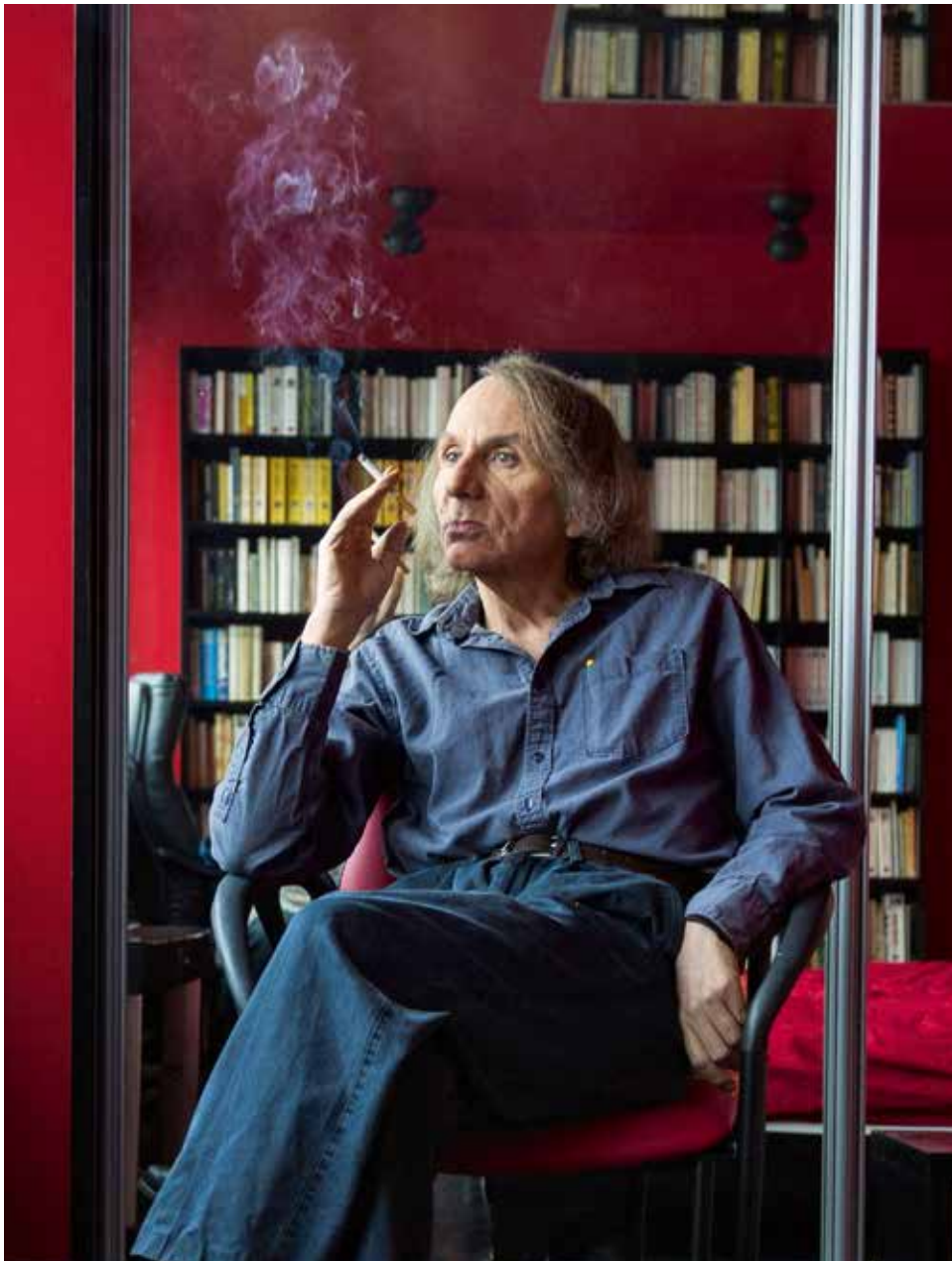
Neue Töne und Themen überraschen den Leser. Auch die Schauplätze sind ganz andere: in Paris das Finanzministerium, in der Provinz die prosperierende Region des Beaujolais. Frauen zeichnet Houellebecq viel positiver als bisher – zum Glück mit ein paar Ausnahmen. Es ist ein Roman über die Liebe und die Freundschaft. Ohne den Islam und die Pandemie. Wie

Houellebecq erweist sich als Humanist, der ein «Recht auf ein würdiges Altern» fordert.

«Unterwerfung» spielt «Vernichten» in der Zukunft: Die Handlung umfasst die Monate vor den französischen Präsidentschaftswahlen des Jahres 2027 und beginnt mit der in einem Video realistisch inszenierten Enthauptung des französischen Wirtschaftsministers Bruno Juge, der sich – etwas widerwillig – anschickt, als Kandidat für die Nachfolge von Präsident Macron anzutreten.

Houellebecq porträtiert Bruno Juge mit vielen echten und ein paar apokryphen Details aus Le Maires Biografie. Er ist ihm sympathisch, für Macron, den er nie beim Namen nennt, hat er nicht einmal ein Pseudonym übrig: «Als Lügner kann er es mit Mitterrand aufnehmen.» Er hat im Roman die Wahl 2022 gewonnen und Marine Le Pen für 2027 das Handtuch geworfen. Ein junger Kandidat vertritt das Rassemblement national, das noch immer als einziger Gegner ernst genommen werden muss.

Zum Wirtschaftsprogramm von Bruno Juge, dem «besten Minister seit Colbert», gibt es schlicht keine Alternative. Dem tierliebenden Freund im Leben bescheinigt der chronische Pessimist Houellebecq in der Literatur eine Erfolgsbilanz sondergleichen: «Die Wachstumsprognosen für 2027 sind hervorragend, das Defizit ist auf dem Tiefstand, und wenn wir es



Balzac der Gegenwart: Humanist Houellebecq, 2014.

richtig anpacken, können wir das Jahr mit einem leichten Überschuss abschliessen.»

Bruno Juge verbringt auch seine Wochenenden und die Weihnachtstage im Ministerium. Von seiner Frau lebt er getrennt. Sein Privatleben scheint sich auf seinen engsten Mitarbeiter und Freund Paul, in dem die Leser unweigerlich Houellebecq ausmachen, zu beschränken. Pauls Vater, der beim Geheimdienst arbeitete, hat einen Hirnschlag erlitten, von dem er sich gut erholt. Dank seiner Krankheit finden die drei Kinder zueinander: Paul, seine gläubige Schwester Cécile und ihr jüngerer Bruder Aurélien. Der Katholizismus erweist sich als letztes Bollwerk gegen die Vereinzelung der Menschen, die sich in der Gegenwart verlieren.

«Vernichten» denunziert den Umgang der Gesellschaft mit den Alten und Kranken. Houellebecq erweist sich als Humanist, der ein «Recht auf ein würdiges Altern» fordert.

In einer Schlüsselszene kritisiert er, dass das Leben eines Kindes mehr wert sein soll als jenes eines Greises. Am Ende wird der Vater von einem «Komitee zur Bekämpfung von Mord in Krankenhäusern» (KBMK) aus den Klauen des Spitals befreit.

Nur ein bisschen Zynismus

Die dritte grosse Geschichte dieses Freundschafts- und Familienromans handelt von der Liebe. Auch Pauls Frau Prudence arbeitet im Finanzministerium. Beide haben die Kaderschmiede der Republik, die Ecole nationale d'administration (ENA), besucht. Ihr sexuelles Zusammenleben war einst «befriedigend, selten überschwänglich». Prudence ist eine esoterische Zicke. Als sie auch noch zur Veganerin mutierte, brach in der Ehe ein «Ernährungskrieg» aus. Sie leben mit getrennten Betten, eigenen Fächern im Kühlschrank und sind ein

Jahrzehnt lang ohne körperlichen Kontakt. Auch sie kommen sich im Zuge des Schlaganfalls von Pauls Vater wieder näher. Die Liebe kehrt zurück – vielmehr: Sie entsteht erst. Angesichts des Todes findet Prudence als Einzige die richtigen Worte.

Auf die erste Sexszene muss der Leser ein paar hundert Seiten lang warten. Auf den allerersten präsentiert ihm der Autor eine Zeichnung der Guillotine, deren Funktionieren minutiös erläutert wird. Selbst die Experten des Geheimdiensts können die Videos von der Hinrichtung Bruno Juges nicht als Fälschung erkennen. Werden sie auf einem Server gelöscht, tauchen sie anderswo wieder auf. Es kommt zu Terroranschlägen auf Schiffe – die Besatzung

Auf die erste Sexszene muss der Leser ein paar hundert Seiten lang warten.

wird im voraus gewarnt und kann sich retten. Dahinter stecken die Chinesen: Sie führen gegen Frankreich, das seine Produktion wieder nach Hause verlagert, einen nie erklärten Krieg.

Nichts werde sich ändern, aber alles «ein bisschen schlechter» werden – so hatte Houellebecq einen Essay über die Zeit nach Covid überschrieben; unter diesem Titel sind seine jüngsten gesellschaftspolitischen Texte (auch bei Dumont) erschienen. In «Vernichten» aber zeichnen sich mehrere Wendungen zum Besseren ab. Manchmal geht Houellebecq unter sein Niveau. Er parodiert den letzten Satz von Jean-Paul Sartres Autobiografie «Die Wörter», in dem er das Wort «Mensch» ersetzt: «Ein Schwanz, gemacht aus dem Zeug aller Schwänze, und der so viel wert ist wie sie alle [Schwänze] und so viel wert wie jeder [Schwanz].»

Nicht einmal daran haben sich die französischen Kritiker gestört. Mit ihren Elogen adeln sie Houellebecq wohl endgültig zum Balzac der Gegenwart und zum unsterblichen Klassiker. Die einzige dissonante Stimme im hymnischen Konzert kommt aus der Online-Zeitung *Mediapart*. Sie empört sich über den Kommentar von Bruno Juge zum Projekt einer Gedenkeremonie für die beim Attentat auf ein Schiff «gefilmten und getöteten 500 Flüchtlinge», den sie zitiert: «Zumindest ist es auf dem Meer, das erspart uns ihre verdammten Kerzen.» Nein, ganz müssen wir in diesem herrlichen Roman doch nicht auf Houellebecqs unmoralischen Zynismus verzichten. Vollends rein wird die Lust an seiner Lektüre – denn man kann sehr wohl ein paar kritische Einwände formulieren – durch die Zusammenfassung in *Mediapart*, wie sie der frühere Houellebecq nicht besser hätte formulieren: «Sein Roman ist eine Anleitung zur Rückversicherung für alte weisse misogyne Männer, die keinen mehr hochkriegen und Angst haben, ins Altersheim zu kommen.»

Rechtsstaat in Ungarn und Deutschland

Erich Weede

Siegfried F. Franke: Vor dem Sturz in die Bedeutungslosigkeit: Demokratie und Rechtsstaat. LIT-Verlag, 268 S., € 29.90

Siegfried Franke lehrte von 1991 bis 2010 an der Universität Stuttgart Wirtschaftspolitik und öffentliches Recht. Danach wechselte er an die Andrassy-Universität Budapest. Weil Ungarn neben Polen bevorzugter Prügelknabe westeuropäischer Journalisten und Politiker ist, ist die Perspektive eines deutschen Ungarn-Kenners interessant. Franke geht es nicht darum, alles zu verteidigen, was Viktor Orbán getan oder gesagt hat. Dessen Begriff «illiberale Demokratie» hält er für unglücklich und missverständlich. Denn so illiberal,

Vor allem der Einfluss der Nichtregierungsorganisationen muss beunruhigen.

wie etwa in Deutschland mit Kritikern der Regierungspolitik umgesprungen wird, ist man in Ungarn beim Umgang mit der Opposition nicht. Eine gewaltbereite Antifa, die libertäre Veranstaltungen nicht von faschistischen unterscheiden kann und will, wird dort nicht geduldet.

Aber es gibt Probleme bei der Aufrechterhaltung der Gewaltenteilung. Die Regierung Orbán hat durch Absenkung des Pensionsalters von Richtern und Staatsanwälten Einfluss auf die Judikative genommen, was teilweise auf Druck der EU modifiziert wurde. Hier hätte Franke noch deutlicher darauf hinweisen dürfen, dass ein postkommunistisches Land nicht unbedingt jeden Juristen weiterbeschäftigen

sollte, der sich zum Sozialdemokraten oder Linksliberalen erklärt.

Verhältnismässigkeit und Zumutbarkeit

Zu Recht zeigt Franke allerdings ein schwerwiegendes Problem in Deutschland auf: Mit Stephan Harbarth und Peter Müller sind sowohl aus der Legislative als auch aus der Exekutive Personen ins Bundesverfassungsgericht berufen worden. Man darf bezweifeln, ob das der Gewaltenteilung guttut. Bei parlamentarischen Demokratien fällt die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der Legislative oder auch nur der Respekt vor ihr nicht immer leicht. Mitglieder von Regierungsfractionen gefährden mit Regierungskritik allzu leicht ihre Listenplätze und neigen deshalb zur Zurückhaltung. Wichtige Entscheidungen der Regierung werden oft im Parlament nicht (wie die Grenzöffnung 2015) oder nur unter extremem Zeitdruck (wie bei der Euro-Rettung) diskutiert.

Bei den Corona-Massnahmen spielte ein verfassungsmässig nicht vorgesehene Gremium aus Kanzlerin und Länderchefs die entscheidende Rolle. Dabei hätte man nicht nur die Frage der Erforderlichkeit, sondern auch die der Verhältnismässigkeit und Zumutbarkeit berücksichtigen sollen. Franke weist darauf hin, dass im Frühjahr 2020 bis zu 410 000 Beschäftigte in Arztpraxen und Krankenhäusern zur Kurzarbeit angemeldet waren. Passt das zur Erforderlichkeit des Lockdowns?

Was die Verhältnismässigkeit angeht, wären nicht nur die finanziellen Kosten, sondern auch die Folgen von nicht durchgeführten Arztbesuchen, verschobenen Operationen, Depressionen oder gar Suiziden aufgrund des Lockdowns zu berücksichtigen. Mit Kosten-Nutzen-Rechnungen haben sich Regierung und Parlament nicht aufgehalten. Franke kritisiert ausserdem, dass in Deutschland Proteste gegen Masseneinwanderung oder Corona-Politik nicht so nachsichtig wie Demonstrationen gegen Rechtsextremismus oder für Klimaschutz behandelt werden, bei denen auch Probleme mit Abstand und Maskenpflicht entstehen.

Franke behandelt auch die inzwischen fast allgemein bekannten Probleme der EU mit dem Recht, angefangen mit dem «No Bail-out» und der Euro-Rettung bis hin zum Verschuldungsverbot der EU, das gerade mit den «Next Generation»-Massnahmen umgangen wird. Wichtig ist der offensichtliche Hinweis, dass die langen Laufzeiten und späten Tilgungstermine stark in das Budgetrecht künftiger Legislativen eingreifen. Merkwürdig ist, dass deutsche Gerichte die Rücküberführung von in Griechenland anerkannten Asylbewerbern mit dem Verstoß gegen europäische Werte in dortigen Lagern abgelehnt haben, die EU deshalb aber nicht gegen Griechenland vorgeht. Eine andere Merkwürdigkeit ist, dass deutsche

Gerichte sich um die Klimagerechtigkeit, aber nicht um die Schuldengerechtigkeit zwischen den Generationen kümmern.

Mit Franke darf man auch die Frage stellen, warum höchste Positionen in Europa mit Personen besetzt worden sind, deren Rechtstreue in Frage gestellt werden kann. Christine Lagarde hat in ihrer Zeit als französische Ministerin den Rechtsbruch zwecks Euro-Rettung eingestanden. Ursula von der Leyens Tätigkeit im deutschen Verteidigungsministerium hat immerhin zu einem Untersuchungsausschuss geführt. Mit den bisher genannten Punkten sind die deprimierenden Befunde Frankes zum Zustand von Demokratie und Rechtsstaat in Deutschland und in der EU noch lange nicht erschöpft. Vor allem der Einfluss der Nichtregierungsorganisationen, die manchmal recht regierungsnahen Vereinigungen sind, muss beunruhigen. Mit Franke ist zu beklagen, dass weder in Deutschland noch in der EU die Auffassung vorherrscht, dass eigene Vorbildlichkeit bei Rechtsstaat und Demokratie eine erst noch zu erarbeitende Voraussetzung für die Kritik an Staaten wie Ungarn und Polen sein sollte.

Schwarzer Kanon

Hand Gottes oder Spion mit Idealen

Dagmar Just

Graham Greene: Die Kraft und die Herrlichkeit. Aus dem Englischen von Veza Magd und Käthe Springer. DTV, 274 S.

Dieser letzte Teil der kleinen Serie über vom Vatikan verbotene Bücher hat ein doppeltes Happyend. Gegen alle Klischees vom notorisch aufklärungs- und lebensfeindlichen Geist der katholischen Kirche zeigen sich hier die Grabenkämpfe, die sich Hardliner und Liberale in der obersten Etage des Palazzo del Sant'Uffizio bis vor kurzem um ein einzelnes Buch lieferten, und wie es im Fall des britischen Schriftstellers Graham Greene ausgerechnet dem späteren Papst gelang, eine Verdammung zu verhindern. Das Ganze findet sich minutiös in den einst streng geheimen Akten der Indexkongregation dokumentiert und ist so spannend, als habe der Bestsellerautor Greene es selbst konstruiert.

Die Geschichte beginnt im Januar 1938 in Mexiko, damals ein Mekka für Europas Künstler und Revolutionäre wie Leo Trotzki, der sich dort vor seinem mörderischen Rivalen Josef Stalin in Sicherheit glaubte. Für Katholiken dagegen war es die Hölle: ein Ort, an dem infolge der Revolution Kirchen geschlossen, Priester verfolgt, zwangsbekehrt oder exekutiert wurden. Als Greene dort im Januar 1938 landete, war





Schnaps und Zweifel: Szene aus «The Fugitive» von John Ford (1947).

er 34, seit zwölf Jahren zum Katholizismus konvertiert und entsprechend motiviert, zu dieser «schlimmsten Katholiken-Verfolgung seit den Zeiten Königin Elisabeths» zu recherchieren. So die offizielle Version. Inoffiziell heisst es, dass er nach dem Skandal, den er mit einer Filmkritik zu den Shirley-Temple-Filmen ausgelöst hatte, eine Verleumdungsklage der 20th Century Fox am Hals hatte und auf der Flucht vor einer drohenden Freiheitsstrafe nach Mexiko kam.

Wie auch immer. Bei seiner Rückkehr im Mai 1938 hatte er den Stoff für einen Reportageband im Gepäck und für «The Power and the Glory» («Die Kraft und die Herrlichkeit»). In diesem seinem elften Roman jagt ein revolutionärer junger Leutnant in einem Mexiko ähnlichen Staat Katholiken, die er allesamt für Heuchler hält, und als er dabei auf den letzten Arme-Leute-Priester stösst, treibt er ihn vor sich her, bis der von Schnaps, Zweifeln und vermeintlichen Lebensfehlern zerrissene Geistliche aus freien Stücken in eine tödliche Falle läuft.

Das Buch erscheint 1940 in England. Gleich nach dem Krieg adaptiert Hollywood den Stoff und bringt 1947 «The Fugitive» in der Regie von

John Ford mit Henry Fonda als Whisky-Priester in die Kinos. Parallel dazu kommt im Londoner Verlag Heinemann & Zsolnay die erste deutsche Ausgabe auf den Markt. Schon zwei Jahre später kündigt der Benziger-Verlag in Einsiedeln seine eigene Übersetzung an. Das bringt einen örtlichen Priester derart in Rage, dass er Buch und Verlag beim Heiligen Offizium denunziert. Dort winkt man zunächst ab. Aber als

«Greenes Roman stört die Gemütsruhe, die sich für einen Christenmenschen ziemt.»

ständig neue Anzeigen in Rom eingehen und der Rowohlt-Verlag das Buch in einer Auflage von 100 000 Stück publiziert, setzt es schliesslich auch der Vatikan auf die Agenda. Wie üblich werden zwei Gutachter beauftragt. «Greenes Roman stört die Gemütsruhe, die sich für einen Christenmenschen ziemt, und hätte nie geschrieben werden dürfen», meint der erste Zensor. Der zweite bemängelt obendrein Greenes «viele Schwächen und abnormen Neigungen ...

zu sexuellem Zwangsverhalten». Beide empfehlen jedoch, ihn nur «durch seinen Bischof ermahnen und auffordern zu lassen, weitere Bücher in einem veränderten Ton zu schreiben», statt durch eine Ächtung schlafende Hunde zu wecken.

Brief an Kardinal Pizzardo

Am 1. Oktober 1953 schaltet sich dann plötzlich einer der engsten Mitarbeiter von Papst Pius XII., Staatssekretär Giovanni Montini, ein: «Nicht zuletzt deshalb, weil Autor und Buch weltbekannt sind», rate er dem Heiligen Offizium, «das Buch durch einen weiteren Gutachter prüfen zu lassen, ehe das negative Urteil darüber gefällt» werde. Adressat dieses Rats ist der Sekretär des Offiziums, Kardinal Pizzardo – ein Hardliner, der umgehend den Erzbischof von Westminster alarmiert: Der Kirche drohe grosse Gefahr durch einen einzelnen, extrem mächtigen Mann.

Folgsam verfasst daraufhin der englische Gottesmann einen Hirtenbrief gegen «gewisse Tendenzen in der zeitgenössischen Literatur» und lädt dann Graham Greene vor. Der Autor fasst die Audienz später so zusammen: «Der Kardinal [...] las mir einen Brief des Heiligen Offiziums vor, in dem mein Roman verdammt wurde, weil er «paradox» sei und von «aussergewöhnlichen Situationen» handle. Da ich mich weigerte, das Buch zu überarbeiten, unter dem Vorwand, das Copyright liege beim Verlag [...], breitete man über die ganze Angelegenheit jenen Mantel des Vergessens, den die Kirche in ihrer Weisheit für Bagatellen bereithält.»

Was Greene nicht erwähnt: Kurz nach der Audienz schickte er, der vierzig Jahre für den Geheimdienst MI6 arbeitete, einen seltsam unterwürfigen Brief an Kardinal Pizzardo, unterschrieben mit: «Euer demütigster und ergebenster Diener». Hatte ihm sein Erzbischof womöglich gesteckt, dass der von Montini empfohlene Drittgutachter, Monsignore De Luca, sein Buch mit Engelszungen verteidigt und Hardlinern wie Pizzardo wütend entgegengeschleudert hatte: «Der Schaden, den Greene vielleicht stiftet, lässt sich nicht mit dem Guten vergleichen, das er bewirkt. Die sich gegen ihn verwahren, heucheln Empörung, ohne sie wirklich zu empfinden.»

1965 bringt Montini, inzwischen Papst Paul VI., den Streit um «The Power and the Glory» in einer Privataudienz mit Greene auf den ultimativen Nenner: «Mr Greene, manche Teile Ihres Buches erregen bei manchen Katholiken gewiss Anstoss, aber dem sollten Sie keine Bedeutung beimessen.» Kurz darauf verkündet Paul VI. die Abschaffung einer Institution: des seit 1559 bestehenden Index.

Kein Grund zum Hadern

Anton Beck

Caroline Albertine Minor: Der Panzer des Hummers. Aus dem Dänischen von Ursel Allenstein. Diogenes. 336 S., Fr. 33.90

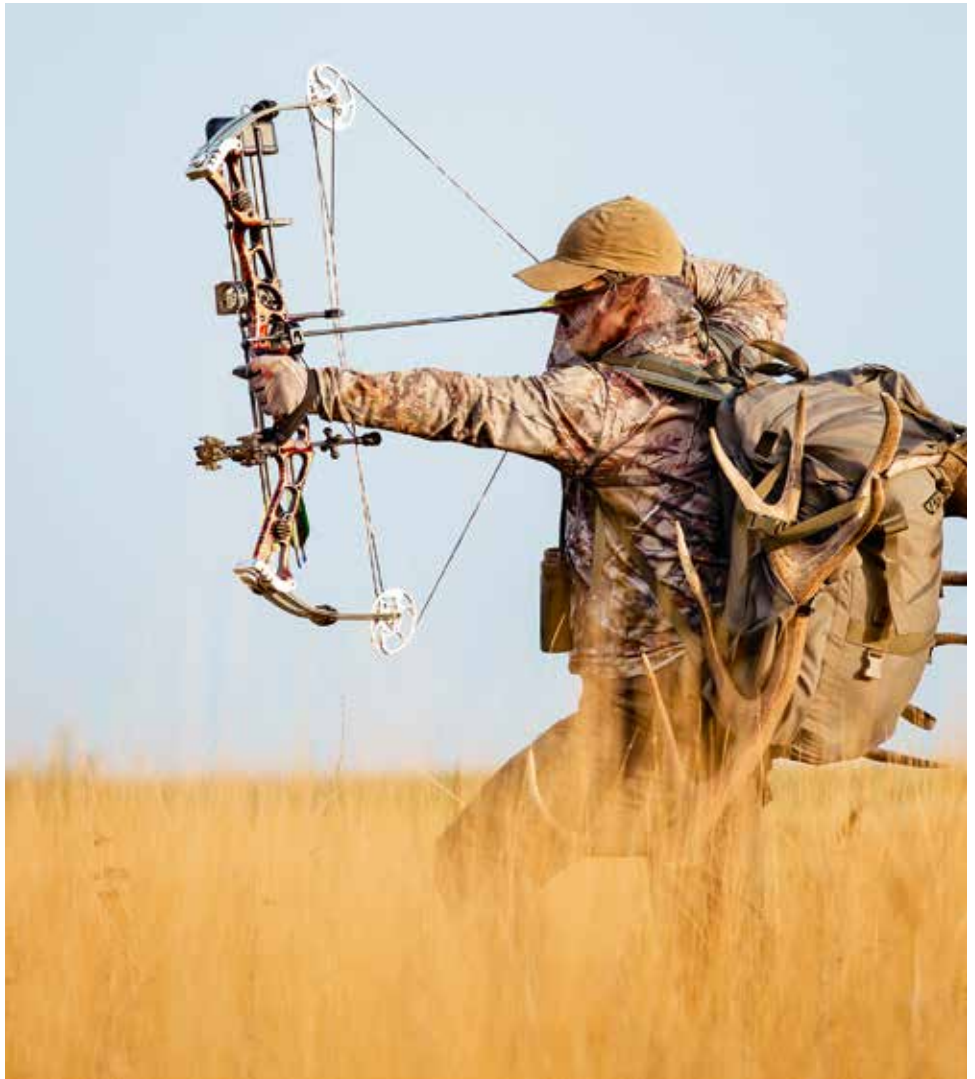
Wer Caroline Albertine Minors «Der Panzer des Hummers» liest, könnte zur Vermutung kommen, dass es womöglich am Genre des Familienromans liegt, dass die Lektüre nicht die einfachste ist. Denn der Roman, der den drei Geschwistern Sidsel, Niels und Ea folgt, wird schnell unübersichtlich – selbst der aufmerksame Leser verliert sich bei all den Figuren im Gewirr von seltsam anmutenden Namen wie Effe oder Coco. Darum wohl ist der deutschen Übersetzung ein Namensregister inklusive Verwandtschaftsverhältnissen vorangestellt.

Trotzdem lohnt sich die Lektüre. Dies vor allem, weil es Minor gelingt, die Zerbrechlichkeit und Abgründe im Leben der einzelnen Familienmitglieder darzustellen, ohne in den Kitsch abzugleiten. Wenn etwa geschildert wird, wie Effe, die Tante der drei Geschwister, an einem Winterabend in Sevilla ohne besonderen Anlass nach einem guten Essen mit dem nicht mehr schwindenden Gedanken konfrontiert wird, «dass sie nie Mutter werden würde». Minor lässt solchen Szenen den Raum, den sie brauchen, um sich zu entfalten, schmückt sie aber nicht unnötig aus oder überlädt sie mit Gefühlswallungen.

Esoterische Fantasien

So werden auch die Geschichten der Geschwister glaubhaft, nüchtern und interessant geschildert – selbst dann, wenn der Klischee-Alarm ertönt, wenn zum Beispiel beschrieben wird, wie Sidsel in ihrer Studienzeit eine Affäre mit einem Dozenten begann. Doch Minors erzählerische Kälte rettet auch solche Situationen: «Weil sie aufgrund des Namens davon ausgegangen war, der Dozent wäre eine Frau, kam sie sich schon da abgehängt vor, hinterherhinkend. Im Laufe der sechs Monate, die er ihr Lehrer, und der dreieinhalb, die er ihr Liebhaber war, hatte sich an diesem Eindruck nichts geändert.»

Anekdote für Anekdote breitet Minor das Leben der Geschwister entlang von fünf Tagen im April aus. Sidsel hadert als Kuratorin in einem Kopenhagener Museum ebenso mit ihrem Beruf wie der Plakatierer Niels, und Ea, die Älteste der drei, gibt sich in San Francisco esoterischen Fantasien und Wahrsagereien hin. Keinen Grund zu hadern hat Caroline Albertine Minor selbst. Mit ihren 32 Jahren war die Dänin bereits für den Preis des Nordischen Rates nominiert, und ihre Bücher werden in mehrere Sprachen übersetzt.



Carbonpfeile mit aufschraubbaren Striker-Magnum-Jagdspitzen.

Wer ist der Jäger, wer der Gejagte?

Christoph Egger

Colin Niel: Unter Raubtieren. Aus dem Französischen von Anne Thomas. Lenos. 403 S., Fr. 33.90

«Seules les bêtes» hiess Dominik Molls fabelhafter Film von 2019 nach dem gleichnamigen Roman von Colin Niel: ein Thriller, dessen Verstrickungen und Tote raffiniert Lebenswelten in den Cevennen und in Abidjan zusammenführen, die zunächst nichts miteinander zu verbinden schien. Nun liegt vom 1976 geborenen französischen Autor, dessen Erfahrungen aus seinem mehrjährigen Wirken als Agrar- und Forstingenieur in Französisch-Guyana in eine vielfach ausgezeichnete «Série guyanaise» eingeflossen sind, ein weiterer «multiperspektivischer» Thriller vor. Drei Ich-Erzähler berichten in «Unter Raubtieren» aus Frankreich und aus Afrika – ergänzt durch zwei weitere, im wahrsten Sinn befremd-

liche Stimmen. Den Auftakt macht Martin, der als Ranger im Pyrenäen-Nationalpark tätig ist, dessen Wildtiere ihm am Herzen liegen, ganz besonders der letzte der Pyrenäenbären, den er zu seinem Kummer aber schon länger nicht mehr gesehen hat. Er ist überzeugt davon, dass Jäger auch dieses Tier, wie diejenigen davor, abgeschossen haben, und so ist er denn wütend: sowieso auf alle Jäger, aber gleich auch noch auf alle die in seinen Augen inkompetenten Vorgesetzten und Politiker. Diese Wut setzt er um in einer Facebook-Gruppe, in der er zusammen mit weiteren Aktivisten anonym Hetzjagden auf Jäger veranstaltet, deren Identität sie entschlüsseln, um sie dem Shitstorm der Tierschützer auszuliefern. Eine Knacknuss ist allerdings das jüngste Foto, ohne jeden Hinweis auf seine Herkunft und völlig anders als die üblichen Trophäenbilder: Nachts mit Blitzlicht aufgenommen, zeigt es eine junge Frau mit Jagdbogen vor einem toten Löwen, die Lippen zusammengepresst, keinerlei Triumphpose.

Für Martin ist klar: Hier sah man «einen Mord in flagranti». Der Roman macht denn auch explizit den Bezug zu Cecil, dem prachtvollen

Löwen in Simbabwe, der 2015 von einem amerikanischen Zahnarzt mit einem Compoundbogen erlegt wurde, was einen internationalen Aufschrei zur Folge hatte.

Hübsches Stück an Detektivarbeit

Bevor es nun an die Identifikation der unbekanntenen Jägerin geht, bei der Martin ein hübsches Stück an Detektivarbeit gelingen wird, kommt diese selber zu Wort. Apolline heisst sie und feiert gerade ihren 20. Geburtstag, an dem sie von ihrem Vater, Vermögensberater und eifriger Jäger, zwei Geschenke bekommt: nicht nur einen Mathews Avail, den «letzten Schrei unter den Compoundbögen» (inbegriffen Sehnenstopper, 5-Pin-Bogenvisier aus Glasfaser, Pfeilaufgabe, sechs Carbonpfeile Hunter Pro samt «extrem scharfen» aufschraubbaren Striker-Magnum-Jagdspitzen mit Dreifachklinge – auch der Autor hat es sichtlich gern detailliert), sondern gleich auch noch die dazu passende Löwenjagd in Namibia. Nicht etwa *canned hunting*, wie es in Süd-

Beim Showdown in den Pyrenäen entpuppt sich das vermeintlich Wahre als das Falsche.

afrika angeboten wird, bei dem eingezäunte Tiere abgeknallt werden, sondern die Jagd auf ein wild lebendes Exemplar – das die Regierung zum Abschuss freigegeben hat, weil es sich auf den Raub von Ziegen und Rindern verlegt hat.

Der dritte Ich-Erzähler ist ein junger Himba aus ärmlichen Verhältnissen, Komuti, der diesem mächtigen Löwenmännchen Auge in Auge gegenübersteht, als es die Ziegenherde seines Vaters dezimiert. Wenn er im Verlauf der Geschichte den unbedingten Willen entwickelt, diesen Löwen selber zu erlegen, dann weil er nur so eine Chance zu haben glaubt, um die Hand einer jungen Frau aus wohlhabendem Haus anhalten zu dürfen. Inzwischen treffen sich die beiden jungen Leute jede Nacht unter freiem Himmel und haben ausführlich Sex – ebenso ausführlich wie uninspiriert beschrieben.



„Mam sagt, er spukt hier schon seit 20 Jahren...“

Informativ hingegen die Passagen zu den Lebensverhältnissen der Himba, wo die Jungen sehr wohl mit Smartphone und Internet umzugehen wissen. Zusammen mit den ethnologischen Fussnoten von Anne Thomas, der Übersetzerin, ergibt das ein anschauliches Bild zur Situation im heutigen Namibia, gerade auch an der Schnittstelle von (Jagd-)Tourismus und prekärer Existenz der Einheimischen. «Entre fauves» nennt Colin Niel seine Geschichte und erinnert mit diesem Titel natürlich an Nastassja Martins im Jahr davor erschienenen Bericht über eine fatale Begegnung mit einem Bären, «Croire aux fauves» («An das Wilde glauben»). Dies umso mehr, als bei ihm die Jagd auf den Löwen zwar im Mittelpunkt



steht, plötzlich aber auch noch der Bär des Anfangs seinen Auftritt haben wird – beide, Löwe und Bär, zudem mit einer Art Erzählstimme ausgestattet, was des Guten dann allerdings zu viel ist. Hier ritzt der Ökothriller die Grenze zum Ökokitsch.

Das Jagdthema hingegen, im Frankreich des Vorwahlkampfes wieder einmal von politischer Sprengkraft, wird von Niel nicht nur in eine atemlose Dynamik getrieben. In gekonnter dialektischer Umkehrung entpuppt sich beim Showdown in den Pyrenäen das vermeintlich Wahre als das Falsche, das Verabscheute als uneingestandene Leidenschaft, wird das simple Jäger-Beute-Schema als komplexes, widersprüchliches Geflecht offengelegt. Und so wird die Geschichte, der fanatische Jagdgegner und Tierschützer zu Beginn noch zujubeln mögen, unversehens zur Reflexion über Verhältnisse, die sich nicht mehr mit Schlagworten erledigen lassen.



Die Bibel Alternativen zum Staat

Und du, Mensch, zieh in die Verbannung, fort von deiner Stätte an einen anderen Ort! (Ezechiel 12, 3). – Das Neujahr erinnert daran, dass zuweilen Übergänge in neue Lebensumstände erfolgen, auch wenn das nicht beim Jahreswechsel geschieht. In der Geschichte Gottes mit den Menschen spielen Aufbrüche in eine unbekanntere Zukunft mehrmals eine Schlüsselrolle. Angefangen beim Auszug aus Ägypten, als die Israeliten die Despotie verliessen und mit Gottes Hilfe ein separates Gemeinwesen gründeten. Jahrhunderte später geschah unter umgekehrten Vorzeichen das Gleiche: In der Verbannung bildeten die Israeliten eigene Kommunitäten und fanden zu einem neuen Glauben an Gott. Zurück in Kanaan, weitere Jahrhunderte später, erlitten sie den Totalverlust ihres Landes und zerstreuten sich in der Diaspora. Fast alle diese Übergänge führten zu kleineren Strukturen mit grösserer Freiheit. In nachbiblischer Zeit entstanden durch die sogenannte Völkerwanderung neue Gemeinschaftsbildungen. Der verfehlte Ausdruck stammt aus dem nationalistisch tickenden 19. Jahrhundert. Die wandernden «Völker» waren in Wirklichkeit Scharen. Ein «Grieche» oder «Römer» konnte plötzlich «Hunne» werden und umgekehrt.

Verschiedene Gründe treiben den Auszug an, nicht zuletzt Staatsversagen. In einem zukünftigen Gesellschaftsmodell könnten sich Menschen in privaten Dienstleistungsunternehmen zusammenfinden, welche den Schutz von Leben, Freiheit und Eigentum bieten. Die Mitglieder zahlen einen vertraglich fixierten Beitrag pro Jahr. Ansonsten können sie machen, was sie wollen, begrenzt durch die Rechte der anderen und den Vertrag des Zusammenlebens. Die Dienstleister können vom Krankenhaus über Schulen und Kindergärten bis zur Müllabfuhr alles abdecken. «Freie Privatstädte» als Alternative zum Staat sind heute eine sich ausbreitende Idee.

Peter Ruch

Chance eines neuen Blicks

Joe Rogan ist der erfolgreichste Podcaster der Welt.

Sein Geheimnis: Er ist ein vorbildlicher Gastgeber, der sich für sein Gegenüber interessiert.

Norbert Bolz

Joe Rogan: The Joe Rogan Experience.
Podcast. Auf Spotify.

Belehren und beschimpfen sind die heute vorherrschenden Kommunikationsformen in Medien und Politik. Immer mehr Journalisten missverstehen sich als politische Aktivisten und willige Helfer der Regierungspropaganda. Umso wichtiger wird da ein Einmann-Unternehmen, das uns den Glauben an die Möglichkeit eines vernünftigen Gesprächs und eines gepflegten Streits zurückgibt.

Joe Rogan war ein Stand-up-Comedian und Moderator im Fernsehen, bevor er «The Joe Rogan Experience» entwickelte. Das ist der weltweit erfolgreichste Podcast. Fast fünfzig Millionen Menschen haben Rogans erstes Gespräch mit Elon Musk aufgerufen. Wie kann man seinen Erfolg erklären?

Kampfsportler und Jäger

Rogan ist facettenreich. Politisch steht er auf der Seite der klassischen Linken, was sich in seiner Unterstützung des Sozialisten Bernie Sanders besonders deutlich gezeigt hat. Das bedeutet aber auch, dass er sich immer wieder über den pseudolinken Voodoo-Zauber von Wokeness und Political Correctness lustig macht. Rogan ist libertär; so tritt er etwa für die Legalisierung bewusstseinsweiternder Drogen ein. Er ist Kampfsportler und Jäger – ein bunter Vogel eben.

Dazu passt seine politische Diversität. In seine Show lädt er linke wie rechte Gäste ein und behandelt sie gleichermaßen fair. Ständiger Perspektivenwechsel ist sein Prinzip. Ganz im Sinne von John Stuart Mills Freiheitsbegriff erhofft er sich gerade auch von abweichenden Meinungen die Chance eines neuen Blicks auf die Welt. Joe Rogan ist immer freundlich zu seinen Gästen und ist neugierig auf sie, auch wenn sie noch so extreme Thesen vorbringen. Damit erweist er sich als ein wahrer Gastgeber. Er hat Interesse an den Ansichten anderer – und an der Wahrheit. Das zeigt sich gerade darin, dass

er hin und wieder laut eingreift, wenn sein Gast zum Himmel schreienden Unsinn verbreitet.

Rogan ist ein Linker, der die Fronten zwischen links und rechts aufweicht. Vermutlich kann das auch nur ein Linker, denn die Medienöffentlichkeit in Amerika und Europa wird so sehr von den Salonsozialisten dominiert, dass Kritik von rechts einfach an ihr abprallt. «The Joe Rogan Experience» führt uns ins Jenseits von links und rechts, schwarz und weiss. Diese Form der Aufklärung gefährdet das Meinungs-

*Rogan ist ein Linker,
der die Fronten zwischen links
und rechts aufweicht.*

monopol der politisch Korrekten und Woken, und deshalb bekämpfen sie Formate wie die von Rogan mit dem Begriff *false balance*. Gemeint ist die Balance zwischen Pro und Kontra. Es sei eine falsche Vorstellung von Objektivität, die Gegenmeinung zu Wort kommen zu lassen, wenn die kompakte Majorität die «richtige» Meinung vertrete.

In der politischen Topografie der Mainstream-Medien sind die Linken die neue Mitte, und alles, was rechts davon liegt, gilt als rechts-extrem. Dass nein zu sagen deshalb immer teurer bezahlt wird, hat natürlich auch Joe Rogan längst zu spüren bekommen. Das Washingtoner Establishment und alle, die CNN für investigativen Journalismus halten, bekämpfen ihn als rechtsextrem. Und spätestens nach seinem Gespräch mit dem skeptischen Virologen Robert Malone, der die Corona-Politik der US-Regierung als Massenhysterie und Hypnose charakterisierte, bekam er die Grenzen seiner Aufklärungsarbeit aufgezeigt – er wurde von Youtube gesperrt.

Rogan hat in der Regel einen, nie aber mehr als zwei Gäste. Vielfalt der Meinungen und Perspektivenwechsel werden also möglich, indem im Wechsel Einzelne befragt werden – ganz im Gegensatz zu deutschen Talkshows, in denen vier, fünf Gäste sich ständig ins Wort fallen, um zu verhindern, dass ein Argument

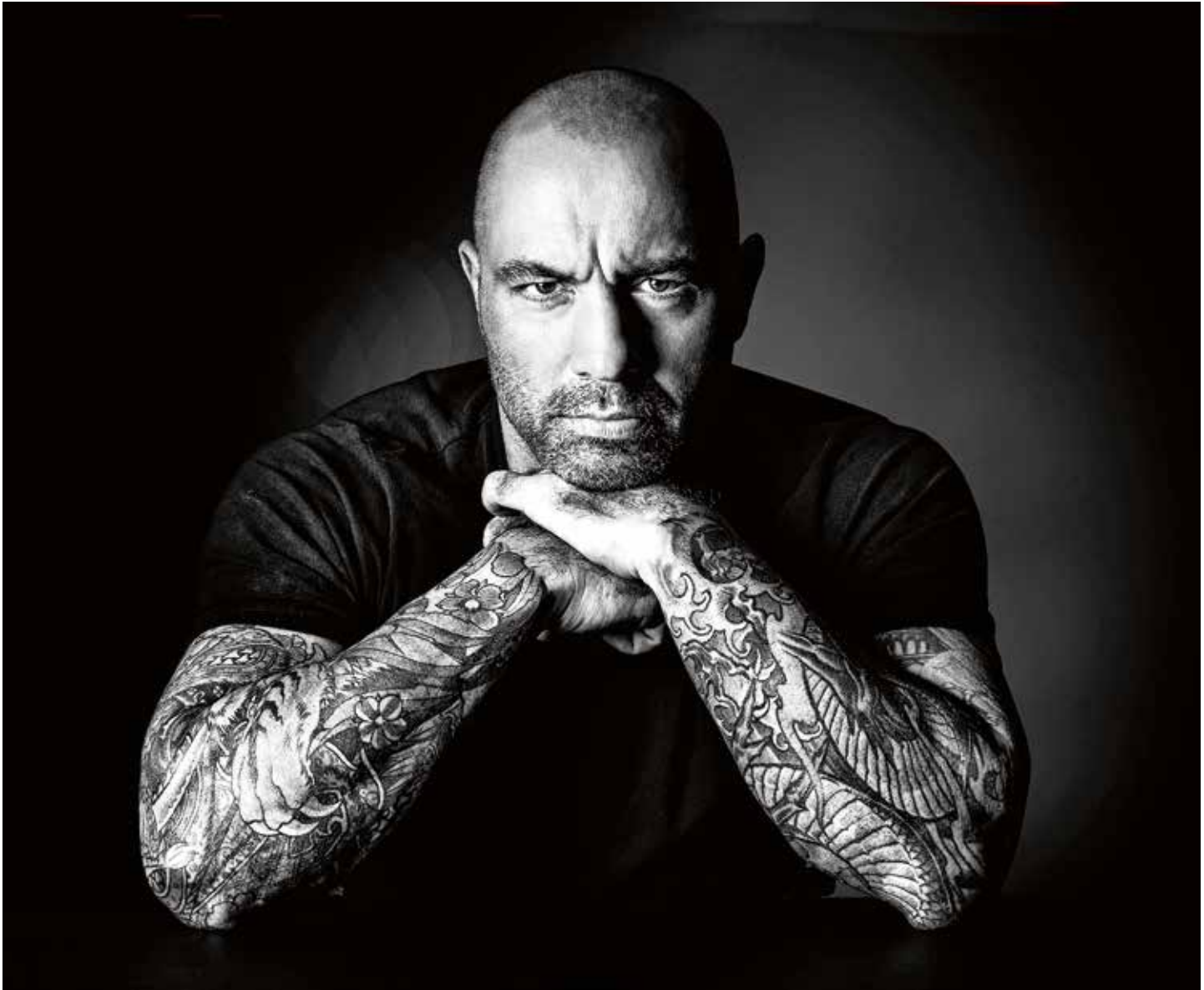
entwickelt werden kann. Der Gastgeber Rogan bleibt dabei keineswegs neutral; er vertritt seine Positionen sehr eloquent, aber er zeigt stets Interesse am Gegenargument. Anders als amerikanische und deutsche Journalisten, die sich gerne als Oberlehrer der Nation präsentieren, setzt er auf Neugier statt auf Pädagogik. Er kann zuhören, und seine Fragen sind nicht vorgefertigt, sondern ergeben sich aus dem Gespräch.

Heraus aus der Wutspirale

Wer gut zuhört, informiert fragt und seine eigene Meinung artikuliert vorbringt, kann sich die eitle Attitüde des «Entlarvens» ersparen. Damit ist «The Joe Rogan Experience» näher an dem, was der Sozialphilosoph Jürgen Habermas «herrschaftsfreien Diskurs» genannt hat, als die meisten akademischen Diskussionen, die nämlich hoffnungslos politisiert sind. Bei den grossen Themen unserer Zeit wie Massmigration, Trump, Klima und Corona hat sich ja in dramatischer Weise gezeigt, dass sich Wissenschaftler und Journalisten auf das Feld der Parteipolitik verirrt haben. Und auf diesem Feld herrscht nicht der zwanglose Zwang des besseren Arguments, sondern der Kampf. Für den Journalismus ist das eine Sackgasse, für die Wissenschaft eine Katastrophe.

Deshalb müssen wir froh sein über jedes publizistische Format, das dem Gespräch und der Argumentation wieder eine Chance gibt. Ausser von der bürgerlichen Bedingung der Höflichkeit ist die Möglichkeit einer vernünftigen Diskussion auch von der Zeit abhängig: Um ein Argument zu entwickeln, braucht man einen langen Atem, und das ist nicht möglich, wenn die Kurzatmigkeit der *soundbites* die Norm ist. Wer nur Sekunden hat, um seine Position zu vertreten, muss Argumente durch Gefühle ersetzen. Zeitknappheit verführt zur Aggressivität; jeder Satz wird dann zum Präventivschlag. Joe Rogan dagegen lässt sich und seinen Gästen Zeit. Seine Podcasts dauern meist länger als zwei Stunden.

Den sozialen Medien macht man den Vorwurf, sie seien schuld an der Explosion von Wut



Freundlich und neugierig: Podcaster Rogan.

und Hass in der Öffentlichkeit. Das ist sicher zu kurz gedacht. Aber in der angelsächsischen Diskussion gebraucht man in diesem Zusammenhang gern den treffenden Begriff *disinhibition*. Zu Deutsch: die Aufhebung aller Hemmungen. Und das ist nun wirklich charakteristisch für das soziale Klima unserer Zeit. Toleranz, Höflichkeit und Manieren sind Fremdwörter geworden.

Man muss kein Anhänger von Sigmund Freud sein, um zu erkennen, dass Kultur das Resultat von Sublimierungen ist. Gemeint ist die Verschiebung primitiver Triebe auf sozial anerkannte Ziele – ein Prozess der Veredelung unserer Gefühle. So ist zum Beispiel Höflichkeit ein kultureller Mechanismus, mit dem man Distanz wahrt und die Empfindlichkeiten anderer pauschal abfängt. Wenn dieser Mechanismus nicht mehr funktioniert, rücken sich die Leute gegenseitig auf den Leib, werden aggressiv und fühlen sich ständig verletzt – *me too!*

Wir befinden uns also in einer Phase der Entsublimierung und müssen überlegen, wie wir

den Rückweg zur Kultur finden. Den Weg heraus aus der Wutspirale, die sich immer mehr dem Extremwert Bürgerkrieg nähert, werden wir nur einschlagen können, wenn es uns gelingt, Hass und Wut wieder zu sublimieren. Das bedeutet wohlgerne nicht, dass aus

*Nicht der Konsens,
sondern der Streit hält
die Gesellschaft zusammen.*

persönlicher Feindschaft Liebe wird, sondern dass aus blindem Hass artikulierte Kritik wird. Dazu gehört, dass man nicht ad hominem argumentiert, das heißt, niemanden in einer Diskussion persönlich angreift.

Kultiviert ist man nur, wenn man den anderen nicht als Feind, sondern als Konkurrenten oder Diskussionsgegner versteht. Deshalb geht es in unserer emotional überhitzten, hysterischen Gegenwart nicht um die Scheinalternative «Spalten oder versöhnen». Stattdessen

geht es darum, wieder das Streiten zu lernen. Denn das war eine der tiefsten Einsichten des Soziologen Georg Simmel: Nicht der Konsens, sondern der Streit hält die Gesellschaft zusammen. Dabei darf es durchaus polemisch zugehen, aber niemals unhöflich.

Freud meinte ja, dass wir an einem Unbehagen in der Kultur leiden, weil sie uns ein Übermass an Triebverzicht abfordert. Aber dieses Unbehagen zu ertragen, ist der Preis, den wir für reale Friedlichkeit zahlen müssen. Früher gehörte das zu den selbstverständlichen Aufgaben der Erziehung und Bildung. Höflichkeit und eine habituelle Freundlichkeit kann man nämlich lernen. Das Haus Axel Springer prägte 1948 den Slogan: «Seid nett zueinander.» Darüber haben sich damals viele Intellektuelle lustig gemacht. Aber es ist der beste Rat, den man unserer Gesellschaft heute geben kann.

Norbert Bolz ist emeritierter Professor für Medienwissenschaften an der TU Berlin.

Angstmacher

René Hildbrand

«ZüriNews», «10 vor 10»: 18 bzw. 1.50 Uhr

Immer dann, wenn die Mitglieder der Covid-Expertenkommission gerade nichts sagen wollen oder können, schalten die Schweizer Fernsehsender den Arzt Andreas Cerny aus dem Tessin zu – und stellen ihm Kuschel-fragen. Jedes Mal schafft es der Infektio-loge, viele TV-Journalisten glücklich zu machen. Er rechnet nämlich immer mit dem Schlimmsten. Von ihm kommt nie ein ermutigendes Wort.

Wenn der Bundesrat Corona-Massnahmen verschärft, sagt Cerny: «Es wurde höchste Zeit.» Und macht dazu sein Gallenstein-Gesicht. Regeln und Verordnungen sind für den permanent beunruhigten Mediziner stets zu «mild», ungenügend und gehen zu wenig weit. Quarantäneverkürzungen? Nein, danke. Selbst wenn namhafte Schweizer Epidemiologen und sogar der deutsche Gesundheitsminister oder Star-Virologe Christian Drosten «vorsichtig-frohe» Nachrichten veröffentlichen und Anlass für besonnenen Optimismus geben – für Professor Cerny ist das Licht am Ende des Tunnels immer ein heranfahrender Zug. Der Griesgrämige hält im Fernsehen – bei den Regionalsendern von CH Media bis «10 vor 10» – fast täglich die Monstranz der Besorgten hoch. Das Fernsehen gibt ihm (zu oft) Gelegenheit, Platz und Zeit dazu. Angst vor Covid kann schlimmer sein als Covid selbst. Es gibt keinen schlechteren Ratgeber als die Angst, sie ist die Dunkelkammer, in der Negative entwickelt werden. Gerade in einer Gesundheitskrise können Krankheiten Symptome von nicht gelebten Emotionen sein. Seuchen kommen immer zu Pferde und gehen zu Fuss wieder weg. Die Zahl der Spital-eintritte wegen Corona sinkt weiter.



Wunderliches Leben: Lady Di (Kristen Stewart).

Film

Raus aus dem Dornröschenschlaf

Wolfram Knorr

Spencer (GB, D, 2021)

Von Pablo Larrain. Mit Kristen Stewart, Sally Hawkins, Timothy Spall, Jack Farthing

«Was du nicht verstehst, ist, dass es uns zweimal geben muss», belehrt er sie mit steifer Contenance. «Eine öffentliche Person und einen Menschen – das Volk will nicht, dass wir Menschen sind.» Für Prinz Charles (Jack Farthing) ist diese Einsicht kein Problem, für seine Gattin Diana (Kristen Stewart) dagegen ein Ärgernis. Sie hat keine Lust, als kostbares Schmuckstück der royalen Familie erhalten zu müssen. 1991, als sich der Edel-Clan auf dem Landsitz Sandringham House in der Grafschaft Norfolk zur Weihnachtsfeier zusammenfindet, fasst sie den Entschluss, dem gespreizten Hoftheater nicht mehr dienen zu wollen. Lady Di, mental gelähmt vom öffentlichen Druck und gedemütigt von der Liaison ihres Gatten mit Camilla, soll zur Weihnachtsfeier den Entschluss gefasst haben, sich von Prince Charles zu trennen.

Das behaupten jedenfalls der chilenische Filmemacher Pablo Lorrain («Jackie») und sein Autor Stephen Knight («Taboo») und

nutzen die Behauptung für ihr delikates Porträt von Lady Diana Spencer, mit ein wenig Vitriol beträufelt. Die Weihnachtsfeier als dramatischer Prozess einer Entfremdung. So beginnt «Spencer» mit einer Fahrt im offenen Porsche. Diana steuert den Wagen durch britische Grafschaften, verfährt sich, bittet, zur Verwunderung der Gäste, in einem Café um Auskunft und trifft – wie beabsichtigt – zu spät auf dem Landsitz ein. Höchst pikiert, aber mit Fassung wird über ihr «ungebührliches» Verhalten hinweggesehen, ihre Bockigkeit wird ignoriert, ihre falsche Kleiderwahl dezent bemängelt und ihr Verhalten während des Din-

Rumorende Ausfälle einer lange eingesperrten Gefühlswelt.

ners mit hochgezogenen Augenbrauen für wenig *comme il faut* gehalten. Es ist vor allem ihr unangemessener Abgang von der Tafel, um in den Prachtfluren eine Toilette zu finden, in die sie kotzen kann, was sie zuvor verspeisen musste.

Neben Lorrains «Jackie» (2016) ist «Spencer» ein weiteres Biopic der besonderen Art: ein auf einen einzigen, zeitlich begrenzten Anlass eingedampftes Charakterkonzentrat, das zugleich Biografisches über die Person zu erzählen weiss. In das übliche Biopic-Raster passt diese filmisch bizarre, aber originelle



Mixtur aus Kammerspiel und höchster melodramatischer Stilisierung natürlich nicht und hinterlässt einen paradoxen Eindruck: Es entsteht das Bild einer Gesellschaft, die zwar von lärmenden Impulsen geprägt, aber aus der zugleich alles Leben entschwunden ist; ein erstarrendes Chaos. So wirken die Familienmitglieder bis zu ihrem Zentrum, der Queen, wie nicht zu fassende Trabanten, die sich Diana nähern und sich wieder verflüchtigen.

Eigentlich rücken nur drei Personen in ihr direktes Wahrnehmungsfeld, die ihre Fürsorgepflicht ernst nehmen: Küchenchef Darren (Sean Harris), Major Gregory (Timothy Spall) und Dianas Garderobiere Maggie (Sally Hawkins). Der Rest bleibt eine Clique von Chimären, die sich in die bereitliegenden Formen des Unpersönlichen geworfen hat. Nur mit ihren Kindern und mit Maggie kann sich die gefallene Prinzessin der abgrundtiefen Einsamkeit, die das Weihnachtsfest für sie darstellt, entziehen.

Wie durch einen Gazevorhang

Lorrains Lady-Di-Porträt ist aber keineswegs nur ein rein positives, was «Spencer» zu einer inneren Spannung verhilft. Zwar ist Diana ein bemitleidenswertes Opfer im goldenen Käfig, in dem man ihr die Vorhänge in ihrer Suite zubindet, damit Paparazzi ihre Begierde nicht stillen können; der man Maggie entzieht, weil sie zu vertraulich miteinander umgehen, und Major Gregory wegen ihrer renitenten Unpünktlichkeit als Aufpasser zur Seite stellt.

Aber zugleich ist sie eben Teil des royalen Systems – kannte es, billigte es – und zeigt auch das Verhalten einer verwöhnten Göre. Alles äussert sich in Abmessungen ihrer scheinbar verschlossenen Mimik. Einmal erspät sie zwischen einer Plaudergruppe Camilla. Fühlt sie sich gedemütigt vom Ehebruch, oder ist die Beobachtung Bestätigung ihrer komplexen Abneigung gegen das Milieu, in das sie geraten ist?

Dramaturgie und ästhetische Bildgestaltung von Claire Mathon («Portrait de la jeune fille en feu», 2019) lassen das biografische Porträt wie durch einen Gazevorhang erscheinen, hinter dem sich ein wunderliches Leben abspielt. Und es gibt im Gesellschafts-Prunkstück und Jumbo emotionaler Sehnsüchte auch eine schöne Volte der Ironie, verkörpert von Timothy Spall als Major Gregory. Wenn er mit seinem langen, traurigen Dackelgesicht Lady Di um Pünktlichkeit bittet, gerinnt für einen Moment das ganze Hoftheater zur Farce.

Bis zur Vereisung

«Spencer» ist ganz auf Kristen Stewart als Diana fokussiert, und mit atemberaubender Souveränität beherrscht sie den Film. Innerliche Bewegungen, Empfindsamkeiten visuell überzeugend darzustellen bis zu ihrer Vereisung in Trotz und Abneigung, gelingt ihr mit mimischer Bravour. Ihr Gesicht wirkt zuweilen wie ein Raum, in dem das Licht ausgeknipst wurde. Sie kann so unfassbar leer und zugleich voller Groll blicken, als habe sich jede seelische Kraft aufgelöst. Es sind, im Kreis einer Familie, die in Künstlichkeit verharret, rumorende Ausfälle einer lange eingesperrten Gefühlswelt. Wie eine Märchenfigur, die aus dem Dornröschenschlaf erwacht.

Gefühle prägen

SCELLENBERGGRUPPE
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.

+41 44 953 1111
schellenberggruppe.ch

Alben für die Ewigkeit



U2: The Joshua Tree (1987)

Zu den Hochzeiten des Synthiepop holten die irischen U2 zum Gegenschlag aus. Sie vergruben sich 1985 in einem abgelegenen Landhaus und zelebrierten akustische Experimente unter dem Einfluss der amerikanischen Folk- und Bluesmusik. Es entstand Rockgeschichte mit drei grossen Klassikern.

Die Hookline von «Where the Streets Have No Name» ist ein sich wiederholendes Gitarren-Arpeggio. Leadsänger Bono schrieb den Text in Reaktion auf die Vorstellung, dass es möglich ist, die Religion und das Einkommen einer Person zu identifizieren, basierend auf der Strasse, in der sie lebt.

Das packende «With or Without You» beruht grösstenteils auf D-Dur-Akkorden. Obwohl der Text viele Interpretationsmöglichkeiten bietet, ist dieser Song ein verdrehtes Liebeslied mit formvollendeten Metaphern. Er besingt die Gewalttätigkeit der Liebe sowie Eigentümerschaft und Besitztum.

«I Still Haven't Found What I'm Looking For» mit dem grossartigen R-&-B-Beat gehört zu den bekanntesten Songs der Band und beschreibt das gesuchte und nicht gefundene Gefühl. Auch die Beziehung zu einem anderen Menschen konnte diese Lücke nicht füllen und mündet schliesslich in ein christliches Glaubensbekenntnis. Der Restzweifel bleibt aber.

Wer mit U2 arbeiten wolle, sagt Produzent Daniel Lanois, müsse damit rechnen, von einer Lawine an Erwartungen und Eventualitäten mitgerissen zu werden. Der Mann wusste dieses ganze Feuerwerk an Ideen und Knacknüssen zu einem Meisterwerk zu verschmelzen.

Chris von Rohr

Pop

Man erkannte sie am ersten Ton

Jean-Martin Büttner

John Illsley: *My Life in Dire Straits.* The Inside Story of One of the Biggest Bands in Rock History. Bantam Press. 336 S., Fr. 38.90

Niemand kann Herablassung so subtil formulieren wie die Briten. Darum muss man den Rezensionsbeginn des Musikmagazins *Uncut* im Original zitieren: «A new solo album by Mark Knopfler is not nature's most efficient way to set the heartbeat racing.» (Die Natur kennt bessere Wege, das Herz zum Rasen zu bringen, als ein neues Soloalbum von Mark Knopfler.) Er ist der ehemalige Sänger, Songschreiber und Gitarrist von Dire Straits. Das Quartett aus London hat allein vom Album «Brothers in Arms» (1985) über dreissig Millionen Exemplare verkauft. Es war als eines der ersten mit digitaler Technik aufgenommen worden und lancierte das CD-Zeitalter.

Aber der Rezensent hat recht: Der Solist Mark Knopfler, dieser phlegmatische Engländer, tendiert musikalisch zum Tapeten-sound. Die pastellene Klangmöblierung seiner Musik steht im bedauerlichen Kontrast zu seinem Talent und den frühen Erfolgen seiner Gruppe.

Erfolg von Anfang an

Was die junge Band ausgezeichnet hatte und woran ihr Bassist John Illsley in seiner eben erschienenen Autobiografie erinnert: Obwohl Dire Straits ihre erste Platte 1978 veröffentlichten, also mitten in den Explosionen des Punk, wollten sie mit der Ästhetik des Hässlichen, mit Kettensägen-Gitarren und hingekotzten Provokationen nichts zu tun haben.

Das Quartett zog einen geschmeidigen, elegant swingenden, leicht amerikanisierten Rock-sound vor. Bestimmend war dabei Knopflers Gitarrenspiel, er bediente sein Instrument mit der Greifhand statt mit dem Plektrum, wobei er sich an Gitarristen wie J.J. Cale oder Ry Cooder orientierte. Der Virtuose trieb sein Spiel dermassen konsequent voran, dass man die Songs von Dire Straits vom ersten Ton an erkannte. Als ehemaliger Lehrer und Journalist war Knopfler auch sprachlich versiert und verfasste gekonnte Erzählertexte, die er mit einer an Bob Dylan geschulten Stimme vortrug.

Die Band habe einen leichten Start gehabt, erinnert sich Illsley in seinem Buch: Als sie dem angesehenen Radiomann Charlie Gillett einige Demo-Aufnahmen übergaben, spielte dieser eine davon, das brillante «Sultans of Swing», mehrmals in seiner Sendung. Der Song machte die Plattenfirmen aufmerksam. Weil die Musiker einen Anwalt konsultierten, bevor sie etwas



Hang zum Schönreden: John Illsley, Bassist der Dire Straits.

unterschrieben, und weil sie Plattenfirma und Manager mit Sorgfalt auswählten, hatten sie nicht nur sofort Erfolg, sondern verdienten auch daran. Beiläufig widerlegte das Quartett damit den eigenen Namen: *dire straits* heisst «bittere Notlage», was sich auf die damalige finanzielle Lage der Musiker bezog. Was stattdessen folgte, war eine internationale, von mehreren Welt-tourneen befeuerte Erfolgsgeschichte. Bis heute haben Dire Straits, die sich 1995 nach sechs Alben zum zweiten Mal trennten, über hundert Millionen Platten verkauft.

John Illsleys Autobiografie verfällt dem für das Genre typischen Hang zum Schönreden und Übertreiben. Aber sie interessiert als Chronik der zerschleissenden Tourneen, denen die Band sich auslieferte. Ihre letzte dauerte von August 1991 bis Oktober 1992, umfasste 229 Konzerte auf drei Kontinenten und erreichte über sieben Millionen Leute. Letzten Endes zerbrachen die zermürbten, erschöpften Musiker an ihrem eigenen Erfolg. Auch ihr damaliger Auftritt im Zürcher Hallenstadion enttäuschte. Die Band war mit zwei Schlagzeugern, zwei Keyboardern, drei Gitarristen und einem Saxofonisten angerückt – und ertränkte ihre Songs im Bombast.

Nur die ersten beiden Alben bleiben unwiderstehlich in ihrer federnden Präzision; da ist kein Ton zu viel, und Mark Knopflers melodiöses,

von mitreissenden Riffs punktiertes Gitarrenspiel klingt zum Mitsingen schön. Dann jedoch holte er sich einen Keyboarder in die Band, die Lieder wurden länger, üppiger und monotoner. Erst als Solist besann sich Knopfler wieder auf Zurückhaltung. Er tat das aber derart konsequent, dass der Puls beim Anhören seiner Platten zum Einschlafen ruhig bleibt.

Ballett

Alerter Ab- und Aufräumer

Manuel Brug

Monteverdi: Ballett von Christian Spuck. Opernhaus Zürich. Premiere: 15. Januar, 19 Uhr.

Zehn Jahre. Schon so lange her? Manchen in Zürich erscheint es immer noch wie gestern, dass Heinz Spoerli beim Ballett schaltete und waltete, delegierte und kreierte, wenig teilte und viel herrschte. Kein Wunder, der Schweizer Choreograf tat das sechzehn Jahre lang, bis 2012. Und davor war der gebürtige Basler – nach einem Zwischenspiel in Düsseldorf – achtzehn Jahre lang der Tanztruppe seiner

Heimatstadt vorgestanden. Die Latte lag hoch, als der damals 43-jährige Deutsche Christian Spuck am Zürcher Opernhaus durchstartete.

Er tat es auf seine Art, sorgfältig, verlässlich, überschaubar kreativ. Sieht man den schmalen Mann mit der Brille und dem Bärtchen – meist ist er unauffällig gekleidet –, dann könnte er auch als Designer oder Architekt durchgehen. Nichts flamboyant Künstlerisches geht von ihm aus. Und wie am Reissbrett entworfen, stilistisch geschmeidig den Wünschen der Kunden oder Interpreten angepasst, wirken auch meist seine Stücke. Die haben wenig Überraschendes aufzuweisen, dafür sind sie gut gemacht: auf den Punkt gebrachte, schlüssig erzählte Zeitgeistprodukte der Ballettbühne. Werden sie eine längere Halbwertszeit aufweisen? Eher nicht.

Doch Christian Spuck, nett, überlegt, in Massen eloquent, selbstbewusst, aber nicht auftrumpfend, passt perfekt in einen geölten Betrieb wie Zürich, wo man Experimenten eher abhold ist. Und den er ganz auf sich abgestellt hat. Solotänzer mit Persönlichkeit und Anspruch – nicht wichtig, die Fluktuation in Zürich ist ordentlich. Die Truppe hingegen (36 Mitglieder umfasst sie als grösstes Tanzensemble der Schweiz, hinzu kommen die 14 Alumni des Junior-Balletts) wirkt dynamisch, sportiv. Was ihr fehlt, ist freilich Seele.

Die atmen aber auch die Stücke ihres Chefs nur selten. Christian Spuck war ein Spätberufener. Als bereits 23-jähriger Tänzer hat er sich zäh nach Abitur und Zivildienst durchgebissen, erst im der Moderne zugeneigten Flandern, dann als Freier in Stuttgart, bis er, als angeblich letzter Tänzer, 1994 von Marcia Haydée ans Stuttgarter Ballett engagiert wurde.

So verfolgt er seine Erblinie bis hin zu John Cranko, denn in der Schwabenmetropole haben sie ihre Haus-Choreografen immer schon gern selbst ausgebrütet. Diese Stelle erhielt er 2001. Er behielt sie bis zum Wechsel nach Zürich.

Während Spuck-Stücke auch auf Bühnen von Düsseldorf bis Berlin und Essen gefragt waren, bildete er rasch sein Erfolgsmodell heraus. Er ist musikalisch und dramaturgisch begabt, kann gut adaptieren und kopieren. Er suchte sich schon für seine abstrakten Werke gern Anregungen aus der bildenden Kunst, baute bald verstärkt Handlungsballette nach geschickt für die Tanzbühne gewählten Vorgaben von Büchner, E. T. A. Hoffmann, Wedekind, Edward Bond. Schon früh hatte er seine dominierende Kostümbildnerin Emma Ryott gefunden. In Zürich kam für das meist minimalistische Bühnenbild Rufus Didwizus hinzu.



Sorgfältig: Zürcher Ballettdirektor Spuck.

Böse Zungen nennen Spuck einen «Galeristen», der mehr kuratiert als kreierte. Das Zürcher Ballett, wo die letzten Spoerli-Stücke sehr schnell ausrangiert wurden, wurde in der letzten Dekade jedenfalls zum glamourösen Umsteigebahnhof der meisten wichtigen zeitgenössischen Choreografen, des Ex-Stuttgarters Marco Goecke wie des Briten Wayne McGregor oder der Kanadierin Crystal Pite. Immerhin: Manche schufen hier auch Neues.

Und der Chef, dem man intern nicht mehr ganz zeitgemäss autoritäres Gebaren nachsagt, hat sich zu aller Zufriedenheit mit seinen Abendfüllern eingerichtet. Mit neu ausgemessenen Klassikern wie «Nussknacker» oder «Dornröschen»; mit «Anna Karenina», der «Winterreise» oder Verdis «Requiem»; und mit dem intensiv-spröden Tanzmusikdrama «Das Mädchen mit den Schwefelhölzern».

Auf diesem Weg schreitet Christian Spuck jetzt mit «Monteverdi» voran, wo neben dem Barockspezialisten Riccardo Minasi am Pult auch Sänger involviert sind. Und dann kommt – schon? – die letzte Spuck-Spielzeit.

Denn ein Jahr vor Vertragsablauf 2025 wechselt er nach Berlin zum abgewirtschafteten Staatsballett. Dort braucht man einen alerten Aufräumer wie ihn ganz dringend.

Jazz DNA des Jazz Peter Rüedi

Julian Lage: Squint. Blue Note 00602435521510

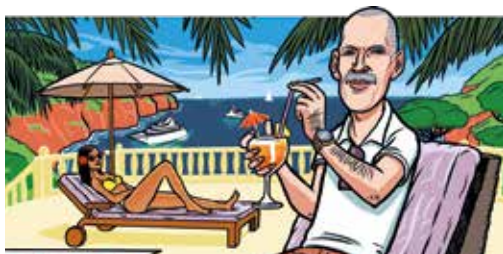
Seit seinen Anfängen ist der Jazz eine offene, undogmatische Musik. Das Gegenteil von Purismus jeglicher Art. Im Lauf seiner Geschichte legte er sich sozusagen in jedes Lotterbett, seine Bälger sind ohne Zahl, deren Väter die unterschiedlichsten, von hochseriös bis anrühlich. Allerdings hat sich während gut eines Jahrhunderts so etwas wie eine «Jazzidentität» herausgebildet, so etwas wie das Substrat einer spezifischen Kontinuität, ein im Lauf der Evolution gehärteter Kern, der bis auf den heutigen Tag seine DNA ausmacht, für den Liebhaber leichter zu fühlen als zu analysieren.

Ein solcher Liebhaber ist der Gitarrist Julian Lage. Am Weihnachtstag 1987 geboren und bei San Francisco aufgewachsen, wurde er bald als Wunderkind bekannt, spielte bereits im Alter von acht Jahren mit Carlos Santana. Im Gegensatz zu vielen Frühbegabten verbrannte er in der Pubertät sein Talent nicht, er entwickelte es weiter, sich immer an den stilbildenden Grössen der Jazztradition messend. Dies waren nicht nur Gitarristen wie Grant Green, Jim Hall, Wes Montgomery, sondern auch legendäre Alben von Ornette Coleman, Joe Henderson oder McCoy Tyner. Die gehörten zum Zentrum des Jazz vor der Free- oder Fusion-Phase, also zur Kultur, für die am offensichtlichsten ein Label wie Blue Note stand.

Und noch steht. Lage ist jetzt dort angelangt, mit einer neuen CD namens «Squint» (deutsch «Schielen» oder «Seitenblick»). Lages Silberblick erfasst Geschichte und Gegenwart, für die sein neues Label steht. Davon geht er aus und entwirft mit seinen Partnern, dem Drummer Dave King und dem («akustischen») Bassisten Jorge Roeder, ein eigenes reiches Vokabular. Seine Sprache ist expressiv, aber auch wohlklingend und melodiös, nicht nur in den von ihm geliebten Balladen (seinen eigenen und zwei übernommenen: sozusagen das Jim-Hall-Erbe in seiner eklektischen Stilistik). Sie ist oft Blues-geerdet, und sie hat einen dringlichen, mitreissenden Drive: zumal die Eigenkomposition «Familiar Flower», eines von neun schönen Originals, erinnert an den Flow und Puls von Stücken Ornette Colemans mit Billy Higgins an den Drums.

Sagt der Gitarrist: «Was wir mit dieser Musik sagen wollten, ist: «I'm in love with Jazz, I'm in love with the culture of Jazz.» Meint: Ich liebe Swing, Groove, gute Songs, subtil konzentrierte oder expansiv hochfliegende Improvisationen. Alles präsent in dieser Musik.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Freund Marc

Mark van Huisseling

Ich lernte Marc Walder in den 1990er Jahren kennen. Wir waren damals beide Volontäre im Ringier-Verlag. Mein Ausbildungsort war die *Sonntagsblick*-Redaktion (*SoBli*), ferner besuchte ich das Medienausbildungszentrum MAZ in Luzern. Marc hatte es im Gegensatz zu mir an die hauseigene Ringier-Journalistenschule – genannt «Jouschu» – geschafft, sein Stammplatz befand sich bei der *SI* (*Schweizer Illustrierten*).

In der Zwischenzeit, meine sachkundige Leserin, mein unterrichteter Leser wissen es, hat Marc (mit c) Karriere gemacht, er wurde CEO und Mitbesitzer von Ringier; die 10-Prozent-Beteiligung des heute 56-Jährigen am diversifizierten Medienunternehmen mit rund 6800 Mitarbeitern in mehreren Ländern (Wikipedia) dürfte über hundert Millionen Franken wert sein. Aus Mark (mit k) hingegen wurde MvH, ferner der Alleinbesitzer von MvH Industries, einem nicht diversifizierten Medienunternehmen mit einem Mitarbeiter respektive 20 146 Franken Eigenkapital (Ende 2020).

Aber es geht hier nicht um mich, sondern um Marc. Der hat in einer Ansprache vor der Schweizerischen Management Gesellschaft eine «journalistische Bankrotterklärung» abgegeben (*Neue Zürcher Zeitung*, *NZZ*), die jüngst vom *Nebelspalter* verbreitet wurde (ich habe auch schon auf dem Newportal veröffentlicht). Verkürzt sagt er in dem Video, Ringier wolle auf seine Initiative hin in allen Ländern, in denen das Unternehmen tätig sei, die Regierung unterstützen durch die mediale Berichterstattung, damit alle gut durch die Krise (Corona-Pandemie) kommen. Weshalb in der Schweiz die Blick-Gruppe sich «zum Kompl-

zen der Regierung macht, anstatt sie kritisch zu begleiten» (*NZZ*).

Wenn Marc seinerzeit während des Ausbildungseinsatzes auf der *SoBli*-Redaktion auftauchte, umwehte ihn der Duft eines Besitzersohns, der den Vater ins Büro begleitet (Michael Ringier hat keinen Sohn, sondern zwei adoptierte Töchter). Marc, ein ehemaliger professioneller Tennisspieler, war Partner und Coach des Verlegers auf dem Platz; die Bedeutung davon wird stets kleingeredet, ich schätze sie dessen ungeachtet als ziemlich hoch ein. Ich erinnere mich nicht, dass Marc einmal mit Volontären oder Redaktoren zum Mittagessen oder Aperitif ging, ich meine, er begleitete Chefs oder stand auf dem Tennisplatz. Auch fällt mir kein samstagabendlicher Abschluss ein, an dem er die Zeitung «ins Bett brachte», wie man sagt, also um Mitternacht die letzte Unfallnachricht oder so schrieb.

Als *SI*-Chefredaktor (2000 bis 2006) bewies er Managerqualitäten: Er änderte an der redaktionellen Haltung der Zeitschrift, die vor ihm Peter Rothenbühler mit liebedienerischen Porträts von sogenannten Schweizer Prominenten erfolgreich gemacht hatte, *exactly nothing*. Ich meine das ernst – die gute Leistung des Vorgängers anzuerkennen und bestehen zu lassen, verlangt Grösse. In dieser Zeit traf ich ihn mal an einem Anlass mit Gaststar Boris Becker; ich war damals ein bisschen bekannt für meine Befragungen von Berühmtheiten (die lustig oder wenigstens respektfrei waren). «Mark, du müsstest deine Interviews eigentlich für uns machen», sagte Walder. «Würdest du sie denn

Marc (mit c) hat Karriere gemacht, er wurde Mitbesitzer von Ringier; aus Mark (mit k) wurde MvH.

so bringen?», fragte ich zurück. «Wahrscheinlich nicht», erwiderte er.

Als Journalist überschätzt, als Manager unterschätzt – das ist in meinen Augen Marc in einer Nusschale. Ich neige zu Zweifeln, ob er jemals Journalist war beziehungsweise sein wollte. Stattdessen hat er aus dem Schweizer Zeitschriften- und Zeitungsverlag Ringier ein international aufgestelltes Digitalunternehmen gemacht. Vor dieser Leistung ziehe ich meinen Hut (respektive meine Wollmütze).

Weshalb ein solcher Wirtschaftskapitän dann leichtfertig eine schwierige Aussage macht und

sich erst noch dabei filmen lässt – «Regierung unterstützen» –, die ihm jetzt alle, die für einen anderen Verlag schreiben, um die Ohren schlagen dürfen? Weil Journalismus für ihn und seine Firma längst nicht mehr matchentscheidend ist. Viel wichtiger ist es Walder/Ringier, Regierungsvertretern genehm zu sein. Um damit rechnen zu dürfen, dass diese sich an die Unterstützung erinnern werden, wenn der Verlag, Pardon: der E-Commerce-Konzern, beim nächsten Deal ihr Wohlwollen (respektive das ihrer Behörden) braucht.



UNTEN DURCH Fondue in der Fremde

Linus Reichlin

Kürzlich wurde ich von deutschen Freunden zum Fondue eingeladen. Beim Fondue will ich immer unbedingt die «Religieuse» haben, und ich dachte, dass ich bei den Deutschen leichtes Spiel haben werde, da sie die «Religieuse» bestimmt nur für eine ärgerliche Verkrustung hielten – für ein Abwaschproblem. Ich stellte mir vor, dass ich, wenn sie sich nach dem Essen darüber beklagten, dass sie jetzt mit Stahlwolle das Caquelon auskratzen müssten, sagen würde: «Diese lästige und schmutzige Kratzarbeit werde ich für euch übernehmen! Ich habe extra einen Schaber mitgenommen und werde das Zeug sogar essen, damit es im Müll nicht stinkt.»

Aber als ich mit einer Flasche Kirsch, dem Schaber und meiner mit zwei speziell gezackten Widerhaken versehenen Fonduegabel, mit der man niemals ein Brotstück verliert, bei meinen Freunden ankam, stellten sie kein Caquelon aufs Rechaud, sondern eine normale Pfanne, die sie «Topf» nannten. Ich sagte: «Wollt ihr darin Tee kochen oder was?», und sie sagten:

«Nein, wieso? Das ist für die Brühe.» Aus dem Kühlschrank holten sie in Würfel geschnittene Fischleichen. Ich sagte: «Moment mal, das ist Fondue chinoise! Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich doch keinen Schaber mitgenommen!» Sie sagten: «Wir haben nie gesagt, dass es ein Schaber-Fondue ist. Aber wenn du willst, kannst du auf dem Tisch die Wachstropfen wegschaben, die stören uns schon seit Weihnachten.» Ich sagte: «Ihr könnt doch einen Schweizer nicht zum Fondue einladen und dann Fische in den Topf werfen! Unser Land besteht zur Hälfte aus Käse und zur anderen Hälfte aus Stimmlokalen!» Sie sagten: «Na gut, dann stellen wir für dich einen Extratopf hin, in den kannst du deinen Käse reinschmeissen.» Ich sagte: «Glaubt ihr, ich laufe in Berlin mit einer teuren Fondue-Mischung herum? Die würde mir hier nur geklaut werden!»

Ich versuchte ihnen klarzumachen, dass ich ein Anhänger des *moitié-moitié* bin, aus Vacherin und Greyerzer, zwei Käsesorten, die man in Berlin bei der libanesischen Mafia bestellen muss, und auch dann kriegt man das Zeug nur grammweise. Meine deutschen Freunde sagten: «*Moitié-moitié* klingt wie der Name eines indigenen Volkes aus dem Amazonasdelta.» Das erinnerte mich an eine ostdeutsche Freundin, mit der ich mal in ein Frühstückslokal in Kreuzberg gehen wollte. Als sie die Tafel mit der Aufschrift «Frühstück à discrétion 7,50 €» sah, sagte sie: «Lass uns woanders hingehen, ich kenne eine Kneipe, wo man für denselben Preis essen kann, so viel man will.» Na gut, Moskau ist eben näher bei Berlin als Paris, und so steckte ich halt ein Fischstück auf meine Fonduegabel, deren Widerhaken aber für Brot geschaffen worden waren und nicht für schlabbrigen Wolfsbarsch! «Du hast deinen Fisch verloren», riefen meine deutschen Freunde, «das kostet dich eine Runde Jägermeister!» Ich sagte: «Diese Fondue-Regel gilt nur für Brotstücke!» Sie sagten: «Dann steck ein Stück Brot rein.» «Das löst sich doch auf!», sagte ich, und sie sagten: «Dann hast du in jedem Fall verloren. Her mit dem Jägermeister!»

Jetzt entbrannte in meinem Herzen eine heisse Sehnsucht nach der Heimat, und während meine Freunde sich mit meinem Kirsch zusoffen, ging ich in ihre Küche, holte aus dem Kühlschrank ein dickes Stück Gouda und schmolz den Importkäse auf der Herdplatte. Dabei entdeckte ich, dass auf diese Weise, also ohne Caquelon, sehr viel schneller sehr viel mehr

«Religieuse» entsteht. Es darf einen nur die starke Rauchentwicklung nicht stören, die mich aber nur schon deshalb kalt liess, weil es ja nicht meine Küche war. Der Rauchmelder begann erst zu piepsen, als ich mit dem Essen schon fertig war: Da sieht man mal wieder, was die angeblich so zuverlässige «deutsche Technik» wert ist!



FAST VERLIEBT Pornografischer Jahresrückblick Claudia Schumacher

Die interessanteste Rückschau auf das Jahr 2021 stammt, wie ich finde, von Pornhub, einer beliebten Website für Internetpornografie. Bei dieser Retrospektive habe ich nämlich ausnahmsweise etwas Neues gelernt. Etwa, dass Japan nicht nur als Reiseziel im Trend liegt, sondern auch pornokulturell dominiert. «Lustgreise» hingegen, das war mir nicht klar, sind anscheinend überhaupt nicht weit verbreitet. Aber von vorne:

Pornhub hat seine Nutzerdaten von 2021 ausgewertet. Während die Suchtrends 2020 noch von «quarantine», dem englischen Wort für «Quarantäne» angeführt wurden, war «hentai» der meistgesuchte Begriff im Jahr 2021. Da muss man, gerade als Frau, ein bisschen schlucken. Nicht, weil das japanische Wort «hentai» so viel bedeutet wie «Abnormität» oder «Perversion» – wie die amerikanische Autorin Karley Sciortino einmal sinngemäss konstatierte, sind die Träume der Nacht nun mal etwas, gegen das man tagsüber mitunter im Protest auf die Strasse gehen würde. Was mich aber verwundert, ist die Tatsache, dass es sich bei Hentai um pornografische Manga und Anime handelt. Weltweit schauen also mehr Menschen Cartoon-Sex als Pornografie mit realen Personen.

Der japanischen Erotikkultur haftete schon immer etwas betont Artifizielles an, von dort

kommen die innovativsten Masturbationsprodukte, Sexpuppen und allerlei Bett-Robotik. Natürlich ist auch die amerikanische Pornokultur hochgradig künstlich, dominiert von mehrfach operierten Frauen, die naturbelassene Darstellerinnen in die Kategorie *special interest* verweisen. Somit ist die Abschaffung der echten Frau, wie sie in den Cartoon-Welten der Hentai vorgenommen wird, nur konsequent. Sie entkoppelt den Konsum von Erotika endgültig von dem, was in gewöhnlichen Schlafzimmern passiert – vielleicht steckt darin aber auch etwas Gutes?

Nachdem zuletzt Schönheitsoperationen bei jungen Frauen zugenommen haben, die sich den unmenschlichen Körperidealen von Pornodarstellerinnen anpassen wollten, könnte die Entrückung von Pornografie in reine Fantasiewelten den Anpassungsdruck auf die reale Frau vermindern. Zudem steht die Industrie nicht im Ruf, besonders feinfühlig oder fair mit ihren oft blutjungen Darstellerinnen umzugehen. Wenn die Drecksarbeit nun von Cartoon-Frauen erledigt wird, ist das vielleicht nicht das Schlimmste.

Was mich an der Pornhub-Rückschau ebenfalls erstaunt: Mehr als die Hälfte der Videos werden von Menschen zwischen 18 und 35 Jahren angesehen. Nur 9 Prozent der über 55-Jährigen besuchen offenbar die Website, bei den über 65-Jährigen sind es nur noch 7 Prozent – wenn das nicht die Ehrenrettung des alten Mannes ist.

In die Demografie des Konsums spielt allerdings auch die junge Frau hinein: Während bei älteren Generationen fast nur Männer Pornografie konsumieren, teilen bei den Jungen auch zunehmend Frauen diesen Zeitvertreib.



«Sie wollen also den Namen Ihrer Frau annehmen, Herr KleinKack?!»



FRAUEN

Joan Collins

In Grossbritannien schätzen wir alte Schauspielerinnen. Sie stehen stellvertretend für die 95-jährige Königin Elizabeth II., die sich etwas so Kindisches wie Fans verbitten würde. Da gab es beispielsweise Dame Barbara Windsor, die aus der Gosse kam und sich für ihren Künstlernamen bei der Queen bediente. Und da gibt es Dame Joan Collins, die auch mit 88 noch ganz schön dreist sein kann. Den dreien gemeinsam ist, dass sie weder zu Klagen noch zu Erklärungen neigen, was in der herrschenden Kultur emotionaler Inkontinenz höchst erfrischend ist.

Vor kurzem sind Miss Collins' Tagebücher erschienen, und mich beeindruckt, wie fröhlich sie die Hollywoodhand beisst, von der sie so lange gefüttert wurde: «Sie blecken ihre Backenzähne, sagen «Darling, du siehst fantastisch aus», und allen geht alles am Arsch vorbei.» Das Bild unglaublich reicher Industriellentypen, die ihre Tüten mit Geschenken im Wert Tausender von Dollars auf den Boden kippten und dann darin nach denen kramten, die sie behalten wollten, liess Collins kalt.

Das ist typisch für sie: Ihre Frisur mag in den Himmel ragen, doch mit ihren High Heels steht sie fest auf dem Boden. Die Zeiten, in denen «Schauspielerin» gleichbedeutend mit «leichtes Mädchen» war, sind vorbei; «schweres Mädchen» trifft heute die Sache eher, da die verwöhnten Kreaturen sich beklagen, fotografiert zu werden sei, als werde frau vergewaltigt (Kristen Stewart), oder, werde über sie geschrieben, fühlten sie sich wie ein Soldat in einer besonders blutigen Schlacht (Gwyneth Paltrow).

Collins ist eine Stahlmagnolie, die ihren Lebensunterhalt immer selbst bestritten hat und nichts übrighat für Frauen, die sich als Feministinnen bezeichnen, aber losflennen, sobald ihnen jemand eine Kamera ins Gesicht streckt. *Julie Burchill*

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Caravaggios Götter

Am Dienstag wird in Rom eine Immobilie versteigert. Es könnte sich um die teuerste Villa der Welt handeln.



Andere Massstäbe: Villa Aurora.

Da kommen immer wieder Häuser in die Schlagzeilen, die für Rekordsummen verkauft oder gebaut werden. Jüngst rollte die Meldung über den Atlantik, dass in Los Angeles «The One», «eine der teuersten Villen der USA», bald für 295 Millionen Dollar auf den Markt komme. In der alten Welt beeindruckten solche Summen vielleicht Neureiche. Hier gelten andere Massstäbe. Falls die britische Monarchie irgendwann mal in die Lage kommen würde, ihren Hauptsitz veräussern zu müssen, spülte es gut fünf Milliarden Pfund in die königliche Kasse. Auf so viel wird der Buckingham Palace, eines der wertvollsten Privathäuser der Welt, geschätzt.

Gleich hinter dem Istituto Svizzero

Ganz so hoch sind die Erwartungen bei der Versteigerung des Casino dell'Aurora, auch Villa Aurora genannt, am nächsten Dienstag in Rom nicht. Immerhin beträgt das Eröffnungsangebot



«Jupiter, Neptun und Pluto»: Caravaggios Deckenmalerei.

aber 471 Millionen Euro. Das Haus wäre die teuerste je verkaufte Villa. Sie befindet sich in der Nähe der Spanischen Treppe, gleich hinter dem Istituto Svizzero di Roma. Kardinal Francesco Maria Bourbon del Monte liess sie im 16. Jahrhundert bauen. 1621 ging sie an die Adelsfamilie Ludovisi über, der das Anwesen noch heute gehört. Als der Eigentümer, Prinz Niccolò Boncompagni Ludovisi, 2018 starb, gab es einen Erbstreit, deshalb kommt es jetzt zur Auktion.

Was macht den enormen Wert des Hauses aus? Im Innern der Villa Aurora befindet sich neben einigen Fresken berühmter Künstler die einzige Deckenmalerei von Michelangelo Caravaggio: «Jupiter, Neptun und Pluto» aus einem Jahr um 1597. Kenner werden jetzt sagen, Werke des frühbarocken italienischen Malers seien bisher nicht für astronomischen Summen versteigert worden. Zudem seien die Marktaussichten von Caravaggios Göttern beschränkt. Das Deckenbild könne ja nicht einzeln, sondern nur inklusive Villa verkauft werden. Dies macht eine Schätzung wiederum äusserst schwierig.

In der Fachwelt kursiert eine Vermutung: Die Bewertung sei nach der Expertise von Geschichtswissenschaftler Alessandro Zuccari, der allein schon das Gemälde auf 310 Millionen Euro schätzte, so hoch ausgefallen, um zu verhindern, dass die Aurora in die Hände eines womöglich unachtsamen Käufers falle. Es solle sich besser der Staat um den sorgfältigen Erhalt kümmern. Dieser kann nämlich mitbieten.

Andreas Küttel

Als Skispringer war er der kongeniale Partner von Simon Ammann.

Nun gewinnt Andreas Küttel akademische Meriten – und gibt Unterricht auf Dänisch.

Weltwoche: Herr Küttel, wo erreichen wir Sie?

Andreas Küttel: Bei uns zu Hause im süd-dänischen Städtchen Dybbøl. Mit meiner Ehefrau Dorota und unserem zwölfjährigen Sohn Oliver lebe ich seit meinem Rücktritt vom aktiven Sport vor rund elf Jahren hier.

Weltwoche: Wie oft sprechen Sie die Menschen in Dänemark auf Ihre sportlichen Erfolge an?

Küttel: Praktisch nie. Mit dem Schritt ins Ausland habe ich bewusst eine neue Herausforderung angenommen. Ich wollte in Dänemark nicht als Ex-Spitzensportler wahrgenommen werden. Das wäre so oder so schwierig gewesen. Skispringen ist hier kein Thema. Fussball und Rad sind die dominierenden Sportarten. Im kommenden Sommer gastiert die Tour de France praktisch vor unserer Haustür. Eine Loipe oder eine Sprungschanze dagegen gibt es in ganz Dänemark nicht. Ich muss den Leuten erklären, was ich gemacht

habe. Dann fragen sie mich, ob ich in meinem Sport gut gewesen sei.

Weltwoche: Weshalb zog es Sie ausgerechnet nach Dänemark?

Küttel: Dorota stammt aus Polen. Während ihres Medizinstudiums absolvierte sie in Sønderburg, im Süden von Dänemark, ein Praktikum. Später erhielt sie hier eine Anstellung als Assistenzärztin. Ich arbeitete zuerst im Teilzeitpensum als Sportlehrer. Vor allem war ich Hausmann – mit allen Rechten und Pflichten (*lacht*). Daneben studierte ich an der University of Southern Denmark Sportpsychologie und Talententwicklung. Vor vier Jahren doktorierte ich mit einer Arbeit, die sich mit der Frage beschäftigt, inwiefern sich der nationale Kontext auf den Karriereübergang vom Spitzensport ins «Leben danach» auswirkt. Dabei nahm ich einen Vergleich der Sportsysteme in der Schweiz, in Dänemark und Polen vor.

Weltwoche: Wie sehr besteht bei Spitzensportlern ein Bedarf für eine Beratung im Hinblick auf den Übertritt ins zivile Leben?

Küttel: Ein immer grösserer. Zuletzt brachte das Thema zwei Netzwerke hervor: das Athletes Network des früheren Fussball-Nationalspielers Beni Huggel – und Sportlifeone mit dem ehemaligen Fernsehmann Martin Zinser als geistigem Vater. Selber gebe ich regelmässig Vorträge zu diesem Thema.

Weltwoche: Was war Ihr persönliches Rezept, um die duale Karriere nicht aus den Augen zu verlieren?

Küttel: Ich lebe nach dem Prinzip des «Lifelong Learning». Und das hat sich auch nach Studienabschluss und Doktorat nicht geändert. Als grösstes Problem beim Übertritt ins normale Leben erweist sich oft die Identitätsfrage. Wenn ein Sportler plötzlich nicht mehr das machen kann, was er am besten beherrscht und während Jahrzehnten sein wichtigster Lebensinhalt gewesen ist, kann dies mental extrem schwierig und belastend werden.

Weltwoche: Produziert der Spitzensport Sozialfälle?

Küttel: Ja, leider. Es ist kein Zufall, dass zwischen 10 und 15 Prozent der zurückgetretenen Sportler in gravierende finanzielle und/oder psychische Probleme geraten. Dagegen sind auch Athleten nicht gefeit, die bei ihrem Rücktritt finanziell faktisch abgesorgt haben. Es ist wohl für niemanden befriedigend, nur vom Ersparten zu leben und den ganzen Tag rumzusitzen oder an der Gamestation zu hängen.

Weltwoche: Sie selber haben eine ausgefüllte Agenda. Wie fühlt es sich als Dr. Küttel an?

Küttel: (*lacht*) In der ersten Woche schreitet man mit gewölbter Brust durchs Leben. Doch dieses Gefühl verflüchtigt sich schnell wieder. Obwohl die Selektion im akademischen Leben ähnlich hart ist wie im Spitzensport: 80 Prozent schaffen es nicht. Mittlerweile doziere ich selber – in dänischer Sprache. Dies ist ähnlich anstrengend wie früher das sommerliche Konditionstraining.

Thomas Renggli



«Akademisches Leben ist ähnlich hart wie Spitzensport»: WM-Held Küttel, 2009, und heute mit Frau und Sohn.

Der Schwyzer Andreas Küttel, 42, war als Skispringer der wichtigste Wegbegleiter des vierfachen Olympiasiegers Simon Ammann. 2009 gewann er in Liberec WM-Gold auf der Grossschanze – zwei Jahre später trat er zurück.



Hase zum Hochzeitstag

Restaurant Widder, Rennweg 7, 8001 Zürich, Telefon 044 224 25 26. Montags und dienstags geschlossen. 18 Punkte, 2 Sterne.

Es gibt Gerichte, die sind wie ein Motiv in der Malerei, das selbst über Jahrhunderte nichts von seiner Anziehungskraft verliert – etwa die Kombination Pferd und Reiter. Ohne den Gegenstand meiner Betrachtung gleich stark überhöhen zu wollen, ist der *Lièvre à la royale* mein kulinarisches Pferd-und-Reiter-Motiv. Den königlichen Hasen habe ich genau dreimal gegessen, jeder ist mir in bester Erinnerung geblieben: bei Benoît Violier (1971–2016) im «Hôtel de Ville» in Crissier, der ihn nach einem Rezept seines Vorgängers Frédy Girardet zubereitet hat. Bei Torsten Michel in der «Schwarzwaldstube» in Baiersbrunn und zuletzt bei Stefan Heilemann im «Widder» in Zürich.



Der «Koch des Jahres 2021» hatte den traditionsreichen Wildhasen königlicher Art zu unserem Hochzeitstag aufs Menü geschrieben, und mir schien das – sowohl, was die symbolische, als auch, was die geschmackliche Dimension angeht – eine sehr gute Idee zu sein. Zum Start kombinierte Heilemann unglaublich frische Seeigel von den Färöerinseln mit gehaltvollem Balfego-Tunfisch als eine Art Ceviche mit Passionsfrucht und Pomelo, was dem Abend schon eine sehr angenehme Richtung gab.

So gut wie etwa ein Jahr Ehe ist auch der Steinbutt, welchen der 18-Punkte-Koch komplett aushöhlt und dann mit einer Farce mit Thai-Aromen und Kaisergranat füllt, um daraus ein luxuriöses, handwerklich hochstehendes und geschmacklich feinsinnig-überraschendes Gericht zu machen.

Der Wildhase schliesslich kam eingepackt in einer Schicht Teig, einer zarten Umrandung von Totentrompetenpilzen und umhüllt von einer Farce aus den Innereien und der geschmorten Schulter des Tieres als eine geheimnisvoll dunkle, leicht erdige Kombination auf den Tisch. Abgerundet von etwas gebratener Foie gras und einer Sauce rouennaise, die klassisch mit etwas Hasenblut gebunden wurde. Das ist, zugegeben, ein Gericht für fortgeschrittene Esser, aber nach immerhin elf Jahren Ehe hat man ja doch einiges gesehen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Barocker Engel im Flug

Aurelio Montes: Purple Angel D. O. Valle de Colchagua (Chile) 2018. 14,5%. Wyhus Belp. Fr. 65.80. www.wyhusbelp.ch

Es ist eine verführerische Maxime: «Think global, drink local.» Die meine ist es nur bedingt. Zwar mag ich es, den Winzer um die Ecke zu kennen, und ich habe eine wohl etwas diffuse Vorstellung davon, dass der zwischen Winzer und Trinker geteilte Genius Loci auch eine besondere Harmonie im Glas begründe. Andererseits: Wo kämen wir hin, wenn wir (nicht nur beim Wein, aber da besonders) unser Glück nur noch im Winkel suchten? Nun ja, die Ökobilanz. Aber was sind noch vertretbare Transportwege, wo ziehen wir die Grenzen? Belasten Lieferungen per Camion aus Genf, dem Burgund, dem Piemont, Spanien oder Sizilien (jeder ziehe seine Kreise selber) die Umwelt weniger als die Importe grosser Mengen in Containern per Schiff aus Übersee? Als Laie wage ich das zu bezweifeln. Vom Genuss einer Flasche aus Argentinien oder aus Chile hat es mich jedenfalls noch nie abgehalten. Zumal, weinhistorisch



gesprachen, die neue Welt der alten einen Liebesdienst erweist, sozusagen *pro specie rara*. Im argentinischen Mendoza erlebt die in Europa fast vergessene alte Sorte Malbec eine fabelhafte Renaissance.

Und jetzt begegnet mir ein chilenischer Wein aus mehr als 90 Prozent Carménère, einer Sorte, die, vor der biblischen Reblausplage in Bordeaux so angesehen wie die Cabernet Franc, dort gerade noch auf 21 Hektaren gepflegt wird (Stand 2008). Der Wein stammt von Aurelio Montes, einem der Pioniere der chilenischen Qualitätsweinproduktion. Meine leisen Vorbehalte überwältigt er mit dem ersten Schluck. Die hatten weder mit der chilenischen Herkunft noch schon gar mit den Eigenschaften der Carménère-Traube zu tun (die, nicht ein-

fach im Umgang, neigt zum Verrieseln, ist nicht üppig im Ertrag und vor allem sehr spät reifend, so dass es ihrem Saft bei angemessen retardierter Lese oft an Säure und kernigen Tanninen mangelt). Ich habe ein zugegeben etwas altmodisches Misstrauen gegenüber Weinen mit Fantasienamen. Dieser, eine von Montes' Premium-Ikonen (die anderen heissen «Alpha M» und «Folly»), ein hundertprozentiger chilenischer Syrah – diese Etikette trägt den Namen «Purple Angel». Klingt ein wenig nach Marketing-Kitsch, was der Wein aus dem Hammerjahr 2018 mit Grandezza widerlegt.

Er ist ein mächtiges, dunkles, vielschichtig tiefes, opulent barockes Wunder; oberste Schwergewichtsklasse, aber mit seiner eleganten Balance (neben geballter schwarzer Frucht viel Würze, z. B. Kräuter, Pfeffer, ein Hauch Minze, meine ich) nie schwerfällig, dank spürbar stützendem neuem Holz. Sogenannt feinkörnige Tannine. Und auch das unabdingbare Minimum an Säure. Die liefert dem Carménère der mit 8 Prozent kleine Partner in dieser glücklichen Cuvée, der Petit Verdot.

Die X-Frage

Mit dem Seat Arona ist man im urbanen Dschungel gut unterwegs, auch wenn es nicht auf alles eine Antwort gibt.



Marketing im Automobilssektor ist eine Kunst für sich und eine, die ich auch nach vielen Jahren intensiver Beschäftigung mit dem Thema nicht immer vollständig verstehe. In den vergangenen zwei Wochen bin ich den Seat Arona gefahren, ein sehr angenehmes kompaktes Fahrzeug, das gerade im Stadt- und Nahverkehr nur gute Gefühle zurücklässt.

Seat bewirbt den neuen Arona mit dem Werbespruch «Der Crossover für Mutige», und während ich mich in dem Wagen aus dem Volkswagen-Konzern sehr angenehm fortbewegte, war die Suche nach der Antwort auf die X-Frage leider erfolglos. Die X-Frage habe ich mir selbst gestellt, sie kam bei näherer Betrachtung des Autos auf, das auf der breiten, prominent gestalteten C-Säule ein schräggestelltes X in Form einer Prägung zur Schau trägt. Dazu geben eine leicht erhöhte Bodenfreiheit sowie Kunststoffverkleidungen an der Unterseite dem Fahrzeug eine gewollte Aura der robusten Unverwundlichkeit. Kein Weg ist zu holprig, zu steil oder zu abgelegen, als dass man ihn nicht mit dem Seat Arona bezwingen könnte. So jedenfalls habe ich den Ausdruck dieser gestalterischen Massnahmen verstanden.

Nun ist der Seat Arona, der im spanischen Martorell bei Barcelona wie seine technologischen Geschwister Skoda Kamiq oder VW T-Cross auf der Basis des VW-typischen modularen Querbaukastens gebaut wird, ein Auto mit Frontantrieb. Möglicherweise bin ich da etwas strukturkonservativ, aber wenn ein Fahrzeug im Offroad-Look vorfährt, bedeutet ein fehlendes Allradsystem zumindest eine leise Enttäuschung.

Vielleicht fehlen mir da auch einfach gewisse Kenntnisse in der Sprache des Marketings, bei dem es nicht zuletzt darum geht, Träume und Wunschvorstellungen zu verkaufen. Oder es handelt sich nur um ein Missverständnis, und der Arona ist eher für den Dschungel der Stadt als für unwegsames ländliches Gelände gedacht. Mit seinen kompakten Ausmassen, dem kleinen Wendekreis, dem flinken Turbomotor mit vier Zylindern und immerhin 150 PS, die lediglich 1353 Kilogramm Leergewicht bewegen müssen, ist der kleine Seat ein sehr angenehmer Begleiter durch den urbanen Alltag.

Und da kann man mich ja mit einfachen Massnahmen begeistern. Dass im Laderaum, in dem ein grosser Koffer Platz findet, zum Beispiel ein Netz befestigt ist, das darunter verstaute Güter fixiert, ist so ein überzeugendes Detail. Die Innenraumgestaltung mit beleuchteten Lüftungsdüsen und angenehmen Materialien ist dazu ebenso gelungen wie die technische Ausstattung überzeugt, die beim Fahren elektronische Unterstützung in Form von Abstandsradar und Spurhalte-Automatik bietet und die schlüssellosen Zugang ebenso ermöglicht wie die Einparkhilfe mit Sensoren und Kamera. Möglicherweise steht das X beim Seat Arona halt einfach für lebensstaugliche Praxis.

Seat Arona Hola XP

Motor/Antrieb: Turbo-Benziner 4 Zylinder, Frontantrieb, 7-Gang-DSG; Leistung: 150 PS / 110 kW; Hubraum: 1498 ccm; max. Drehmoment: 250 Nm / 1500–3500 U/min; Verbrauch (WLTP): 7,1 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h; Preis: Fr. 36 950.–



OBJEKT DER WOCHE

Perfekt temperiert

Elektrischer Wasserkocher von Fellow
Für Fr. 159.– online erhältlich

Vom Pfeifkessel bis zum Elektrokocher war es ein langer Weg. Vor allem wenn man bedenkt, dass Ersterer seinen eigentlichen Ursprung in der peruanischen Gefässflöte aus Ton hat, die zirka 500 vor Christus erfunden wurde. Der strombetriebene Sieder mit automatischer Ausschaltmechanik brachte dann etwas mehr Ruhe in die Küche, wobei der Pfeifkocher in Filmen und Serien immer noch gerne eingesetzt wird. Der dramaturgische Effekt des schrillen Geräusches ist einfach zu gut.

Das Gerät, das die Start-up-Firma Fellow in San Francisco lancierte, kocht dagegen sehr, sehr leise und macht, nicht wie die meisten unförmigen silbrigen Sieder, einen geradezu eleganten Eindruck. Die Innovation ist neben der Tülle, die ein besonders gezieltes Eingiessen erlaubt, dass die Wassertemperatur kontrolliert werden kann. Sie lässt sich zwischen 57 und 100 Grad Celsius regulieren und wird dadurch dem individuellen Hitzeempfinden im Mund gerecht. Vor allem aber optimiert sie den Genuss des Heissgetränks. Man geht davon aus, dass die ideale Temperatur, damit der Kaffee seinen ganzen Geschmack entfalten kann, bei 90 bis 96 Grad liegt und beim Schwarz- oder Grüntee etwa bei 80 Grad.

Der Kocher fasst 0,9 Liter, kann per Smartphone-App aktiviert werden und hält das Wasser bis zu einer Stunde lang in der gewünschten Temperatur.

Benjamin Bögli

Zu viel des Guten kann es nicht geben



Botschaft der Moral frei von Moralismus: «Don't Look Up» auf Netflix.

Politische Krisen entstehen, wenn das Alte abstirbt und das Neue nicht geboren werden kann, sagte der Philosoph Antonio Gramsci. Nicht unterschiedliche Werte stellen die Kohäsion einer Gesellschaft in Frage. Sondern wenn diese sich nicht auf die Prämissen einigen kann. Eine Gesellschaft spaltet sich, wenn die Beteiligten sich unterschiedliche Spielregeln geben. Etwa die unbekümmerte

Negierung des wissenschaftlichen Befunds, dass der Klimawandel existiert und eine Bedrohung darstellt. Oder dass Covid-19 nicht harmlos wie eine Grippe ist. Der Netflix-Film «Don't Look Up» zeigt zeitgeistig, wie die Erde an die Wand gefahren werden kann: durch rechte Ignoranz und linke Political Correctness, durch den Narzissmus der individuellen Freiheit und nationaler Souveränität. Es

braucht keine intellektuelle Verrenkung, um die Botschaft der Groteske zu verstehen. Ihre Moral kommt ohne Moralismus aus – ein «zu viel des Guten» kann es ja eigentlich gar nicht geben, nicht einmal in der Politik. Zu wenig hingegen schon.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, mein Mann und ich haben ausgiebig Sex. Das ist sehr schön. Manchmal geht mir die Rumturnerei aber etwas zu lange. Soll ich in einer solchen Situation den Orgasmus vortäuschen, um das Ganze abzukürzen? V.L., Bern

Eine interessante Frage, die sich gewiss die eine oder der andere schon gestellt hat. Im Sinne von «Fake it till you make it» kann man einen Orgasmus durchaus einmal vorspielen. Ist man total bei der Sache und lässt sich auf den Partner ein, darf man ihm damit auch mal eine Freude machen. Aber den kleinen Schwindel ins Repertoire aufzunehmen – davon möchte ich abraten. Einerseits kann es doch auch toll sein zu lernen,

«Nein, jetzt mag ich nicht mehr» zu sagen. Auch wenn der Sex sehr schön und gut ist, darf es einmal genug sein. Gleichzeitig ergibt die Idee, «Sex haben zu müssen», weil der andere sonst angeblich nicht bekommt, was er will, auch gar keinen Sinn. Es nimmt dem Sex den Reiz, das Hirn speichert das, und man ist für ein nächstes Mal nicht mehr motiviert.

Ferner: Schwierig am Thema, Sex zu haben, obwohl man eigentlich gar nicht mag, ist auch die Hypothese, dass Sex nur dann wertvoll oder vollständig ist, wenn er im Orgasmus mündet. Sex darf doch auch mal sein, um sich abzulenken, um fünf Minuten miteinander zu interagieren und zwischen Arbeit und Haushalt miteinander zu spielen. Schliesslich kann

sich ein Tagesausflug in die Berge durchaus ebenso effizient und erholsam anfühlen wie der dreiwöchige Urlaub, in dem man durch eine Grossstadt hetzt.

Fazit: Es ist sicher sinnvoll, seine eigenen Vorstellungen zu hinterfragen und sich zu sagen, dass man einerseits kein schlechtes Gewissen haben muss, wenn man nicht mehr mag, und andererseits, dass Sex auch ohne Orgasmus vollständig sein kann.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Beat Hauenstein

Der Davidoff-Chef verbindet lateinamerikanisches Savoir-vivre mit Schweizer Präzision. Und er blickt auf die Abstimmung vom 13. Februar.

Für Zigarrengeniesser ist das Basler Traditionshaus seit langem ein Fixstern. Regelmässig erfreut Davidoff mit Neuheiten, ein bisschen wie in der Uhrenindustrie: Gefragt sind vermehrt exklusive oder limitierte Editionen.

Dass sein Ideenlabor auf Hochtouren läuft, verrät CEO Beat Hauenstein beim Mittagessen im «Club de Bâle», einem Privatklub, der sich etwas seitlich der Mittleren Rheinbrücke erhebt – mit angeschlossener Davidoff-Lounge.

Die im Herbst lancierte Year of the Tiger ist so gut wie ausverkauft. Damit hatte sich Davidoff eine Weltpremiere einfallen lassen. Man bedeckt das äussere Deckblatt während der Fermentation teilweise mit den herausgetrennten Rippen von Tabakblättern, wodurch sich ein tigerartiges Muster einprägt. «Auch 2022 halten wir wieder einige Überraschungen bereit», sagt Hauenstein. Limitierte Editionen seien bei Davidoff tatsächlich limitiert. «Die letztes Jahr vorgestellte Dominicana machen wir ausschliesslich aus Spitzentabaken des Jahres 2014, die wir sechs Jahre lang sorgfältig gereift haben – diese sind irgendwann aufgebraucht.»

«Informatik ist das Nervensystem»

Seit Hauenstein die Führung vor knapp fünf Jahren übernommen hat, ist der Vorsteuergewinn jährlich zweistellig gewachsen. «Ohne die Pandemie stünden wir noch besser da.» Der Detailhandel und insbesondere das Reise-Duty-free-Geschäft hätten sich nämlich noch nicht erholt.

Mit dem Hauptgang dreht das Gespräch von den Produkten aus Lateinamerika in Richtung Basler Zentrale. Hinter dem Welterfolg von Davidoff steckt eben auch fein austarierte Schweizer Management-Präzision. Erfolgreiche Unternehmensführung, erklärt Hauenstein, habe auch mit Handwerk zu tun. Ursprünglich ist der heutige Chef vor fast zwanzig Jahren als Wirtschaftsinformatiker bei der Basler Oettinger Davidoff AG eingestiegen. «Die Informatik ist das Nervensystem.» Es gehe darum, die Informations-, Waren- und Finanzflüsse in Übereinstimmung zu bringen und die Ergebnismechanik zu kennen. Man müsse sportliche, aber realistische Ziele entwickeln, «eine Vision mit Substanz», welche



«Einige Überraschungen»: Geschäftsführer Hauenstein.

die Mitarbeiter begeistere. Ein entscheidender Erfolgsfaktor sei auch der Markenwert. Zigarren-Aficionados weltweit vertrauten Davidoff. Der Basler Hersteller hat in der Dominikanischen Republik und in Honduras diverse eigene Tabaksorten entwickelt. Um die innovative Kraft zu pflegen und die Qualität langfristig sicherzustellen, hat Hauenstein verschiedene interne Kompetenzzentren ins Leben gerufen – für landwirtschaftliche Verbesserungen, für die Zigarrenkomposition (*blending*) und für das Operative. «Eine Firma wie Davidoff, mit dieser Marktstellung, liesse sich heute auch mit riesigen Investitionen nicht mehr aufbauen», sagt

Hauenstein. Zu komplex sei das Geschäft, auch was die überall unterschiedliche Regulierung anbelange. Keine Freude bereitet ihm das drohende totale Werbeverbot für Tabakprodukte. «Daraus spricht eine ideologisch getriebene, kleinliche Verbotsmentalität.» Das erst im Herbst vom Parlament verabschiedete neue Tabakproduktegesetz decke den Jugendschutz vollständig ab.

Nach einem doppelten Espresso verabschiedet sich Beat Hauenstein mit einem Bonmot von Zigarrenraucher Winston Churchill: «Erfolg ist nicht endgültig. Misserfolg ist nicht fatal. Was zählt, ist der Mut, weiterzumachen.»

Florian Schwab

Feine Klänge vom Matterhorn

Chris von Rohr, ruhmreicher Musiker und Produzent, hat in Zermatt eine Pop-Perle entdeckt. Wir haben uns mit den Geschwistern Romaine und Joel Müller von Sky of Augustine unterhalten.

Thomas Renggli

Die Nordwand des Matterhorns wirft lange Schatten. Im Untergrund leuchtet das ewige Eis in mystischem Blau. 38 Viertausender und 14 Gletscher bilden die monumentale Kulisse. An kaum einem anderen Ort ist die raue Schönheit der Natur näher als in Zermatt. Es ist der perfekte Ort, um vom ewigen Winter und der idealen Spur durch den frischen Pulverschnee zu träumen. Joel Müller muss lächeln, wenn er darauf angesprochen wird. Der 29-Jährige arbeitet im Winter als Skilehrer. Einst träumte er den Traum vieler seiner Alterskollegen. Er wollte Skirennfahrer werden. Doch letztlich stand ihm seine zweite grosse Leidenschaft im Weg – die Musik. «Ich musste realisieren, dass sich Sport und Kunst beissen», sagt Joel im sonoren Walliser Dialekt.

Dabei war der Skisport durchaus dafür verantwortlich, dass die Müllers schon in jungen Jahren als Musiker den Schritt ins nationale Scheinwerferlicht schafften. Zusammen mit drei der Kinder von Pirmin Zurbriggen, ihrer Cousine Maria und den Cousins Elia und Pirmin jun., sowie der Schlagzeugin Rebecca Graven formierten sie sich 2011 zur Familienband Wintershome und verschafften sich landesweit Gehör.

Bekannte Walliser Familie

Er und seine Schwester stammen selber aus einer bekannten Walliser Familie. Ihre Mutter Leni ist eine gebürtige Julen – und die Cousine von Riesenslalom-Olympiasieger Max Julen. Grossvater August, dem Sky of Augustine den Namen verdanken, zeigte als Skilehrer Walt Disney, Ted Kennedy, J. Paul Getty und Guccio Gucci den kultivierten Parallelschwung. Ketchup-Pionier H.J. Heinz versprach er, seinen Sohn Heinz zu taufen. «Wir wuchsen in einem sehr liberalen, offenen und kunstaffinen Umfeld auf», sagt Romaine Müller.

Doch zurück ins Hier und Jetzt. Die Müller-Geschwister treten zwar gelegentlich noch immer mit Wintershome auf. Das Feuer sei noch da, aber trotzdem werde es wohl nie mehr wie früher, als sie 2018 mit einem Auftritt bei den Sports Awards zur besten Sendezeit auf die grosse TV-Bühne treten konnten. Zu diesem Zeitpunkt hat-



«Eine Seltenheit in diesem Land»: Krokus-Legende von Rohr.

Chris von Rohr feierte mit seiner Band Krokus ab den achtziger Jahren internationalen Erfolg. Als Produzent verhalf er Gotthard an die Spitze der Hitparade. Über Sky of Augustine sagt er: «Ich bekomme viele Demos und Songs von Schweizer Musikern. Technisch oft brillant, digital aufgebretzelt, aber das gewisse Etwas fehlt. Starke Musik hat viel mit Groove, Feeling, Melodie und Eigenständigkeit zu tun. Sky of Augustine bringen das ganz natürlich mit. Wenn sie zusammen musizieren, entsteht eine bestimmte Magie. Die beiden starken Stimmen harmonieren und ergänzen sich perfekt. Ihre Songs haben nichts mit dem gängigen Reissbrett-Pop zu tun. Sie gehen tiefer, sind feiner. Reinstes Seelenmanna mit einer Prise Bergfrische. Eine Seltenheit in diesem Land. Auf das erste Album dürfen wir uns freuen.»

ten Romaine und Joel ihr eigenes Projekt bereits im Auge. «Wir spürten, dass sich die Prioritäten der anderen Bandmitglieder verschoben hatten; dass nicht alle bereit waren, ganz auf die Karte Musik zu setzen.» Romaine und Joel aber wollten es – und erhielten Zuspruch von einem Stamm-

gast des elterlichen Hotels «Cœur des Alpes», bei dem sie zuvor auf Granit gebissen hatten: Chris von Rohr. Romaine erinnert sich lächelnd: «Wir hatten Chris schon mehrmals auf Wintershome aufmerksam gemacht – konnten ihn aber kaum damit beeindrucken. Umso überraschter waren wir, als er sich von unserem neuen Sound doch ziemlich begeistert zeigte.» Und wie sieht die Rolle des berühmten Taktgebers heute aus? Joel: «Er ist wie ein kreativer Supervisor – zwar aus Distanz, aber seine Inputs haben sich schon öfters durchgesetzt. Chris gab uns beispielsweise den Ratschlag, dass wir unsere ersten sechs Songs nicht gleichzeitig veröffentlichen sollen, sondern besser einen Teil für die erste LP aufsparen.» Von Rohr zeigte ihnen auch, wie man professionell und zielgerichtet arbeitet, ohne die eigene künstlerische Identität zu opfern.

«Immer auf tutti»

Über Joel sagt Romaine: «Er ist ein sehr leidenschaftlicher Mensch und geht immer auf tutti – sowohl im Sport als auch in der Musik.» Und Joel sagt über seine 26-jährige Schwester: «Romaine hat einen starken Willen und grosses Organisationstalent. Bei Wintershome war sie das Zugpferd. Ich bin immer wieder beeindruckt, wie viel sie für die Musik gibt. Und am Schluss ist das Resultat in der Regel perfekt.»

Gewisse Dissonanzen sind bei der künftigen Ausrichtung von Sky of Augustine zu spüren. Während Joel denkt, dass man für einen grossen Hit als Türöffner auch mal zu etwas poppigeren Klängen greifen könnte, sagt Romaine: «Man darf sich künstlerisch nie verbiegen.» Akzentuieren könnte sich diese Diskussion beim Eurovision Song Contest. Joel drückt sich mit Blick auf seine Schwester diplomatisch aus: «Noch vor zwei Jahren war dieser Wettbewerb für mich ein Graus. Doch bei der letzten Durchführung überzeugten mich viele. Unter diesen Voraussetzungen wäre eine Teilnahme für uns nicht abwegig.» Romaine hört ihrem Bruder lächelnd zu. Wirklich anfreunden kann sie sich mit diesem Gedanken wohl noch nicht. Doch wer Sky of Augustine hört, ist sich sicher. Unter normalen Umständen gäbe dies zwölf Punkte – mindestens!



«Wir wuchsen in einem sehr liberalen, offenen und kunstaffinen Umfeld auf»: Sky of Augustine mit Joel und Romaine Müller.

Doris Fiala, Politikerin

Die FDP-Nationalrätin schwärmt für Angela Merkel und findet, dass Alain Berset seine Aufgabe in der Corona-Krise bestmöglich erfüllt.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Fiala: Angestellte der Kehrriechtabfuhr und alle Putzequipen, welche die Folgen des Litterings beseitigen müssen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Fiala: Wenn Menschen mich fröhlich stimmen und sinnbildlich meine Seele berühren.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Fiala: Das ist immer relativ: Milizsystem lässt grüssen ...

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Fiala: Menschen zu verlieren, die ich liebe.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Fiala: Nelson Mandela und Angela Merkel.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Fiala: Intelligente Debattierfreude und Humor.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Fiala: Keiner! Wir brauchen sie alle!

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Fiala: Unsere ehemalige, durchsetzungsstarke FDP-Fraktionschefin Gabi Huber. Oder ein Visionär wie Peter Grünenfelder, Geschäftsführer von Avenir Suisse. Ich wäre aber bereits sehr zufrieden, wenn er Regierungsrat des Kantons Zürich würde.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Fiala: Jenes von Angela Merkel!

Weltwoche: Was halten Sie von Roger Köppel?

Fiala: «Der Geist, der stets verneint» beziehungsweise immer die Antithese sucht. Im Grunde eine intelligente Frohnatur – oft jedoch zu ideologisch.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Fiala: Mein Merkmal ist zwar, dass ich mich über die Gemeinsamkeiten definiere, nicht

über die Differenzen. Einen politischen Kampf führe ich jedoch aus Überzeugung und nehme in Kauf, auch nicht zu gefallen.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Fiala: Mit meinem Lebenspartner, Armin Walpen!

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?



«Verzeih den andern und auch dir selbst»: Doris Fiala.

Fiala: Führe kein Lügen-Tagebuch. Allerdings: «Man muss zuerst die Fakten kennen, bevor man sie verdrehen kann ...»

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Fiala: Ich bin Agnostikerin. Übersetzt hiesse das wohl: «Kann sein – kann nicht sein!»

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Fiala: An einem Samstag.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Fiala: Die Wasserpistole meines Enkels und ein japanisches Küchenmesser.

Weltwoche: Wären Sie gerne ein Mann?

Fiala: Nein. Ich wüsste nicht, warum.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Fiala: Eigentlich nichts. Ich werde Ende Januar 65, nicht 25 ...

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Fiala: Nein.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Fiala: Niemand ist perfekt, deshalb: «Verzeih den andern und auch dir selbst!»

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Fiala: Ich müsste zuerst wohl mich selbst hinterfragen ...

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Fiala: Diese Ernährungs- beziehungsweise Lebensform wäre mir zu einseitig und zu ideologisch. Ich setze jedoch auf artgerechte Tierhaltung und geprüfte Labels wie Naturaplan, Bio oder Demeter.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

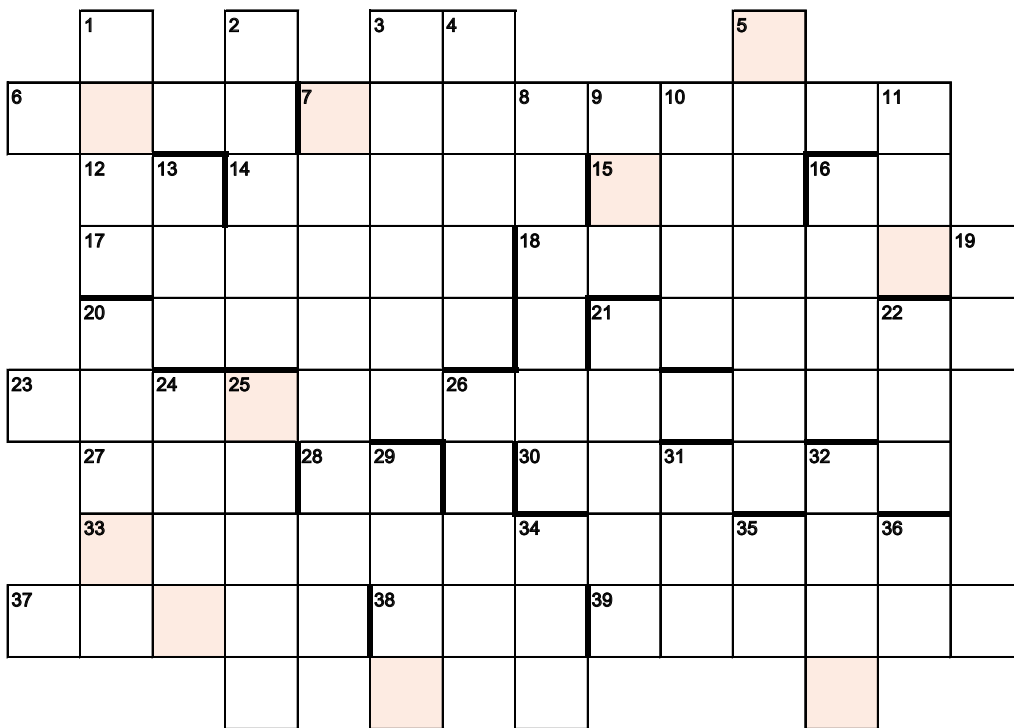
Fiala: Die Individualbesteuerung.

Weltwoche: Was halten Sie von Alain Berset?

Fiala: Er erfüllt den äusserst anspruchsvollen Job in der Krise bestmöglich und hat dafür meinen Respekt.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Fiala: Mein Vater und mein verstorbener Ehemann, den ich bereits mit sechzehn kennengelernt hatte. Wer seinen Ehemann so früh kennenlernt, wird automatisch mehr geprägt. Er war zudem acht Jahre älter und Flüchtling aus der Tschechoslowakei. In der Tat sagt das sehr viel über mich aus: Mein Präsidium der Kommission «Migration and Refugees» am Europarat erfüllte ich wohl gerade auch deshalb authentisch und sehr engagiert. Mein Schwiegervater war einziger Überlebender einer ganzen jüdischen Flüchtlingsfamilie. Mein Gatte war Halbjude. Solche Lebensgeschichten machen uns Schweizer – mich jedenfalls – etwas demütiger ... Sicher erklärt es mein Engagement im Europarat perfekt und die Frage der Prägung.



Lösungswort — zu verschiedenen Familien gehörend?

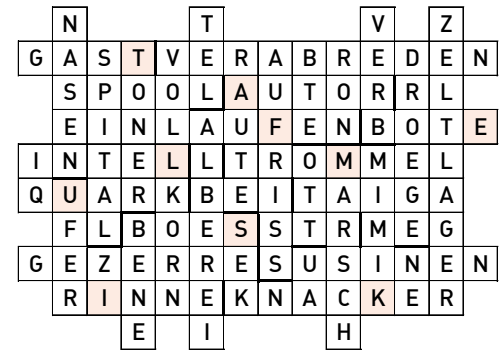
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 verschafft freie Fahrt, ist aber nichts für eingefleischte Automobilisten 6 wo sich Femur und Tibia treffen und wo Artisten im Zelt auftreten 7 in einer Stand-up-Bar hängenbleiben? 12 nicht beim Teutates, aber beim Jupiter 14 sind seit Anfang Jahr hierzulande auf einem neuen Rekordhoch 15 Fehleranfang in Bündner Berg und Tal 16 womit Rufmord beginnt 17 besonders wenig Material benötigendes T-Profil? 18 ausgeführt mit 2 Händen oder etwa 3 - 8 Welpen 20 wo Feldhasen schon immer gerne ... 21 in einem Wrack ähnelnden Schrotthaufen zu findende Boote 23 ungelogen 27 bekanntlich der beste Kollege des Uhus 28 Charakteristikum hiesiger Käsetörtchen und Küchenschränke 30 Tätigkeit und vielleicht auch Haarpracht von Sirenen 33 was z. B. das Beherbergen von Tieren in Zweiergruppen ist 37 genau, genau 0,376 mm oder U+OO2E 38 kurze Monate 39 ein Westgermane oder zwei seiner Schwerter

Senkrecht — 1 sowohl im Chräbéli als auch in der Mechanisierung zu finden 2 etwas für Liebhaber der französischen Küche 3 braucht, wer mit Zuckerbrot und Peitsche erzieht 4 Trane in Speziesform gebracht 5 nahezu vollständiges Fuhrwerk 7 das Gegenteil von Nachsicht? 8 Urahn des Haftklebeverschlusses 9 Teil eines Teils 10 Vorname im Übernamen 11 nicht nackt, aber bloss 13 nicht mehr der Jüngste, aber in einem Topalter 16 herrscht nach Konzertende oder vor dem Sturm 19 in Reinform stählern, in Argentinien geheiligt 20 lädt zum Ansehen ein oder fordert dazu auf 21 bekanntester Königsberger 22 schuf das Delta der Venus und schützt vor Stromschlag 24 Urea-haltig, aber nicht in der Drogerie erhältlich 25 liegt mitten im Zwickel 26 dafür hatte der Migros-Gründer zu kurze Haare 29 tragen viele Passagiere, auch (buchstäblich) im Zug nach Emden 31 fremde Spione in Casaccia 32 originäres Ende von «Der schwarze Hecht» 34 internationale Zustimmung 35 Sportclub für Faule 36 verkürzte Handschrift

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 749



Waagrecht — 5 GAST 8 VERABREDEN (Anagramm) 14 SPOOL (Spa-Pool; engl. f. Spule) 15 AUTO(R) 16 PerLen (Rial) 17 EINLAUFEN 19 BOTE 20 INTEL 21 TROMMEL 25 QUARK 27 BEI (B-Ei) 28 TAIGA 29 FL (Freie Liste: Partei im Fürstentum Liechtenstein) 30 BOES 32 STR 33 MEG Ryan / Film v. J. Turteltaub 34 GEZERRE 36 SUSINEN (Susi 'nen) 39 SpenglerINNEN 40 KNACKER

Senkrecht — 1 NASEN 2 GreTEL 3 VERBoten 4 ZELTLAGER 6 SPITAL 7 TONER 8 VOLLKORN 9 RAUTE (# auf der Telefon-Tastatur) 10 AUFRISS 11 BTE (Bund treuer Eidgenossen nationalsozialistischer Weltanschauung) 12 RON (Freund v. Harry Potter; Reuss-Zufluss) 13 DROEGEler 18 ALBEREI 20 IQ 22 (L)OTTeriegesetz (Nachname) 23 MARSCH 24 MIMIK (RL = real life (reales Leben)) 26 SäUFERkarriere 30 BENE (ital. f. gut) 31 SEK (Sekunde, Sekundarschule) 35 ZI (Abk. f. Zimmer) 37 (Q)UAI 38 NEU

Lösungswort — **TAFELMUSIK**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Heute Tabak!

Morgen Cervelat?



Werbe-Verbote

NEIN

zur extremen Verbots-Initiative

5 gute Gründe für ein NEIN zur Werbe-Verbotsinitiative:

- ✗ Jugendschutz ist wichtig. Die Initiative ist aber völlig **unverhältnismässig und extrem**, denn sie führt zu einem Totalverbot von Tabakwerbung.
- ✗ Kommt ein totales Werbe-Verbot beim Tabak, **drohen weitere Werbeverbote: Für Fleischwaren wie Würste, Alkohol, Schoggi oder Autos**. Wollen Sie sich **so bevormunden lassen?**
- ✗ Werbeverbote schaden Wirtschaft und KMU's und **zerstören Arbeitsplätze!**
- ✗ Ohne Werbung werden **Zeitungen und Zeitschriften sowie kulturelle Veranstaltungen teurer**.
- ✗ Das Parlament hat im letzten Jahr bereits ein neues Tabakproduktegesetz beschlossen, das den Jugendschutz bei Tabakprodukten gesetzlich verankert. **Im Gegensatz zur Initiative ist das neue Gesetz ausgewogen. Die Volksinitiative ist also überflüssig!**

Das überparteiliche Komitee gegen Werbe-Verbote sagt NEIN zur extremen Verbots-Initiative



Philipp Kutter,
Nationalrat, Die Mitte / ZH



Rocco Cattaneo,
Nationalrat, FDP / TI



Damien Cottier,
Nationalrat, FDP / NE



Mike Egger,
Nationalrat, SVP / SG



Regine Sauter,
Nationalrätin, FDP / ZH



Thomas de Courten,
Nationalrat, SVP / BL

